Deutschland

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. Karl Biedermann
ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

II. Band.

Geistige, sittliche und gesellige Zustände.

Zweiter Theil.

Zweite Abtheilung.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1875

Deutschland

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. Karl Biedermann
ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

Zweiter Band.

Geistige, sittliche und gesellige Zustände.

Zweiter Theil:

Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

Zweite Abtheilung.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1875.

Deutschlands

Geistige, sittliche und gesellige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. Karl Biedermann
ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

Zweiter Theil: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

Zweite Abtheilung.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1875.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Vorrede.

Der nachstehende Band meines Werkes, den ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, bildet die zweite Abtheilung des zweiten Theils von demjenigen Abschnitte des Ganzen, welcher die geistigen, sittlichen und geselligen Zustände Deutschlands im vorigen Jahrhundert behandelt. Die erste Abtheilung dieses Theils umfaßte die Geschichte der deutschen Poesie von Gellert bis mit Wieland. Diese zweite schildert die Neubelebung der deutschen Literatur durch Friedrich den Großen und seine Thaten, beschäftigt sich mit Lessing als dem Vertreter der dadurch erweckten realistischen Dichtung, versucht sodann, eine allgemeine Charakteristik der sog. „Sturm- und Drangperiode" in der ganzen Breite und Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen zu geben, und bereitet damit den Boden für eine specielle Darstellung der dichterischen Ergebnisse dieser merkwürdigen Epoche unseres deutschen Geisteslebens. Es war ursprünglich meine Absicht, auch noch diese Darstellung selbst, insbesondere die Jugenddichtungen Goethe's und Schiller's, in diesen Band mit aufzunehmen. Ich sah jedoch davon ab, theils um das Erscheinen des letztern nicht länger zu verzögern, theils weil es mir passender schien, den Entwicklungsgang unsrer beiden großen Dichterheroen ungetrennt in einem und demselben Bande zur Anschauung zu bringen. Daher habe ich nur noch den kritischen Vorläufer und Bahnbrecher dieser Periode, Herder, hier aufgenommen, dessen Wirksamkeit als solcher im Wesentlichen in die Jahre 1770 und die nächstfolgenden fällt, während seine spätere Thätigkeit zumeist auf andern Gebieten liegt.

Die noch ausstehende dritte Abtheilung, welche das ganze Werk abschließt, wird neben den Charakteristiken Goethe's und Schiller's dasjenige von Lessing und Herder nachholen, was mehr in die philosophische und theologische, als in die poetische Strömung jener Zeit gehört, wird eben diese philosophisch-theologische Bewegung, die im ersten Theile mit Wolf einerseits, den Pietisten und Freidenkern andrerseits abbrach, wieder aufnehmen und bis zu Kant weiterführen, wird endlich am Schlusse ein zusammenfassendes Bild der gesammten geistigen, sittlichen und geselligen Zustände Deutschlands gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu geben versuchen.

Schon in der ersten Abtheilung ging mein hauptsächlichstes Bestreben dahin, die Erscheinungen unsrer schönen Literatur im vorigen Jahrhundert überall unter den culturgeschichtlichen Gesichtspunkt zu rücken, das heißt, sie im engsten Zusammenhange mit dem ganzen Culturleben der Nation darzustellen. In ganz besondrem Maße fühlte ich mich eben hierzu aufgefordert durch die Stoffe, welche diese zweite Abtheilung behandelt. Es ist meine festbegründete Ansicht, daß einerseits Lessing's kritische und poetische Thätigkeit nur dann recht verstanden und gewürdigt werden kann, wenn man sie in engster Beziehung zu dem belebenden Einflusse der Persönlichkeit und der Thaten Friedrich's des Großen auffaßt, daß andrerseits der eigenthümliche Rückschlag in eine wieder vorwiegend subjective Denk- und Dichtweise, welche die Signatur der „Sturm- und Drangperiode“ bildet, in dem Zurücktreten dieses Einflusses und dem stärkeren Wiederhervortreten entgegengesetzter Einwirkungen wesentlich mit begründet ist. Ob es mir gelungen, diese allgemeinen culturgeschichtlichen Bezüge nach allen Seiten hin so klar und überzeugend zur Anschauung zu bringen, wie es meine Absicht war, muß ich dem Urtheile der Leser und der Kritik anheimgeben.

Leipzig, den 9. März 1875.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

---

*) „Goethe's und Schiller's Jugenddichtungen", welche in der Ueberschrift dieses Abschnitts im Texte mit verzeichnet sind, werden im fünften Abschnitt, in der folgenden dritten Abtheilung, abgehandelt werden.

Deutschlands

Geistige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Dritter Abschnitt.

Neubelebung der deutschen Literatur durch Friedrich den Großen und seine Thaten. G. E. Lessing als Vertreter der dadurch erweckten realistischen Poesie.

Mangel eines nationalen Gehaltes der deutschen Literatur vor Friedrich dem Großen.

Bis hierher war, wie wir dies schon am Schlusse des vorigen Abschnittes andeuteten, der deutschen Literatur vom Leben aus keine oder nur eine sehr unzureichende Anregung und Befruchtung zu Theil geworden.

Von großen nationalen Dichtungen konnte nicht die Rede sein bei einem Volke, dem es an einem Nationalleben und einem Nationalgeiste schon lange, zumal aber seit dem 30jährigen Kriege, gänzlich gebrach. An dieser Klippe waren sowohl Gottsched als Klopstock gescheitert. Jener wollte ein deutsches Nationaldrama schaffen, brachte es jedoch nur zu einer matten Copie des französischen Theaters. Dieser strebte nach einer deutschen Heldendichtung, verstieg sich aber auf die schwindelnden Höhen gestaltloser Verzückungen und überirdischer Visionen. Als er später ebenfalls Dramen, und zwar sogar ihrem Stoffe nach nationale Dramen zu dichten unternahm, mußte er den Stoff dazu aus der entlegensten Vergangenheit des deutschen Volkes, aus den Urwäldern des alten Germaniens entnehmen, und büßte so wiederum den lebendigen Zusammenhang mit der Wirklichkeit ein. Und nicht besser erging es den anderen Dichtern, welche gleich ihm die Urzeit des deutschen Volkes episch oder dramatisch zu besingen versuchten*).

*) Es war eine Zeit lang förmlich Mode, den Befreier Deutschlands vom römischen Joche, Arminius, in einer oder der anderen Form zu besingen. Da diese Versuche sämmtlich entweder in die Zeit der schlesischen Kriege oder bald

Die Gegenwart bot freilich keinerlei nationalen Stoff dichterischer Begeisterung. Die Kriege mit Ludwig XIV., welche weit über ein Menschenalter lang unser Vaterland verwüsteten und zugleich demüthigten, waren nicht dazu angethan, den deutschen Nationalgeist aus dem tiefen Verfall, in welchen der 30jährige Krieg

---

nachher fallen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die äußere Anregung dazu von der kriegerischen Zeitstimmung gekommen ist, ähnlich wie wir dies bei Klopstock gesehen (s. oben S. 110). Drei solche Dichtungen sind auf uns gekommen, alle drei unter dem Einfluß Gottsched'scher Poetik und Rhetorik verfaßt. Eine vierte, von Wieland, blieb Fragment (s. oben S. 183). Von jenen drei ist das Epos: „Hermann oder das befreite Deutschland" von Schönaich (1751) jedenfalls das geschmackloseste, wennschon Gottsched es als die „deutsche Henriade" pries und über den „Messias" setzte. Interessant ist die Widmung, die Schönaich einer späteren Auflage seines Gedichtes (1760) voransetzte, weil sie deutlich bekundet, was wir oben als Muthmaßung aussprachen, nämlich daß diese ganze Hermannsdichtung wesentlich in Friedrichs Kriegsthaten wurzelte. Schönaich widmet sein Epos

„— dem,
Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht, zerstreut,
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget,
Und der stolzen Lilien Pracht vor dem Adler niederleget."

Von dem Drama „Hermann" von Elias Schlegel (1742) war schon S. 10 die Rede. Justus Mösers „Arminius" (1749), obschon ebenfalls in der steifen und breiten Gottsched'schen Weise gearbeitet und ohne eigentlich dramatischen Nerv, hat doch darin vor den anderen beiden einen entschiedenen Vorzug, daß Möser — mit jenem offenen Blick und jenem warmen Herzen für das innerste Wesen deutschen Volks- und Nationallebens, wodurch er auch in anderen Beziehungen so groß ist — den fernliegenden Stoff durch manche feine Beziehungen auf die Wirklichkeit dieser näher zu bringen suchte; so, wenn er in der Zerrissenheit Deutschlands und der gegenseitigen Eifersucht seiner Stämme, die schon zu der Römer Zeit diesen den Sieg über die Deutschen erleichterte, der Gegenwart ein Spiegelbild ihrer eigenen Jämmerlichkeit vorhält, wie in den folgenden Versen, die er seinen Arminius sprechen läßt:

„Ja, ich gesteh's, ich will nunmehr den Scepter führen,
Um Deutschland wider Rom vereinigt anzuführen:
Du weißt, was uns bisher in so viel Leid gestürzt,
Und, wenn kein Vorurtheil Dir Blick und Geist verkürzt,
So bist Du überzeugt, daß unsre Bürgerkriege
Und die bei deren Brand von Rom erschlich'nen Siege
Die unglücksel'ge Frucht der kleinen Staaten sei,
Die, neidisch auf sich selbst, mit mehrer Tyrannei
Das Vaterland gedrückt, als aller Römer Schaaren."

ihn gestürzt hatte, zu erheben. Sie wurden nicht mit dem Aufgebote der vollen Kraft und Hingebung der Nation, sondern lediglich mit den Mitteln der Cabinetspolitik geführt, und so sehr war das dynastische Interesse bereits über das nationale Herr geworden, daß selbst der Abfall deutscher Fürsten von der Sache des gemeinsamen Vaterlandes zu dem Erbfeinde des Reichs keinen Sturm gerechter Entrüstung, kaum eine schwache Regung des Unmuthes in dem deutschen Volke hervorbrachte, gewohnt, wie es seit lange war, seine Fürsten mit dem Auslande Bündnisse eingehen zu sehen.

Der Verlust Straßburgs an Frankreich durch die Schwäche des Reichs und durch innern Verrath brachte zwar einen schmerzlichen Eindruck hervor, bereicherte aber die Literatur nur mit einigen poetisch völlig werthlosen Anklagen gegen die unglückliche Bürgerschaft Straßburgs, Anklagen, die übrigens weit mehr vom specifisch habsburgischen, als vom national-deutschen Standpunkte aus erhoben wurden*).

Zwar hatte es an einzelnen kühnen und erfolgreichen Unternehmungen auf deutscher Seite auch in diesen Kriegen mit Frankreich nicht gefehlt; allein sie waren doch nicht von der Art, um die allgemeinen Mißerfolge der deutschen Waffen und die diplomatischen Niederlagen des Reichs in dem Gefühle der Nation aufzuwiegen.

Reicher an hervorragenden kriegerischen Thaten und theilweise auch an wirklichen Erfolgen waren die Türkenkriege, welche um dieselbe Zeit Deutschland beschäftigten und erregten. Auch lieferten sie wenigstens einige poetische Motive, vor Allem in der leuchtenden Heldengestalt des „Prinzen Eugen", deren das Volkslied sich mit Glück bemächtigte**).

Allein, wie allgemein auch die Türkengefahr zu gewissen Zeiten fast in ganz Deutschland empfunden ward, so kamen doch die Siege über die Ungläubigen und die Friedensverträge, welche diese Erfolge deutscher Waffen besiegelten, viel zu wenig dem ganzen Reiche zu Gute, erschienen viel zu sehr wie eine blos dynastische Angelegenheit Oesterreichs oder vielmehr des Hauses Habsburg, als daß gerade der geistig regsamere Theil des deutschen Volkes, der protestantische Norden, sich dafür hätte begeistern können. Die Lieder, welche ein-

---

*) Vergl. „Unparteiische Defension der Reichsstadt Straßburg", 1697.

**) In dem bekannten Soldatenliede: „Prinz Eugen, der edle Ritter".

zelne Dichter, auch norddeutsche, in den Türkenkriegen, und ebenso wieder im spanischen Erbfolgekriege, zum Lobe Habsburgs anstimmten, hatten weit mehr den Charakter von höfischen als von nationalen Dichtungen — selbst im Munde eines so unabhängigen und im Uebrigen so volksthümlichen Dichters, wie Christian Günther*), geschweige denn bei denen, die, wie Heräus, Pietsch u. A., von Hause aus nichts weiter waren und sein wollten, als Hofpoeten.

Ebensowenig, wie das nationale Leben Deutschlands im Großen und Ganzen, enthielten die inneren Zustände der einzelnen deutschen Staaten seit dem 30jährigen Kriege irgend welche Keime poetischer Erregungen. Zwar arbeitete sich der deutsche Geist — dank seiner unverwüstlichen inneren Kraft und Gesundheit — zum Theil ermuntert und angeleitet von dem ihm wahlverwandten britischen Genius, aus der Selbsterniedrigung höfischer Feilheit, aus der Starrheit ausschließender Standesunterschiede, aus den Verzerrungen conventioneller Unnatur, worin auch die Poesie eine Zeit lang erstarrt war, allmälig zu größerer Freiheit wieder empor, aber nur, um sich in eine Idealwelt zu erheben, die ihn der Wirklichkeit gänzlich entfremdete. In dieser Idealwelt abgeschlossen, verlernten die deutschen Poeten beinahe gänzlich, dem Leben und insbesondere dem Leben des eigenen Volkes poetische Motive abzulauschen, suchten vielmehr ihre Aufgabe und ihre Befriedigung als Dichter lediglich in der Abspiegelung entweder einer inneren Empfindungswelt oder einer Welt des rein Uebersinnlichen.

Wenn dann eine andere Dichterschule, die Wielandsche, von diesen luftigen Höhen des Idealen herabstieg und sich scheinbar fest auf den Boden der Realität stellte, indem sie sich zur Prophetin der sinnlichen Triebe des Menschen machte, so fehlte doch auch ihr viel zu einer realistischen Poesie im edleren Sinne des Wortes, weil sie es immer nur mit dem Individuum und dessen kleinen Begierden und Leidenschaften zu thun hatte, nicht mit allgemeineren Interessen des Menschen- und Völkerlebens.

Zu diesem Mangel an großen, fruchtbaren Motiven aus dem äußeren Leben, an welchem die deutsche Poesie im Anfange des vorigen

*) In seinem Gedichte auf den Belgrader Frieden von 1718 (s. 2. Bd., 1. Abthl., S. 468).

Jahrhunderts krankte, kam noch ein anderer Uebelstand, der in den Persönlichkeiten der meisten deutschen Dichter selbst wurzelte.

Einseitige Vorbildung der meisten deutschen Schriftsteller.

Die deutschen Schriftsteller im Allgemeinen und nicht am wenigsten die deutschen Dichter waren ihrer großen Mehrzahl nach von Haus aus durch Beruf und gesellschaftliche Stellung nur wenig zur Kenntniß und zur Beobachtung des wirklichen Lebens, namentlich der größeren Weltverhältnisse, befähigt. Sie standen darin weit zurück hinter ihren Berufsgenossen in England und Frankreich. Ein Bolingbroke und ein Shaftesbury waren Leute aus der großen Welt. Addison war Dichter, Moralist und Politiker in einer Person. Swift gebrauchte die Waffen seines Witzes und seiner Satire abwechselnd zu politischen Pamphlets im Dienste seiner Partei und zu launigen Erzählungen im Dienste seiner Muse. Voltaire und Diderot bewegten sich in den geselligen Cirkeln von Paris; der Erstere hatte überdies in seiner Jugend England bereist und dort an ihrer Quelle die Segnungen der Freiheit und der Gleichheit Aller vor dem Gesetz kennen gelernt, zu deren feurigem Apostel er sich in dem streng tyrannisch regierten Frankreich machte.

In Deutschland waren die Dichter der damaligen Zeit mit wenigen Ausnahmen entweder Büchergelehrte, — Professoren, Geistliche, Lehrer oder Beamte in untergeordneten Stellungen — oder kaum erst der Universität entwachsene junge Leute, wo nicht gar noch Studenten. Die meisten davon brachten aus ihrem Aelternhause keine nur einigermaßen ausgebreitete Menschenkenntniß, keine freieren und weiteren Anschauungen vom Leben mit. Sie wußten gewöhnlich in Athen oder Rom besser Bescheid, als im eigenen Vaterlande, und schöpften ihre Anregungen und Belehrungen weit mehr (wie sie das von der Schule her gewohnt waren), aus Büchern, als aus dem Leben und der Gesellschaft*).

*) Kleist, in einem noch ungedruckten Briefe an Gleim vom 8. Febr. 1746, berührt diesen Umstand, indem er treffend sagt: „Die Schulfüchse auf den Universitäten sind die elendesten Schmierer. Canitz, Opitz, Besser, Drollinger waren Leute, die Welt hatten; sie lagen wichtigeren Geschäften ob, als der Dichtkunst; Haller ist ein so großer Arzt, als Dichter". Friedrich der Große kommt wiederholt auf eben diesen Mangel der deutschen Literatur zurück. In seiner Histoire de mon temps drückt er sich ziemlich derb so aus: „Die deutschen Schriftsteller

Früher hatten die strebenderen Geister unter den Deutschen gern die Gelegenheit wahrgenommen, durch Reisen ins Ausland ihre Welt- und Menschenkenntniß zu bereichern. Paul Flemming, Lauremberg, Andreas Gryphius, Moscherosch u. A. hatten auf diese Weise ihren Geschmack gebildet, ihre Anschauungen erweitert. Auch dieses Mittel ward von den deutschen Dichtern des 18. Jahrhunderts viel weniger, ja beinahe gar nicht benutzt, zum Theil weil ihre ökonomische Lage es ihnen nicht gestattete*), zum Theil weil der Sinn des Zeitalters sich von den größeren Verhältnissen des äußern Lebens ab- und den engeren Beziehungen des blos geselligen, freundschaftlichen Verkehrs zuwendete, vielleicht auch wegen der größeren Leichtigkeit, durch das Lesen von Büchern mit dem Auslande bekannt zu werden — freilich immer nur ein unzureichender Ersatz für die wirkliche Anschauung fremder Länder. Weder Gottsched, noch Gellert, noch Gleim waren selbst nur über die Grenzen ihrer engeren Heimath weit hinausgekommen; außerhalb Deutschlands hatte keiner von ihnen den Fuß gesetzt. Die Reisen Klopstocks beschränkten sich auf die Schweiz und Dänemark, die Wielands auf jenes erstere Land. Aber die Schweiz und Dänemark waren ihrer Bildung nach damals überwiegend deutsch und boten daher dem deutschen Schriftsteller wenig Stoff zur Erweiterung seines Gesichtskreises. Es war ein Zeichen des frischeren Aufschwunges, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in das deutsche Geistesleben kam, daß auch die deutschen Schriftsteller wieder den Drang empfanden, ein größeres Stück Welt,

---

sind meist pedantische Gelehrte, Candidaten der Theologie, Söhne von Schustern und Schneidern, Hofmeister in adeligen Häusern u. s. w.". Schon in einem Briefe an Voltaire aus dem Jahre 1737 berührte er die sociale Stellung der deutschen Schriftsteller; er sagte dort: „Die Fürsten in Deutschland verachten im Allgemeinen die Gelehrten wegen der zu geringen Sorgfalt, welche diese auf ihr Aeußeres wenden. Der Schulstaub und das Mißverhältniß zwischen einem mit ihren Schriften erfüllten Kopfe und dem leeren Gehirn dieser großen Herren macht, daß sie sich über das Aeußere der Gelehrten lustig machen, während der große Geist darin ihnen entgeht. Das Beispiel der Fürsten ist maßgebend für die Höfe; auch diese affectiren Verachtung für Jene, welche tausendmal mehr werth sind als sie".

*) Damit entschuldigte sich Gellert, als Friedrich II. in dem bekannten Gespräche zu Leipzig ihm den Rath gab, zu seiner Ausbildung ins Ausland zu reisen.

fremde Länder und andere Menschen als ihre alltäglichen Umgebungen kennen zu lernen und sich dadurch mit neuen Ideen und erweiterten Anschauungen zu bereichern*).

Folgen des Mangels einer Hauptstadt Deutschlands.

In Deutschland selbst fehlte es an einem ähnlichen Mittelpunkte politischen, socialen, überhaupt geistigen Verkehrs, wie ihn England und Frankreich an ihren großen Hauptstädten besaßen. Schon Leibnitz hatte auf diesen Mangel unserer nationalen Bildung hingewiesen**). Auch in der Zeit, von der wir hier sprechen, wurde dieser Mangel von den bessern Köpfen wohl empfunden***). Die kleinen deutschen Residenzen mit ihrer

---

*) Wir werden diesen Drang bei Lessing, Herder, Hamann, Goethe kennen lernen. Sogar der kränkliche Garve äußert denselben in den „Vertrauten Briefen an eine Freundin", 12. Brief.

) S. 2. Bd. 1. Thl. S. 217 Note *). — Mirabeau in seiner Schrift De la monarchie prussienne, tome V, livre VIII sagt (zwar von dem einseitigen Standpunkte des Franzosen aus, dem der sogenannte „Geschmack" allein das Höchste in der Poesie ist, aber doch im Ganzen zutreffend): „Die Deutschen ahmen in den schönen Wissenschaften nach, statt originell zu sein. Der Geschmack ist das Eigenthum großer Nationen und großer Städte".

***) In der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", 12. Bd., 1. Heft, macht der Recensent einer Schrift von Abbt in Bezug auf Letztern folgende Bemerkung: „In Frankreich würde er nach Paris berufen, von den feinsten Geistern gebildet, durch ihre Bewunderung aufgemuntert worden sein. Wo ist der deutsche Gelehrte, der nicht mehr oder minder in gleichen Umständen sich befunden? Und da fragen wir, warum unsere großen Köpfe gleiche Kräfte, aber nicht gleiche Ausbildung zeigen mit einem Pope, Addison oder Voltaire, warum unsere Schriftsteller mit ihrem tiefen Nachdenken so wenig Weltkenntniß verbinden, warum Bibliotheken, die gegen Bibliotheken zu Felde ziehen, die Stelle des Publicums vertreten"! In dem 200. Literaturbrief heißt es: „Unsern meisten Dramatikern fehlt Bühnenkenntniß, Kenntniß des menschlichen Herzens und der Welt. Ein Mensch, der sich auf die geringe Anzahl von Ideen einschränken will, die eine Universitäts- oder Provinzialstadt darbietet, kann unmöglich mit gutem Erfolge für die Schaubühne arbeiten . . . So lange Deutschland verschiedene Reiche (!) in sich schließt, deren jedes seine Hauptstadt hat, so lange nicht wenigstens in einer der Hauptstädte ein Fürst eine deutsche Schaubühne öffentlich errichtet u. s. w. — so lange wird die deutsche Bühne keinen eigentlichen Charakter haben". Garve (in einem in der Schlesischen ökonomischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage, s. dessen „Vermischte Aufsätze") spricht ebenfalls von den „Vorzügen einer Hauptstadt vor Provinzialstädten" in Bezug auf allgemeine Bildung. Nicolai (in seinen von Göckingk in dessen Lebensbeschreibung mitgetheilten Bemerkungen, No. 23) sagt: „Der größte Theil unserer Gelehrten

blinden Nachäfferei des Auslandes und ihrer gänzlichen Leere an eigner schöpferischer Geistesthätigkeit waren zu der Rolle nationaler Bildungsstätten in keiner Weise befähigt. Die freien Reichsstädte, welche ehedem durch den kräftigen Sinn ihrer Bürgerschaften eine Art von Ersatz für den Mangel einer tonangebenden Hauptstadt geboten hatten, waren dieses Vorzugs längst verlustig gegangen. Einzelne Mittelpunkte eines lebendigeren Verkehrs, wie Hamburg und vor Allem Leipzig (wo Handelsschaft und Universität sich verbanden, um eine vielseitigere Geistesbewegung zu erzeugen), waren eine Zeit lang tonangebend in der Literatur, allein auch sie kamen doch über die entweder blos materiellen, oder blos gelehrt literarischen Interessen wenig hinaus.

Von den beiden politischen Hauptstädten Deutschlands war Wien wegen des dort herrschenden geistlichen und weltlichen Druckes, der mangelhaften Bildung seines Mittelstandes und der Vorliebe seiner vornehmen Classen für ausländische, besonders französische Literatur unfähig, einen bestimmenden Einfluß auf den geistigen Fortschritt der Nation zu üben; Berlin aber erschien, so lange der alte rauhe König Friedrich Wilhelm I. regierte, für die Musen und ihre heitern Spiele ebenso, wie für die freieren Regungen wissenschaftlichen Geistes, schlechterdings unzugänglich.

Eintritt eines bessern Zustandes mit Friedrich dem Großen. Ursachen des nur allmäligen Einflusses, den er auf die deutsche Literatur ausübte.

Durch Friedrich den Großen sollte darin allerdings eine bedeutende Veränderung vor sich gehen. Indeß würde man irren, wollte man annehmen, dieser Umschwung sei alsbald mit seiner Thronbesteigung eingetreten.

Einen patronisirenden, direct fördernden Einfluß ähnlicher Art auf die deutsche Literatur auszuüben, wie etwa Ludwig XIV. auf die französische, dazu war Friedrich II. weder befähigt, noch geneigt. „Was konnte ich Besseres für die deutsche Literatur thun“, sagt er selbst in seiner berühmten kleinen Schrift de la littérature allemande, „als daß ich dieselbe sich selbst überließ?“

---

sitzt in kleinen Städten, hat nur einseitige Ideen, die er eifrig fortzupflanzen sucht, weil die paar Leute, die um ihn sind, solche ausschließlich billigen . . . Lebten diese Männer in einer großen Stadt zusammen, wo sie mannigfachere Ideen bekämen und öftern Widerspruch erführen, so würden sie weniger hartnäckig sein und leichter andere Ideen auffassen können“.

Daß Friedrich II. von der deutschen Literatur so wenig Notiz nahm, ist jedenfalls der Entwickelung des deutschen Geistes zu gute gekommen. Allen Anzeichen nach hätte es nicht an Schriftstellern gefehlt, welche sich gern an Friedrichs Thron gedrängt und nach seinen Eingebungen gedichtet hätten, wenn Friedrich selbst nur im Geringsten ihnen entgegengekommen wäre. Gottsched warf sehnsüchtige Blicke nach dem „Salomon des Nordens", der leider nur von ihm, dem großen Gottsched, nichts wissen wollte. Wieland hätte gewünscht, daß Friedrich für Deutschland ein „Augustus" würde, wie Ludwig XIV. für Frankreich*). Deutschland war in Gefahr, wenn nicht eine zweite höfische Poesie, so doch eine Poesie bloßer künstlicher Regelmäßigkeit und einseitiger Geschmacksbildung, ähnlich der französischen, zu erhalten. Unsere beiden größten Dichter erkannten es daher mit Recht als ein Glück für die deutsche Dichtkunst an, daß diese „von des großen Friedrich Throne schutzlos, ungeehrt hinweggehen" und „sich selbst den Werth erschaffen" mußte**), daß sie zwar durch den Glanz, der von Friedrich ausstrahlte, sich angefeuert fühlte, nach der Beachtung und Achtung des großen Königs zu ringen, aber nicht in sclavischer Nachahmung seines Geschmacks, vielmehr „auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung" ***).

Doch täuschte sich Friedrich wohl oder wollte sich nur nachträglich rechtfertigen, wenn er sich anstellte, als habe er mit guter Ueberlegung, aus Rücksicht auf die Selbstständigkeit der deutschen Literatur, diese von früh an und sein ganzes Leben hindurch vernachlässigt. Der Grund seiner fortdauernden Gleichgültigkeit gegen dieselbe lag vielmehr darin, daß seine eigene Bildung von Haus

*) Wieland beklagt sich bei Gleim, daß Friedrich II. nicht für Deutschland sein wolle, was Ludwig XIV. für Frankreich gewesen; dann fährt er wörtlich fort: „Ist denn kein Mittel, diesem Cyrus, Salomon, Cäsar unserer Zeit bekannt zu werden, wenigstens so weit, daß er mich zum Director eines seiner Gymnasien tüchtig hält?" („Ausgewählte Briefe", 2. Bd., S. 211, vgl. oben S. 220.) Ueber das Verhalten Friedrichs II. zu deutschen Schriftstellern und dieser zu ihm s. meine Broschüre: „Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwickelung des deutschen Geisteslebens" (1859).

**) Schiller in dem Gedicht: „Die deutsche Muse".

***) So spricht sich Goethe über das Verhältniß der deutschen Literatur zu Friedrich dem Großen aus in „Dichtung und Wahrheit" („Werke", Bd. 25, S. 105).

aus — trotz des Abscheues, den der alte König Friedrich Wilhelm I. vor allem wälschen Wesen hatte, — eine durch und durch französische war. Friedrich sprach und schrieb seine Muttersprache nur in Nothfällen, im Verkehr mit seinen Beamten und Soldaten oder mit den Leuten aus dem Volke, die ihn mit Bitten und Beschwerden angingen, und, so oft er es that, mißhandelte er dieselbe auf das Abscheulichste. Er duldete in seiner Hausbibliothek kein deutsches Buch*). Seine Kenntnisse von der deutschen Literatur waren wenigstens im Fache der Poesie die allerbeschränktesten. Wenn wir nach dem schließen dürfen, was er in jener vielberufenen Schrift über die deutsche Literatur zur Begründung seines absprechenden Urtheils über diese anführt, so kannte er von deutschen Dichtwerken wenig mehr als Gellert's Fabeln, Geßner's Idyllen, die Gedichte des Herrn von Canitz, die „Mädcheninsel" von Götz und Ayrenhoff's „Postzug". Als junger Prinz soll er seine Rheinsberger Umgebungen durch carikirendes Vorlesen von Ziegler's „Asiatischer Banise" zu homerischem Gelächter gereizt haben. Wie Gleim vermuthet, wäre ihm diese Ausgeburt des ärgsten Ungeschmacks von seiner französischen Umgebung in die Hände gespielt worden, um ihm die Lust an deutscher Literatur gänzlich zu verleiden.

Wenn daher von Friedrichs Erhebung auf den Thron des größten protestantischen deutschen Staates Jemand den Anbruch einer neuen literarischen Aera zu gewärtigen hatte, so waren es anscheinend nicht die deutschen Schriftsteller, sondern nur jene französischen oder französisch gebildeten Schöngeister, die seinen literarischen Hof in Rheinsberg gebildet hatten, die Genossen seines Bayardbundes, und seine ausländischen Correspondenten, an ihrer Spitze der von ihm gleich einem Gotte angebetete Voltaire**).

---

*) Büsching: „Beiträge zur Lebensgeschichte merkwürdiger Personen", 5. Bd. S. 39.

**) Daß von dieser Seite her wirklich derartige Erwartungen gehegt wurden, ersieht man aus einem Briefe Keyserlingk's an Algarotti nach London, wo er diesem schreibt:

Venez, Algarotti, des bords de la Tamise,
Partager avec nous notre destin heureux,
Hâtez vous d'arriver en ces aimables lieux,
Vous y retrouverez Liberté pour devise.

Aber auch der indirecte Einfluß, den Friedrich auf die deutsche Literatur durch seine Persönlichkeit, seine Regierungsweise und seine Kriegsthaten zu üben bestimmt war, machte sich nur sehr allmälig und langsam bemerkbar. Als Klopstock von Friedrichs „aufsteigendem Geiste" sprach, der „ihn, da er noch Jüngling war, verkündete*)", regierte Friedrich schon neun Jahre lang, war er bereits aus zwei Kriegen als Sieger heimgekehrt, hatte er die meisten jener freien und erleuchteten Ideen bereits zur That gemacht, die ihm den Namen des „Philosophen auf dem Throne" eintrugen.

Schon als Prinz hatte er zu diesen freieren Anschauungen sich bekannt. In seinen „Betrachtungen über den Zustand Europas" und in seinem „Antimacchiavell" hatte er das von Ludwig XIV. ausgegangene und in Deutschland fast allgemein nachgeahmte System eines brutalen Despotismus mit seinem: „Der Staat — das bin ich" schonungslos verurtheilt, den Fürsten für den ersten Diener des Staats erklärt und damit einer ganz neuen Ansicht vom Staate und von der Gesellschaft mit kühner Hand die Bahn gebrochen**). Allein die erste dieser Schriften erschien, ebenso wie der sogenannte „Fürstenspiegel" (die Ermahnungen Friedrichs an seinen Mündel, den jungen Karl Eugen von Würtemberg), welcher ähnliche Ideen enthielt, erst nach des großen Königs Tode; der „Antimacchiavell" ward zwar bald nach Friedrichs Thronbesteigung durch Voltaires Vermittelung veröffentlicht, doch ohne den Namen des Verfassers und außerhalb Deutschlands***).

Die öffentliche Meinung in Preußen und Deutschland erfuhr von dem jungen Prinzen bis zu seiner Thronbesteigung wenig mehr als seine heftigen Kämpfe mit dem rauhen, despotischen Vater, seine resignirte Ergebung in den ihm aufgezwungenen Gamaschendienst

---

Die „Fuder von Gedichten", die nach des Baron von Bielefeld Versicherung („Freundschaftliche Briefe", 1. Bd., S. 161) Friedrichs Regierungsantritt begrüßten, mögen wohl auch (neben den bei jedem Thronwechsel üblichen banalen Huldigungsgedichten von Poetastern aller Art) hauptsächlich aus französischen oder französisch gebildeten Kreisen gekommen sein.

*) In der „Ode an Gleim" aus dem Jahre 1752 (s. oben S. 103).

**) S. 2. Bd. 1. Thl. S. 172.

***) Im Haag und in London. Die „Berlinischen Nachrichten" brachten unterm 8. Dec. 1740 eine lobpreisende Ankündigung des Werkes, auch erschienen mehrere Nachdrucke in Deutschland, unter andern einer in Göttingen.

während seiner Verbannung nach Küstrin, später sein lustiges Leben mit in- und ausländischen Schöngeistern in Rheinsberg. Alles in Allem erwartete man von ihm mehr eine wohlwollende, als eine durch große Eigenschaften ausgezeichnete Regierung.

Seine ersten Regentenhandlungen hätten allerdings sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenken können. Allein theils erschienen sie (wie die den Katholiken gewährte religiöse Duldung) einer zwiefachen Deutung fähig und erregten im protestantischen Deutschland vielleicht mehr Besorgnisse als Hoffnungen*), theils waren sie (wie das, was Friedrich für die Verbesserung der Verwaltung und für die Hebung der Wehrkraft seines Landes that) auf specifisch preußische Interessen berechnet und wurden daher außerhalb Preußens eher mit Mißtrauen, als mit Sympathie betrachtet; theils endlich enthielten sie (wie des Königs aufgeklärtes Verhalten in Bezug auf die Presse) für das von dem ärgsten Despotismus kleinerer und größerer Sultane geknechtete Deutschland etwas so ganz Neues und Ungewohntes, daß ihre volle Bedeutung selbst den Gebildeten wohl erst allmälig einleuchten mochte.

Man darf nicht vergessen, daß der allgemeine Zustand des geistigen Lebens jener Zeit, zumal in Deutschland, ein von dem heutigen wesentlich verschiedener war. Jene allverbreitete geistige Beweglichkeit und Erregbarkeit, vermöge deren heut jede bedeutende Erscheinung, in welchem Theile der Welt sie auftreten mag, alsbald nach allen Seiten hin rasch und gleichmäßig ihre Wirkungen versendet, war damals noch keineswegs vorhanden. Das Denken und Empfinden der Menschen, selbst der gebildeten Classen, hatte noch etwas Langsames und Schwerfälliges. Dazu kamen die schärferen Absonderungen, welche landschaftliche Zusammengehörigkeit, gesellschaftliche und wahlverwandtschaftliche Abschließung einzelner Kreise unter sich hervorbrachten. Nicht blos die ober- und niedersächsische Dichterschule, Leipzig und Hamburg, würden nur widerwillig einem geistigen Einflusse von Preußen aus sich geöffnet haben; sogar das preußische Halle dünkte sich damals noch besser als Berlin. Gleim,

*) Willibald Alexis in seinem „Neuen Cabanis", wo er die Stimmung der Bevölkerung Berlins beim Regierungsantritt Friedrichs II. schildert, sagt, der gemeine Mann habe sich eingebildet, er solle katholisch gemacht werden — und es ist das wohl mehr Wahrheit als Dichtung.

der in der ersten Zeit der neuen Aera (1741) Berlin besuchte, fand sich dort vereinsamt und unbefriedigt.

Aber auch jene vielversprechenden Anläufe eines freieren und geistvolleren Regiments im Innern, welche die Anfänge der Fridericianischen Regierung kennzeichneten, wurden nur zu bald unterbrochen und gleichsam verdunkelt von der kriegerischen Politik, in welche der König sich wenige Monate nach seiner Thronbesteigung mit dem vollen Ungestüm eines ehrgeizigen jungen Fürsten stürzte.

Der erste schlesische Krieg war nicht populär. Selbst in Preußen schien man geneigt, darin mehr das Werk persönlicher Ruhmsucht, als ein Unternehmen von wirklich volksthümlichem Interesse zu erblicken*). Außerhalb Preußens vollends konnte ein Feldzug wenig Sympathien erwecken, der als zur Beraubung einer jungen, schönen, unglücklichen Fürstin, als gegen bestehende Verträge, als im Bündniß mit dem Erbfeinde des deutschen Kaiserhauses und daher gewissermaßen als gegen das Reich selbst unternommen erschien.

Friedrich der Große und die Dichter der Empfindsamkeit.

Die Dichter der sanften Empfindungen vollends — und diese fingen eben damals an, tonangebend in Deutschland zu werden — konnten unmöglich für solche Ziele und solche Thaten sich begeistern. Sogar der Preuße Gleim, — er, der ein Jahrzehnt später, im siebenjährigen Kriege, der feurigste Verkündiger von Friedrichs Kriegsruhm ward — zeigte sich damals

*) Dies erhellt aus einem Briefe Friedrichs an Jordan aus dem Feldlager in Kuttenberg vom 24. Juni 1742, worin der König schreibt: „Endlich sind wir auf dem Punkte, Böhmen wieder zu räumen, wo wir die Oesterreicher geschlagen haben und von wo wir sie gänzlich hätten vertreiben können, hätte ich nicht die Schonung preußischen Blutes dem eitlen Ruhme vorgezogen, eine unglückliche Frau und ein ruinirtes Land vollends zu erdrücken. Unter solchen Auspicien kehre ich in mein Land zurück, wo nun nichts mehr die Ordnung des Friedens und der öffentlichen Sicherheit unterbrechen wird, es wäre denn die Gewaltthat und Kühnheit meiner Nachbarn. Ich freue mich der Billigung meines Verhaltens, die Ihr mir schenkt, und ich hoffe, daß die so leichtbewegliche und unüberlegte Masse nun wenigstens einiges Vertrauen zu mir fassen und mich nicht mehr für so unsinnig halten wird, wie es mich zu sein beschuldigte beim Anfang des Kriegs“. Und in einem weitern Briefe an denselben aus Breslau vom 5. Juli 1742 schreibt er: „Ich habe meine Aufgabe erfüllt, alle meine Angelegenheiten erledigt und ich kehre in mein Land zurück mit dem tröstenden Bewußtsein, daß ich mir nichts gegen dasselbe vorzuwerfen habe“.

noch wenig empfänglich für das neuaufgehende heroische Zeitalter; er kehrte aus dem schlesischen Feldlager, wo er als des Fürsten Leopold von Dessau Secretair den Krieg aus unmittelbarster Nähe mit angeschaut, bald zu seinen friedlichen Beschäftigungen zurück und vergrub sich in sein stilles Asyl zu Halberstadt, um nur der harmlosen Muse der Freundschaft und der Geselligkeit zu leben.

Ein Mitglied der ältern Halle'schen Schule, Lange, fühlte sich zu einem Lobgedicht auf Friedrichs Siege begeistert und sandte dieses an Bodmer, ward aber von Letzterem bedeutet: „er möge doch statt der kriegerischen Muse lieber die sanftmüthige seiner Doris (der Gattin Langes) pflegen"*).

Klopstock's feuriger Geist entflammte sich zwar an Friedrichs Siegen zu dem Gedanken eines Heldenepos, allein auch seine Seele fand sich so wenig ausgefüllt durch die Begebenheiten der nächsten Gegenwart, so wenig von einem wirklich nationalen Zuge darin angeweht, daß er gerade durch jenen Aufschwung nur um so weiter in die fernsten Regionen des Ideals verschlagen ward**).

Sogar der siebenjährige Krieg, obgleich er den Nerv des deutschen Volkes ganz anders traf, ließ gleichwohl die Dichter der Empfindsamkeit zum größten Theile kalt. Wir sahen, wie Klopstock in ideologischer Ueberschwänglichkeit und Verbitterung sich gewaltsam von Friedrich abwandte, wie Gellert in engbrüstiger Befangenheit nur für die zerstörenden, nicht für die schöpferischen Elemente in des großen Königs weltgeschichtlichem Walten Sinn hatte. Aber auch der „preußische Grenadier" ermattete nach dem ersten Sturm der Begeisterung bald wieder in seinem kühnen Anlaufe und barg sich vor den stärkeren Wellenschlägen des von Friedrich geschaffenen thatkräftigen Lebens in die Einsamkeit seines idyllischen „Hüttchens" und in die Beschaulichkeit orientalischer Weisheit. Vollends der weichliche Wieland konnte von dem Friedericianischen Heldengeiste zwar vorübergehend angezogen, aber unmöglich festgehalten werden, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn ihm sein Heldengedicht: „Cyrus", offenbar eine Frucht der weithin durch ganz Deutschland

*) „Briefe deutscher Gelehrten", 1. Bd. S. 286.

**) S. oben S. 111.

nachzitternden Bewegung von den Thaten des großen Königs*), zu der erotischen Episode „Araspes und Panthea“ zusammenschrumpfte.

Die Dichter der Empfindsamkeit und die Dichter des epikuräischen Lebensbehagens, beide unter ganz anderen Einflüssen aufgewachsen und zu dem geworden, was sie waren, konnten nicht mehr in neue Bahnen einlenken. Sie hatten keinerlei Empfänglichkeit für die Begebenheiten und die Interessen des nationalen Lebens, weil dieses Leben zu der Zeit, wo sie zu dichten anfingen, jedes höheren Schwunges und jedes tieferen Gehalts baar erschien, und sie vermochten sich in dieses Leben auch dann nicht zu finden, als es durch Friedrich's des Großen Regierung interessevoller und bedeutender geworden war. Sie beharrten auf dem einmal betretenen Wege weit abseits von der größeren Welt der Thaten und Empfindungen, die Friedrich dem deutschen Genius erschloß, bald, wie Klopstock, mit Friedrich grollend, daß er nicht ihre Pfade wandle, bald, wie Wieland, zwar lüstern nach dem Beifall des ruhmgekrönten Monarchen, aber völlig unfähig, in die neue Zeit, die durch ihn über Deutschland aufging, mit voller Hingebung sich einzuleben.

G. E. Lessing als Vertreter der durch Friedrich d. Gr. angebahnten neuen Richtung in der Literatur.

Nur Einer hatte für die Eindrücke dieser neuen Zeit ein unbefangenes und lebendiges Verständniß, weil in seinem Geiste etwas von dem Geiste des großen Königs war — dieser „gekrönten Realität“, wie Carlyle ihn treffend genannt. Dieser Eine war Gotthold Ephraim Lessing.

Der culturgeschichtlichen Betrachtung gewährt es immer ein besonderes Interesse, die von Hause aus scheinbar ähnlich angelegten und doch in ihrem Verlaufe auseinandergehenden Lebens- und Bildungsgänge gleichbegabter Genien in ihren hauptsächlichsten Entwickelungsstadien zu verfolgen und mit einander zu vergleichen. So geht es uns mit Lessing und Klopstock.

Lessing's Bildungsgang.

Lessing (geb. 1729) war nur um fünf Jahre jünger als Klopstock. Beide entstammten dem obersächsischen Kreise: Lessing's Heimath, Camenz**), war eine churfürstlich säch-

*) Der Plan des „Cyrus“ entstand 1758 und Wieland spielt in einem Briefe an Zimmermann ausdrücklich auf die Aehnlichkeit seines Helden mit einem „großen König“ an (s. oben S. 200).

**) Ein sächsisches Localblatt, die Budissiner Nachrichten, giebt in seiner Nr. vom 31. Mai 1863 eine Stammtafel der Lessing'schen Familie nach einem

sische Stadt, Klopstock's Vaterstadt, Quedlinburg, ein unter brandenburgischer Hoheit stehendes Stift. Ihre höhere Ausbildung erhielten Beide, nach einer kurzen Vorbereitung im elterlichen Hause und auf niederen Anstalten, auf sächsischen Fürstenschulen, Klopstock in Schulpforta, Lessing in Meißen. An Beide trat schon auf der Schule, gerade in den Jahren größter Empfänglichkeit, ein Hauch der neuen, Fridericianischen Aera heran: Klopstock in seiner einsamen Zelle zu Schulpforta ward durch den Widerhall der kriegerischen Thaten Friedrich's zu dem ersten Gedanken eines nationalen Epos angeregt; der 16jährige Lessing sah in Meißen (1745) mit eigenen Augen die Heldengestalt des jungen Preußenkönigs, der dort die Nachricht vom Siege seiner Truppen in der Kesselsdorfer Schlacht empfing, und schwerlich wird der junge, noch halb knabenhafte Dichter nach solchem Eindruck mit ganz ungetheilter Empfindung an die Abfassung jenes Gedichts gegangen sein, worin er, auf Befehl seines Vaters, für einen Gönner der Familie, einen Herrn von Carlowitz, die „Tapferkeit der Sachsen bei Kesselsdorf" verherrlichen mußte.

Aber schon auf der Schule beginnen die Wege der beiden Dichter-Jünglinge sich zu scheiden. Während Klopstock, dem Adlerfluge eines Homer und David, eines Dante und Milton nacheifernd, sogleich nach dem Höchsten und Fernsten strebt und, mehr seine hochgespannten Wünsche, als seine noch ungeübte Kraft zu Rathe ziehend, sich kühnvermessen an den erhabensten Gegenstand wagt, schlägt Lessing viel bescheidenere Bahnen ein. Er entwirft den Plan zu seinem ersten Lustspiel: „Der junge Gelehrte", dessen Vollendung er jedoch, auch darin ungleich dem ungeduldigeren Klopstock, mit weiser Selbsterkenntniß einer späteren, reiferen Lebenserfahrung vorbehält.

Manuscripte von F. Klix: „Die Familie Lessing". Danach war ein Urältervater Lessing's Bürgermeister in Schkeuditz (zwischen Leipzig und Halle) gewesen. Dessen ältester Sohn, Theophilus (geb. 1697 in Schkeuditz), Bürgermeister in Camenz, war des Dichters Großvater durch seinen zweiten Sohn, M. Joh. Gottfried (geb. 1693), Pastor Primarius ebenda. Die Lessing'sche Familie verzweigte sich außer Schkeuditz und Camenz auch nach Frankfurt a. M., Leipzig, Chemnitz, Breslau, Hoyerswerda, Lübben, Dippoldiswalde, Görlitz, Berlin u. s. w. Daneben giebt es in Breslau und Berlin andere Familien Lessing, die nichts mit jener Familie gemein haben — Juden, welche nach dem Edict v. 11. März 1812, das allen Juden die Führung christlicher Namen gebot, nach dem Dichter des „Nathan" sich nannten.

Wir finden sodann die beiden Jünglinge fast gleichzeitig auf der hohen Schule zu Leipzig wieder. Mit einem einzigen kühnen Schritte erklimmt hier der Sänger des „Messias“ sogleich die höchste Staffel dichterischen Ruhmes und schwingt sich empor in eine Idealwelt, aus welcher er niemals wieder ganz den Rückweg auf den festen Boden der Wirklichkeit fand. Lessing beginnt seinen Lauf fast unscheinbar mit kleinen lyrischen, epigrammatischen, dramatischen Beiträgen für die von seinem Freunde Mylius herausgegebenen Zeitschriften, die „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths“ (1746—48) und den „Naturforscher“ (1747—48). „Kleinigkeiten“ nannte er selbst diese seine ersten Dichtungen, als er sie später (1756) in zwei gesammelten Bänden herausgab*).

Lessing's früheste Jugend war, darin der Wieland's ähnlicher, als der Klopstock's, mehr ein emsiges Lernen und Studiren, als ein frisches Sichausleben in Naturgenuß und freier Körperbewegung gewesen. Stets bei den Büchern, wie er selbst sagt, hatte er „ebenso selten an die übrigen Menschen wie an Gott gedacht“. In Leipzig erst lernte er einsehen, „daß die Bücher ihn wohl gelehrter, aber nimmermehr zu einem Menschen machen würden“. Was er in seiner Clausur zu St. Afra nur geahnt, daß man „auf der Schule Viel lernen müsse, was man in der Welt gar nicht brauchen könne“, das wurde ihm hier, inmitten des lebhaften Verkehrs der betriebsamen Handelsstadt, zur völligen Gewißheit. Sobald er dieses Bedürfniß nach Realität empfand, ging er auch rasch entschlossen daran, es zu befriedigen. Er warf die Bücher, die ihn bisher allein beschäftigt hatten, bei Seite und „stieg hinab in die Straßen der Stadt, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann“. Um sich für das gesellige Leben geschickter zu machen, übte er sich im Tanzen, Reiten, Fechten. Er besuchte die „Komödie“, um „eine gezwungene von einer natürlichen Aufführung unterscheiden zu lernen“**).

In eben diesem Sinne wählte er seinen Umgang. Die Männer der „Bremer Beiträge“, von denen Klopstock sich auf den Schild heben ließ, erschienen dem nüchternen Lessing, der gegen sich selbst

*) Darunter ist auch ein Lustspiel „Damon oder die wahre Freundschaft“, noch so ziemlich im Geschmack der „rührenden Komödie“ von Gellert.

**) S. Lessing's Briefe an seinen Vater („Werke, herausgegeben von Lachmann“, 12. Bd. S. 5. 9. 23 u. s. w.).

ebenso streng war wie gegen Andere, und von Empfindelei, vollends von Schwärmerei, keine Ader hatte, zu „hohenpriesterlich", auch zu sehr coteriemäßig bestrebt, einander gegenseitig zu heben und zu tragen*). Die Leute, mit denen er verkehrte — fahrende Literaten, wie Mylius, Schauspieler und Schauspielerinnen von der Neuberschen Bühne (darunter Koch, der später eine eigene Gesellschaft errichtete) u. A. — hatten freilich nichts von jenem idealen Nimbus, womit Klopstock seine Freunde, die Genossen des „Wingolf", umkleidete; um so mehr ließ sich von ihnen wirklich lernen für die Kenntniß des Lebens und die Kunst der Lebensdarstellung. Und das war es, worauf es dem jungen Komödiendichter vor Allem ankam, denn auf das Theater war und blieb sein ganzes Dichten und Trachten gerichtet. Er „sann Tag und Nacht, wie er in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie er glaubte, sich noch kein Deutscher allzusehr hervorgethan hatte**)".

Einen Strebegenossen, mit dem er seine Ideen austauschte, fand er an Chr. Felix Weiße. Mit ihm wetteifernd übersetzte er Stücke aus dem Französischen und verschaffte sich dadurch nicht blos den glühend ersehnten freien Eintritt in das Theater der Neuberin, sondern auch eine vielseitige Kenntniß der vorhandenen Bühnenstücke und Uebung in der Behandlung scenischer Stoffe. So sehen wir Lessing im directen Gegensatz zu Klopstock von früh an einer entschieden realistischen Richtung sich zuneigen, sehen ihn das Leben studiren, um daraus Stoffe und Anregungen für poetisches Schaffen zu gewinnen.

Der erste eigene Versuch, mit welchem Lessing auf den Bretern debütirte, war eben jener „Junge Gelehrte", zu dem er den Plan schon auf der Schule entworfen hatte. Dieser Erstlingsversuch ist bezeichnend für die ganze Richtung Lessing's. Er bekundet nicht nur die weise Selbstbeschränkung des jungen, aufstrebenden Dichters, der keinen Schritt weiter geht, als wohin seine Kraft und seine Erfahrung reicht, sondern er verräth auch bereits jenes glückliche Talent, der umgebenden Wirklichkeit poetische Motive abzulauschen. „Ein junger Gelehrter" — so drückte Lessing selbst

*) Danzel: „Lessing und seine Zeit", 1. Bd. S. 83.
**) Lessing's „Werke", 12. Bd. S. 10.

sich über diese seine erste dramatische Arbeit aus — „war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer war ich aufgewachsen; kein Wunder, daß ich meine ersten satirischen Waffen gegen dasselbe wendete*)".

Dieser so frühe und so entschiedene Gegensatz der Lessingschen Geistesrichtung zu der Klopstockschen läßt sich vielleicht einigermaßen aus der Verschiedenheit der ersten Jugendeindrücke und des frühesten Bildungsganges Lessing's von denen Klopstock's, wie wir diese geschildert**), erklären. Klopstock war in der schrankenlosen Freiheit eines behäbigen ländlichen Stilllebens, im steten Umgange mit der Natur, unter dem Einflusse eines originellen, jeder Beschränkung des jugendlichen Geistes abholden Vaters aufgewachsen und dadurch früh zu lebhafteren Empfindungen und zu größerer Ungebundenheit des Phantasielebens angeregt worden. Lessing fand sich als Knabe in häuslichen Verhältnissen, die, wenn nicht knapp, doch streng bemessen waren. Sein Vater, der Pastor Primarius zu Camenz, war ein gelehrter Theolog mit etwas Wolfschem Anflug***). In seiner Familie, einer vorwiegend geistlichen, war gelehrtes theologisches Wissen, daneben aber ein gewisser freier und namentlich duldsamer Zug herkömmlich. Ein Vorfahr von ihm hatte zu einer Zeit, wo solche religiöse Anschauungen noch eine Seltenheit waren (1670), ein Buch „von der Toleranz der Religionen" geschrieben. Seine Mutter erscheint in seinem Briefwechsel mit ihr als eine Frau von etwas beschränkter, nur das Nächste ängstlich beachtender Gemüthsart, keinesfalls dazu angethan, auf Phantasie und Gemüth des Knaben, wie sonst wohl Mütter genialer Männer pflegen, befruchtend einzuwirken. Ebenso wenig thaten dies die beengenden Verhältnisse der kleinen Stadt mit ihren spießbürgerlichen Rücksichten und Fraubasereien, denen jeder höhere Schwung, jedes Abweichen von dem Hergebrachten und Angewöhnten leicht zum Aergerniß

*) In der Vorrede zum 3. und 4. Theile seiner „Kleinen Schriften" (1754) („Werke", Bd. 4).

**) S. oben S. 105 ff.

***) Ich schließe dies daraus, daß die ersten Jugendarbeiten Lessing's, die er auf Betrieb seines Vaters und nach von diesem gestellten Aufgaben fertigte, unverkennbare Spuren Wolfscher Lehren enthalten.

ward*). Umsomehr wurde dadurch in dem lebhaften Geiste des Knaben der natürliche Trieb des Widerspruchs, der Kritik, der Satire geweckt, sein Verstand und seine Beobachtungsgabe geschärft, sein Unabhängigkeitsdrang entwickelt und gestählt.

Solchen negativen Einflüssen des Elternhauses und der Vaterstadt kamen andere, mehr positive, zu Hülfe. Der Rector der Stadtschule zu Camenz, welche Lessing besuchte, Heinitz, war ein eifriger Gottschedianer. Er schrieb ein Schulprogramm, worin er die Schaubühne als eine „Schule der Beredsamkeit" pries. Das Komödienspiel stand damals bei den Theologen, selbst den minder streng gesinnten, als eine Stätte des Leichtsinns und der Thorheit in schlechtem Ansehen. Die Geistlichen zu Camenz, auch Lessing's eigner Vater, fielen über den verwegenen Schulmann unbarmherzig her; die Freiergesinnten unter der Bürgerschaft nahmen ihn in Schutz. Unter den Letzteren war jener Mylius, den wir als Lessing's Freund und Strebegenossen auf der Universität wiederfinden, ein junger Mann von scharfem Verstand und begabt mit mancherlei Kenntnissen, besonders im Gebiete der Naturwissenschaften (soweit diese damals schon ausgebildet waren), aber im Punkte der Religion ein Freidenker und in seinem sittlichen Lebenswandel ziemlich ungeordnet.

So brachte der junge Lessing auf die Schule zu Meißen eine starke, durch den Widerspruch seiner Umgebungen nur noch mehr gereizte Neigung für's Theater, zugleich einen lebhaften Trieb der Kritik und der Satire mit. Das Letztere schließen wir u. A. aus der halb anerkennenden, halb spöttischen Bezeichnung: „admirabler Lessing", womit einer der Lehrer zu Meißen, der wahrscheinlich des jungen Schülers geistiges Uebergewicht zu fühlen gehabt hatte, ihn beehrte; das Erstere zeigt sich in seiner ausgesprochenen Vorliebe für die Komödien des Plautus und des Terentius und für die Charaktere des Theophrastus. Daneben scheinen seinen früh entwickelten Scharfsinn die exacten Wissenschaften gereizt zu haben; er schloß sich vorzugsweise an den Professor der Mathematik an, der zugleich

*) Aus Lessing's Briefwechsel mit seiner Familie ersieht man, wie sein ganzes Thun und Treiben, sein Umgang, seine literarischen Streitigkeiten, seine satirischen Ausfälle auf Personen und Verhältnisse in den heimischen Kreisen beklatscht und bekrittelt wurden und welchen beängstigenden Eindruck jedes solches Gerede auf seine Eltern, besonders die Mutter, hervorbrachte.

ein Kenner und Freund der neuesten deutschen Literatur war und ihn mit Hagedorn und Haller, mit Pyra und Gleim bekannt machte. Auch mit Philosophie scheint sich der junge Lessing schon in Meißen beschäftigt zu haben; mit einer fast altbärtigen Ernsthaftigkeit sehen wir den erst Vierzehnjährigen in seinen Aufsätzen die optimistischen Ansichten der Leibnitz-Wolf'schen Schule vertheidigen und poetische Versuche über die „Vielheit der Welten" machen*).

So vorgeschult und mit dem fertigen Entwurfe zu dem „Jungen Gelehrten" in der Tasche, kam Lessing nach Leipzig, wo er, wie wir sahen, was noch von Schlacken todter Gelehrsamkeit an ihm klebte, rasch abstreifte und dann rüstig daran ging, den lebendigen Kern seines Wissens und Könnens für dichterisches Schaffen fruchtbar zu machen.

Gänzlich vernachlässigte er dabei die gelehrten Studien keineswegs, und, wennschon sein Collegienbesuch als ein besonders regelmäßiger nicht gerühmt wird, so konnte er doch, als nach zwei Jahren (1748) sein Vater, durch übertriebene Nachrichten von des Sohnes ungeregelter Lebensweise erschreckt, ihn ins Elternhaus zurückberief, zu dessen großer Ueberraschung und Beruhigung den Beweis liefern, daß sein Aufenthalt in Leipzig auch für seine wissenschaftliche Bildung kein verlorener gewesen sei. Er lernte von Ernesti die freiere Behandlung der alten Classiker, die er später in seinen geistvollen kleinen Arbeiten so vielfach bethätigte; noch mehr schloß er sich an Christ an, den genialen Ausleger des Alterthums, den in Kunst und Wissenschaft wie im Leben vielseitig bewanderten Gelehrten, und an Kästner, den scharfen mathematischen Kopf und feinen Epigrammatiker voll beißender Satire**).

Lessing's erstes Drama: „Der junge Gelehrte".

Kästner war es auch, der ihm bei der Ausarbeitung seines „Jungen Gelehrten" für's Theater mit seinem Rathe zur Seite stand. Die Neuberin, einst Gottsched's Freundin, aber seit mehreren Jahren schon mit diesem zerfallen, brachte das Stück auf die Breter (1748). Die Aufnahme, die es fand, war eine äußerst günstige. Es verdankte diesen Erfolg unstreitig der größeren Freiheit und Lebendigkeit, womit hier, im Ver-

*) „Werke", 11. Bd. 1. Abth. S. 3 ff.
**) Danzel: „Lessing", S. 47 ff.

gleich zu andern zeitgenössischen Stücken, der Dialog gehandhabt war, der schärferen Charakterzeichnung, durch welche die noch beibehaltenen herkömmlichen Typen der Komödie ziemlich glücklich individualisirt erschienen, vor Allem wohl der Wahl des Stoffs, die doppelt wirksam sein mußte in einer Stadt wie Leipzig, wo man auf der einen Seite den Pedantismus des Stockgelehrtenthums noch in voller Blüthe stehen sah, auf der anderen aber dicht daneben die freiere Bewegung des bürgerlich praktischen Lebens mit seinen so ganz anderen Anforderungen an den Einzelnen wahrnahm.

Lessing's Uebersiedelung nach Berlin. Die damaligen geistigen und literarischen Zustände Berlins.

Ein so glücklicher Anfang wäre wohl dazu angethan gewesen, den jungen Dramatiker zum Weitergehen auf der betretenen Bahn zu ermuntern. Die Neuberin bot Alles auf, um ihn an ihre Bühne zu fesseln. Allein Lessing erkannte mit richtigem Instinkt, daß, wenn er Größeres leisten wolle, er sich in größere Verhältnisse hineinleben, seinen Horizont der Welt- und Menschenkenntniß erweitern müsse.

Leipzig war bis vor Kurzem der eigentliche Mittelpunkt der literarischen, überhaupt der geistigen Bewegung in Deutschland gewesen. Jetzt fing Berlin an, ihm diesen Rang streitig zu machen *). Schon in der kurzen Pause zwischen dem ersten und dem zweiten schlesischen Kriege hatte der belebende Einfluß der großen Persönlichkeit Friedrichs sich in einer erhöhten geistigen Regsamkeit um ihn her zu zeigen begonnen. Friedrich selbst verkehrte zwar vorzugsweise mit französischen und andern ausländischen Gelehrten und Schöngeistern, die er an seinen Hof gezogen, und nur mit einigen deutschen, wie Jordan, Kayserling, Bielefeld, Quintus Icilius. Aus der Mitte der Letzteren heraus bildete sich 1743, als eine Art Gegengewicht gegen den allzugroßen Einfluß der Ausländer, eine gelehrte Gesellschaft, an welcher die Minister von Borck und von Schmettau Theil nahmen und über welche der König selbst eine Art von Protectorat übte **). Die Wiederbelebung der unter dem ersten König von Preußen gestifteten, aber niemals recht zur Wirksamkeit gelangten, unter Friedrich Wilhelm I. gänzlich eingeschlafenen Akademie der Wissenschaften, für welche Friedrich II. die bedeutendsten Namen

*) So äußert sich Kayserling in seinem Buch „Moses Mendelssohn", S. 11, ohne indeß diese Behauptung durch Thatsachen auszuführen und zu begründen.

**) v. Bielefeld: „Freundschaftliche Briefe". 2. Bd. S. 290.

Deutschlands und Frankreichs gewann, verlieh dem geistigen Leben Berlins neuen Schwung und Glanz.

Schon unter dem alten König hatte es in Berlin einige Männer von höherer geistiger Begabung gegeben, welche aber in der nüchternen, fast nur von Trommelschall und Commandoruf widerhallenden Stadt ein vereinsamtes und wenig bemerktes Dasein führten. Dahin gehörten der glaubensmilde Prediger Jablonski, der philosophisch gebildete Probst Reinbeck, der eifrige Apostel Wolffscher Ideen Graf Manteuffel. Die beiden Erstgenannten starben, ehe die neue Aera recht begann; Graf Manteuffel, wegen seiner politischen Vielgeschäftigkeit von Friedrich II. beargwöhnt und vom Hofe verbannt, verlegte im Jahre 1741 die Stätte seines wissenschaftlichen Mäcenatenthums nach Sachsen, in die unmittelbare Nähe von Leipzig.

Dafür entstand allmälig ein neuer Kreis strebsamer jüngerer Kräfte, welche theils durch die von Friedrich's Geist beseelte Regierung in amtliche Stellungen dorthin berufen, theils von den Strahlen des aufgehenden Gestirns angelockt wurden*). Schon 1740 war Sack, bis dahin Prediger in Magdeburg, durch Reinbeck empfohlen, einem Rufe als Hofprediger nach Berlin gefolgt. 1743 wanderte ein armer, von glühendem Wissensdurste getriebener israelitischer Jüngling, Moses Mendelssohn, seinem Lehrer, dem gelehrten Rabbi Fränkel, nachfolgend, durch das Rosenthaler Thor in die preußische Hauptstadt ein**). In den Jahren 1745 und 1746 faßten zwei Vertreter der Schweizer Schule, H. C. Hirzel und Sulzer, in Berlin Posto, denen 1749 ein Dritter aus demselben Kreise, Schultheß, folgte. Der Theolog Spalding, der damals schon Einiges von Shaftesbury übersetzt hatte, verweilte als Secretair der schwedischen Gesandtschaft von 1745 bis 1747 in Berlin. Ebenso Ramler, der erst vorübergehend, dann, seit 1748, wo er als Professor bei dem Cadettencorps eine feste Stellung erhielt, dauernd dort lebte. Gleim war nach kurzem Aufenthalte in der preußischen Hauptstadt (1741), wo es ihm damals noch wenig behagte, nach Potsdam übergesiedelt und

*) Vergl. zu dem Folgenden: Koberstein a. a. O. 2. Bd. S. 920 ff.; Denina, „La Prusse litéraire“; Gleim's Briefwechsel mit Kleist (Handschrift); Mörikofer: „Die schweizerische Literatur im 18. Jahrhundert“; Kayserling a. a. O.; Stern: „Geschichte des Judenthums“.

**) Denina a. a. O.

dort durch Ewald Kleist's Bekanntschaft festgehalten worden. 1745, nach seiner Rückkehr aus Schlesien, finden wir ihn abermals in Berlin, wo er bis 1747 der Mittelpunkt eines Kreises war, zu dem anfangs u. A. Pyra (der bald starb), später Ramler und Spalding, von Potsdam aus auch Kleist gehörte.

So hatte sich in wenig Jahren in dem noch vor Kurzem so geistesöden Berlin ein reger und vielseitiger literarischer Verkehr entwickelt. Ramler, der „Berliner Gottsched", wie er genannt wurde, brachte dazu die strengern Formen und das steifere Pathos der ältern Schule mit, Gleim die bewegliche Weise der Hallenser; Sack und Spalding vertraten das milde, der freien Lebensbildung zugewendete theologische Element, Kleist die männliche Tüchtigkeit des Soldaten, dessen im Leben geschulter Geist sich dem befruchtenden Hauche der Poesie und der Freundschaft in liebenswürdiger Hingebung erschloß; Sulzer und Schultheß erschienen als Apostel Bodmerischer Anschauungen; sie und ihr Landsmann Hirzel cultivirten zugleich neben der schönen Literatur jene praktischen Wissensgebiete, welche in ihrer Heimath, dem Lande der freien bürgerlichen Selbstthätigkeit, ebendamals in frischer Blüthe standen, schrieben moralische Betrachtungen über die Natur und Beiträge zur Erziehung der Jugend.

Ein engerer persönlicher Verkehr entwickelte sich unter diesen Männern, namentlich denen, welche das gleiche literarische Streben verband. Im Jahre 1749 entstand eine gesellige Vereinigung, der „Montagsklub", dessen erste Theilnehmer Schultheß, Sulzer, Sucro, Ramler waren, dem später (von 1752 an) auch Lessing, Nicolai, Abbt u. A. angehörten.

Auch gemeinsame schriftstellerische Arbeiten gingen aus diesem Zusammenleben strebsamer Geister hervor. Berlin ward allmälig der Mittelpunkt einer literarischen Kritik. Die größere Freiheit, deren seit Friedrich's II. Regierungsantritt sich in Preußen die Presse zu erfreuen hatte, weckte den kritischen Geist, und die kaltverständige Richtung des Denkens, welche die geistreiche Tafelrunde Friedrich's, meist Franzosen, repräsentirte, reizte theils zur Nachahmung, theils zur Opposition*).

*) „Die besten deutschen Schriftsteller bildeten sich an den französischen", sagt Denina a. a. O. 1. Bd. S. 62, freilich übertreibend.

Friedrich selbst hatte alsbald nach seiner Thronbesteigung einen seiner gelehrten Freunde, Jordan, veranlaßt, ein Journal litéraire et politique zu schreiben, an dem er selbst mitarbeiten wollte. Aus solchen Anregungen ging das Journal de Berlin ou nouvelles politiques et litéraires (bei Haude) hervor, das aber nur wenige Monate bestand. Auch die „Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ (bis 1743, mit dem Motto: „Wahrheit und Freiheit“) ergingen sich bisweilen auf literarischem Gebiete; mehr noch war dies der Fall mit der „Sammlung von allerhand neusten, meist noch ungedruckten Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ (1742). Im Jahre 1747 entstand ein kritisches Journal, die „Berlinische Bibliothek von neu herausgegebenen Schriften“, welches aber auch nur drei Jahre sich erhielt; 1749 die „Berlinischen wöchentlichen Berichte der merkwürdigsten Begebenheiten des Reichs der Wissenschaften und Künste“.

Dies waren die geistigen Zustände der preußischen Hauptstadt, als Lessing um das Ende des Jahres 1748 dorthin kam. Sein Weggang von Leipzig war kein ganz freiwilliger gewesen; eine pecuniäre Verpflichtung, die er für einen Freund übernommen hatte und der er nicht zu genügen vermochte, zwang ihn, seinen bisherigen Aufenthaltsort bei Nacht und Nebel zu verlassen. In Berlin fand er Mylius wieder, der ihm dorthin vorausgegangen war und ihn zur Nachfolge ermuntert hatte. Fast wäre Lessing in Wittenberg, der Stadt abgezogener, ernster Studien, haften geblieben. Auf dem Wege erkrankt, war er dort zurückgeblieben und hatte sich mit des Vaters Einwilligung als Student der Medizin einschreiben lassen. Allein bald lockte es ihn doch in die Stadt des neuaufgehenden literarischen Lebens, zu freierer und vielseitigerer Thätigkeit.

Lessing's dramatische und dramaturgische Thätigkeit in Berlin. Weitere Versuche im Lustspiel.

In Berlin hatte er anfangs mit schweren Hindernissen zu kämpfen. Fremd, ohne Mittel, — da er auf Unterstützung von Hause, wo man mit dieser neuen Wendung seines Lebens wenig zufrieden war, freiwillig verzichtete —, ohne Bekanntschaften, war er eine Zeit lang fast nur auf Mylius angewiesen, dessen Verbindungen ihm nothdürftig Beschäftigung und Unterhalt verschafften. Er war genöthigt, seine Kenntnisse und seine Fähigkeiten auf die mannigfachste Weise zu verwerthen und zu dem Ende Beides mehr auszubilden, und er legte

so den Grund einestheils zu der Vielseitigkeit seines gelehrten und kritischen Wissens und Könnens, anderntheils zu der Unabhängigkeit seines Charakters und seiner Lebensstellung, zu der Fähigkeit und Neigung, nur auf die eigene Kraft zu vertrauen und Niemandem als sich selbst seine Existenz zu verdanken. Wenn Klopstock durch seinen frühen Dichterruhm rasch dahin gelangte, von Protectoren, gekrönten und ungekrönten, sich zu einem ebenso behaglichen als ausgezeichneten äußeren Dasein verholfen zu sehen, so führte Lessing das Leben eines fahrenden Literaten, der, was er hatte und was er war, nur sich und seinen täglich erneuten Kraftanstrengungen verdankte.

Ueberblicken wir die Menge geringfügiger und unscheinbarer Arbeiten, die Lessing um des lieben Brodes willen damals und zum Theil auch später übernahm, so mögen wir beklagen, daß er die darauf verwendete Zeit nicht zu großen Hervorbringungen verwerthen konnte; aber wir dürfen nicht vergessen, daß sein Geist und sein Scharfsinn dadurch eine vielseitige Nahrung und eine seltene Beweglichkeit, sein Charakter eine Energie erhielt, die ihn vor dem Versinken in Empfindelei irgend welcher Art und vor dem vagen Herumschweifen in blos idealen Regionen bewahrte.

Lessing's Umgang bestand auch in Berlin meist aus Schauspielern und anderen Künstlern, durch welche er mit dem Theater in Verbindung blieb, aus Buchhändlern und Schriftstellern, durch welche er die Fortschritte der Literatur kennen lernte. Auch zu manchem der französischen Stark- und Schöngeister, welche damals in Berlin den Ton angaben, trat er in Beziehungen, und auf die Schärfe und Klarheit seines Styls ist diese Bekanntschaft mit den Franzosen gewiß nicht ohne Einfluß geblieben.

Für seine Ausbildung als dramatischer Dichter arbeitete er in Berlin in doppelter Richtung: einmal durch Lustspiele, die er fertigte und durch die er sich in dieser Gattung von Poesie weiter übte, das andere Mal durch die Sammlung und Sichtung fremder Geistesarbeiten des gleichen Faches, was ihm zu Vergleichungen und zur Gewinnung allgemeiner Regeln Veranlassung bot. Mit Mylius vereint gab er „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ heraus (1749), eine Mustersammlung von älteren und neueren Theaterstücken, theils für den praktischen Gebrauch der Bühnen, theils für das ästhetische Studium.

Lessing stand damals mit seinen Anschauungen vom Drama noch fast ganz auf dem hergebrachten Standpunkte des französischen Classicismus. Die drei Einheiten galten ihm für selbstverständlich. Indessen warnte er doch bereits vor einer zu ausschließlichen Nachahmung der Franzosen und verwies neben den alten Classikern auch auf das englische und das spanische Theater; ja es findet sich hier schon der Gedanke angedeutet, den er um volle zehn Jahre später in dem berühmten 17. Literaturbriefe weiter ausführte: daß der deutsche Geist mehr dem englischen als dem französischen wahlverwandt sei, und daß daher das deutsche Drama eher dem englischen als dem französischen sich anbilden solle.

Was seine eigenen Lustspiele betrifft, so hatte er schon vor der Uebersiedelung nach Berlin die „Alte Jungfer" und den „Misogyn" vollendet, zwei Stücke, welche noch ganz die Nachahmung fremder Muster verrathen und sich wenig über das Gewöhnliche erheben. Dagegen zeigen zwei andere, „Die Juden" und „Der Freigeist" (beide aus dem Jahre 1749), einen entschiedenen Fortschritt im Stoff wie in der Behandlung. In beiden ist eine allgemeine sociale Idee in poetischer Form ausgedrückt. In den „Juden" wollte Lessing, wie er sagt, „versuchen, welche Wirkung es haben würde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigt, wo es sie gar nicht vermuthet". „Sie waren", wie er sich weiter ausdrückt, „das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann, da so viele Helden und Propheten aus ihm hervorgegangen."

Lessing hatte jedenfalls schon in Leipzig genugsam Gelegenheit gehabt, die entwürdigende Stellung zu beobachten, zu welcher Gesetz und Sitte die Juden damals noch allerwärts in Deutschland verdammte; in Berlin fand er, selbst unter des aufgeklärten Friedrich Regierung, dieselben Vorurtheile wieder, denen in seinem Stücke entgegenzutreten er den Muth hatte. Durfte doch selbst ein Mendelssohn, auch nachdem er schon als Gelehrter sich hervorgethan, in der Residenz des „Philosophen auf dem Throne" nur unter der Bedingung verweilen, daß er sich auf der Polizei als Commis bei einem jüdischen Handelshause einschreiben ließ*).

*) Ob der Plan zu den „Juden" noch in den Leipziger oder schon in den

Die Fabel des Stücks ist folgende: Ein Reisender hat einen auf der Straße von Räubern angefallenen Baron gerettet und ist dessen Gast auf seinem Gute geworden. Er bezaubert seinen Wirth durch Liebenswürdigkeit, Bildung und Herzensgüte; die Tochter des Barons verliebt sich in ihn. Endlich, da der Baron ihm geradezu die Hand seiner Tochter anbietet, entdeckt er sich ihm als Jude. Der Baron steht nun zwar von seiner Idee ab, erkennt aber den Werth des Mannes an, indem er ausruft: „Wie achtungswerth wären alle Juden, wenn sie Ihnen glichen"; worauf der Jude erwidert: „Und wie liebenswürdig die Christen, wenn sie alle Ihre Eigenschaften hätten!"

So ist hier schon im Grundgedanken angedeutet, was Lessing fast dreißig Jahre später im „Nathan" so herrlich ausführte.

Auch wies Lessing schon hier darauf hin, daß es meist die Christen seien, welche durch Verachtung und Verfolgung die Juden dahin brächten, durch Betrügerei und Niedrigkeiten sich entweder an ihnen zu rächen oder vor ihnen zu retten, ganz ähnlich, wie dies wenige Jahre vorher Gellert in seiner „Schwedischen Gräfin" gethan hatte*).

Zu dem „Freigeist" lieferte dem Dichter das Modell seines Helden höchst wahrscheinlich sein Freund Mylius, während die Tendenz des Stückes eine Concession an das Vaterhaus und dessen geistliche Traditionen sein mochte**). Adrast ist ein Freigeist, nicht in dem weitgehenden Sinne jener französischen Philosophen, die am Hofe Friedrich's II. den Ton angaben (mit diesen hat Lessing niemals sympathisirt), sondern in dem viel gemäßigtern der deutschen Freidenker, die, wie Arnold, Dippel oder Edelmann, die Pfeile ihres Hasses weniger gegen die Lehren der Kirche, als gegen deren Diener, die Priester, richteten, in diesen nichts als Heuchler, Egoisten, Ver-

---

Berliner Aufenthalt Lessing's fällt, ist ungewiß. Wenn Kayserling in seinem: „Moses Mendelssohn", S. 36, sagt: „Lessing schrieb das Stück 1749, lange bevor er nach Berlin kam", so ist dies natürlich ein chronologischer Irrthum, denn Lessing kam nach Berlin Ende 1748.

*) S. oben S. 43.

**) Er schreibt an seinen Vater: „Wenn ich Ihnen nun verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Herren Theologen lesen, sondern auch loben sollten?"

ketzerer und Verfolger Anderer erblickten. Durch einen edeln und achtungswerthen Vertreter des geistlichen Standes, Theosophron, der ihn wiederholt aus Verlegenheiten rettet, mit Wohlwollen überhäuft, mit Zartheit behandelt, wird Adrast von diesem Vorurtheil endlich geheilt. Ein psychologisches Naturspiel verleiht dem Stück, das sonst durch die etwas breite Entwickelung der beiden Charaktere leicht eintönig hätte werden können, einen frischeren Reiz: zwei verlobte Paare tauschen ihre Neigungen, gleichsam ihre Pole, um, indem das Gleichartige, das erst zusammenzupassen schien, bei näherer Bekanntschaft sich wechselseitig abstößt, dafür aber von dem Entgegengesetzten angezogen wird.

Der „Freigeist" ist von allen Lessingschen Lustspielen aus dieser Periode — zu denen noch der nach dem Modell der italienischen Maskenspiele gearbeitete „Schatz" gehört (1750) — durch gewandte Form und individualisirende Charakteristik (wenigstens in den meisten der vorgeführten Personen) das hervorragendste.

Lessing's kritische Erstlingsarbeiten.

Neben dem poetischen Schaffen begann Lessing jetzt auch eine kritische Thätigkeit für die schöne Literatur, die ihm nicht weniger, ja noch mehr Ruhm und Verdienst als jene eintragen sollte. Die ästhetische Journalistik Berlins, die wir oben in ihren Anfängen (bis zu Lessing's Ankunft daselbst) kennen lernten, trieb auch in den nächsten Jahren noch weitere und stärkere Keime. 1750 hatten Ramler und Sulzer sich zur Herausgabe eines Blattes: „Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" vereinigt. In dem darauf folgenden Jahre erschien zuerst eine literarische Beilage zur Vossischen Zeitung unter dem Titel: „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes" *). Diese literarische Beilage (oder, wie sie wohl auch genannt ward, „der gelehrte

---

*) Lachmann hat im 3. Bde. der Lessingschen „Werke" eine Sammlung der bedeutenderen Aufsätze Lessing's aus jener Zeit zusammengestellt. Die Beilage selbst findet sich, ebenso wie die meisten andern der damals in Berlin erschienenen literarischen Zeitschriften, noch auf der königlichen Bibliothek daselbst. Zwei solche Zeitschriften seien hier noch erwähnt, die einer etwas späteren Zeit angehören: die „Vermischten Abhandlungen über das Neueste aus der Gelehrsamkeit" (ebenfalls bei Voß, 1756) und eine französische: die Mélanges litéraires par une société de gens de lettres, 1755 ff.

Artikel zur Vossischen Zeitung") ward von dem Verleger dem jungen Magister Lessing angetragen und von Letzterem übernommen.

Für die Zeitung selbst hatte er nur die herkömmlichen Festgedichte zur Feier des königlichen Geburtstages und zum Neujahr abzufassen. Er zeigt sich in diesen als ein nicht blos conventioneller, sondern wirklich überzeugter Bewunderer des großen Königs.

Was die Kritiken betrifft, so tritt Lessing darin sofort in voller, blanker Rüstung auf, scharf und schlagend in seinen Bemerkungen, mit einer bewundernswerthen Vielbelesenheit, mit einem fertigen, sicheren Urtheil, ohne Scheu vor angemaßter Autorität, dagegen anerkennend und duldsam gegen jedes wahre Streben, auch wenn es nicht von Mängeln frei ist. Gegen Gottsched ist er unerbittlich; für Klopstock's „Messias" hat er eine gewisse Pietät. „Gesetzt, das Gedicht hat einige Flecken", sagt er, „so bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unser Vaterland die Ehre, schöpferische Geister zu besitzen, vertheidigen kann." Doch hält ihn dies nicht ab, die Schwächen der Klopstockschen Poesie, besonders ihre Ueberschwänglichkeit, mit sicherem Blick herauszufinden. In Klopstock's „Ode an Gott" bemerkt er „eine Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte". Ja auch am „Messias" scheint ihm mehr das religiöse, als das eigentlich poetische Moment die Größe des Gedichtes auszumachen. „Wenn auch der Verfasser des Messias kein Dichter ist", äußert er, „so doch ein Vertheidiger unserer Religion. Das erhabenste Geheimniß weiß er von einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in die Bewunderung verliert." Den spätern kritischen Zweifler im Punkte der Religion verrathen bereits die Worte, die er hinzusetzt: „Klopstock weiß in seinen Lesern den Wunsch zu wecken, daß das Christenthum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei".

Gellert's Verdienste um die Geistes- und Herzensbildung seiner Zeitgenossen weiß Lessing zu schätzen. „Wer ist geschickter als er", sagt er, „die Natur überall in ihre alten Vorrechte unter uns wieder einzusetzen?" Dagegen ist er streng gegen die Nachahmer Klopstock's, die durch bloße Aeußerlichkeiten, wie Verbannung des Reimes, diesem zu gleichen meinten, und ebenso gegen das gehaltlose Tändeln der Anakreontiker.

Auch über den Kreis blos literarischer Gegenstände hinaus, auf das Gebiet socialer und moralischer Fragen erstreckt Lessing bisweilen seine kritische Thätigkeit. In einem besondern Theile jener Kritiken („Monatliche Beiträge" zur Vossischen Zeitung oder „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes") bespricht er u. A. Rousseau's Abhandlung gegen die Künste und Wissenschaften. Dieselbe erscheint ihm übertrieben, insoweit sie den Menschen von aller Cultur ablenken und zur Gemeinschaft mit dem vernunftlosen Thier zurückführen möchte; „aber", meint er, „es wäre doch gut, wenn Frankreich viele dergleichen Prediger hätte, denn dort wird das Laster zur Artigkeit, und der Schriften sind unzählige, welche die Religion untergraben und die Wollust ins Herz pflanzen".

Gegen die materialistischen und sittlich leichtfertigen Ansichten, die in manchen französischen Schriften, wie L'homme machine, L'art de jouir und ähnliche, zu Tage treten, erklärt er sich sehr entschieden.

Das eigentlich politische Gebiet schließt Lessing planmäßig von seiner Kritik aus. Von einem gelehrten Werke über „die Regierungskunst", das ihm zur Beurtheilung vorlag, sagt er: „es schiene ihm recht gut, wenn die Regierungskunst nur ein Gegenstand wäre, dem ein Gelehrter gewachsen sein könnte, wenn sie nicht Etwas wäre, welches hundert Umstände oft verändern". Besser, meint er, überlasse man dieselbe „demjenigen Geist, den die Natur zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Vorbilde der Könige machen wollte".

Das Wittenberger Intermezzo.

Wie Lessing 1748 Berlin durch einen raschen Entschluß zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, ebenso plötzlich verließ er es im Jahre 1752 und nahm den alten Plan, in Wittenberg seine Studien fortzusetzen, wieder auf. Ein Conflict mit dem von Friedrich bewunderten Voltaire, für den er ein Manuscript übersetzt hatte und der ihn eines literarischen Raubes an ihm beargwöhnte, mag dazu beigetragen haben, ihm den Aufenthalt in Berlin zu verleiden.

In Wittenberg vergrub er sich ganz in philologische und theologische Gelehrsamkeit. Hier entstanden zumeist jene: „Rettungen", Vertheidigungen älterer oder neuerer Schriftsteller, die nach seiner Meinung verkannt worden waren. Er nahm sich des Horatius gegen diejenigen seiner Ausleger, die ihm Feigheit und Wollust vorwarfen,

ebenso eines Dichters aus dem 16. Jahrhundert, des Lemmius, gegen das harte Urtheil sogar eines Luther tapfer an. Ein Hauptstudium während seines Wittenberger Aufenthalts war auch Bayle's Dictionnaire. An ihm schärfte er sein ohnehin scharfes Urtheil noch mehr; von ihm lernte er eine freiere Lebensanschauung und Toleranz in religiösen Dingen. Seinen poetischen Liebhabereien schien er gänzlich entsagt zu haben.

Aber schon im nächsten Jahre ist er wieder in Berlin und arbeitet auf's Neue an der Vossischen Zeitung. Alsbald fühlte er sich auch wieder zu dichterischen Productionen angeregt. Das Lustspiel genügte ihm nicht mehr; er experimentirte mit neuen Formen und neuen Stoffen.

Lessing's zweiter Aufenthalt in Berlin. Henzi, Faust, Miß Sara Sampson.

Als rother Faden geht durch alle diese Versuche das sichtbare Streben des jungen Dichters, mit der Poesie näher ans Leben heranzukommen, sie dem Banne eines blos gelehrten Formalismus zu entreißen.

Im „Henzi"*) unternahm er das kühne Wagniß, einen geschichtlichen Stoff aus der unmittelbarsten Gegenwart tragisch zu behandeln. Die Hinrichtung eines Berner Patrioten durch die herrschende Partei der Patrizier gab ihm dazu den Anstoß. Eine nicht geringere Kühnheit bestand darin, daß Lessing ein heroisches Trauerspiel dichtete und zum Helden desselben keinen König oder Feldherrn, sondern einen einfachen Bürger, noch dazu einen Republikaner wählte. Die hergebrachte Sitte verlangte damals noch für die Tragödie, daß sie nur auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft wandelte.

Diese beiden Neuerungen abgerechnet, bewegt sich dieses Drama noch ganz im Rahmen der alten Gottschedschen oder französischen Schule: dieselbe strenge Beobachtung der drei Einheiten, derselbe steife Alexandriner, dasselbe rhetorische Pathos, an Worten fruchtbarer als an Thaten. Nur in der Individualisirung der Charaktere ist ein Fortschritt erkennbar.

Nach ganz anderer Seite hin lockte ihn bald darauf das deutsche Volksschauspiel. Im Jahre 1753 ward auf der Schuchschen Bühne

*) Hettner a. a. O. setzt den Entwurf des „Henzi" schon ins Jahr 1749, die Ausarbeitung ins Jahr 1753.

das alte Puppenspiel: „Faust“ aufgeführt*). Wir wissen aus Lessing's späteren Angriffen auf Gottsched**), daß er der Meinung war, das deutsche Volksschauspiel hätte bei richtiger Pflege in ähnlicher Weise veredelt und zum volksthümlichen Kunstdrama entwickelt werden können, wie dies in England geschehen war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er selbst im „Faust“ einen Versuch in dieser Richtung machen wollte.

Leider besitzen wir nur wenige Bruchstücke davon***). Nach

*) Danzel a. a. O. S. 450 nimmt als selbstverständlich an, es sei in Berlin gewesen, wo Lessing den „Faust“ gesehen. Nach einer Bemerkung Nicolai's dagegen (Lessing's „Werke“ von Lachmann, 12. Bd. S. 42) hätte es in Berlin vor 1756 kein deutsches Lustspiel gegeben. Vielleicht kein ständiges, aber doch ein zeitweiliges.

**) „Literaturbriefe“ (1759), 17. Brief. Lessing weist dort ausdrücklich auf „Faust“ hin.

***) Lessing hat sich, wie es scheint, viel und wiederholt mit diesem Plane beschäftigt, ohne doch damit ganz zu Stande zu kommen. 1753 mag er, wie Danzel vermuthet, die Idee erfaßt und erste Hand an die Bearbeitung gelegt haben. Am 19. November 1755 fragt Mendelssohn in einem Briefe an, wie weit er mit seinem „bürgerlichen Trauerspiele“ sei, dem er wohl schwerlich den Namen „Faust“ lassen werde. (Lessing's „Werke“, 13. Bd. S. 8.) Am 8. Juli 1758 schreibt Lessing an Gleim von Berlin: „Ehestens (!) werde ich mein Drama „Faust“ hier spielen lassen. (Ebenda, 12. Bd. S. 119.) In dem bekannten 17. Literaturbriefe (1759) deutet Lessing auf seinen „Faust“ hin und theilt eine Scene daraus mit. Karl Lessing im Vorworte zu seines Bruders „Theatralischem Nachlaß“ (S. XXXIX) bemerkt: „Einer seiner Freunde hat mich versichert, er habe in Breslau (also zwischen 1760—1765) 12 Bogen dieses Trauerspiels im Manuscript selbst gelesen“. Am 21. Sptbr. 1767 (von Hamburg aus) schreibt Lessing an seinen Bruder Karl: „Ich bin Willens, meinen Dr. Faust noch diesen Winter hier spielen zu lassen. Wenigstens arbeite ich aus allen Kräften daran“ (!) Er bittet ihn um Uebersendung einer clavicula Salomonis, die er dazu brauche. (Ebenda, 12. Bd. S. 185.) Endlich äußert sich eben jener Freund, der Hauptmann v. Blankenburg, in einem Briefe vom 14. Mai 1784 folgendermaßen: „Daß Lessing vor vielen Jahren schon an jenem „Faust“ gearbeitet hatte, wissen wir aus den Literaturbriefen. Aber, so viel mir bekannt, unternahm er die Umarbeitung, vielleicht auch nur die Vollendung seiner Arbeit zu einer Zeit, wo aus allen Zipfeln Deutschlands „Fauste“ angekündigt waren, und sein Werk war meines Wissens fertig. Man hat mir mit Gewißheit erzählt, daß er, um es herauszugeben, nur auf die Erscheinung der übrigen „Fauste“ gewartet habe. Er hatte es bei sich, da er von Wolfenbüttel eine Reise nach Dresden machte; hier übergab er es in einem Kästchen, in welchem noch mehr Papiere und andere

denselben zu urtheilen, würden wir, wenn der Plan ausgeführt worden wäre (von dem wir freilich nur äußerst wenig und auch

---

Sachen waren, einem Fuhrmann, der dieses Kästchen einem seiner Verwandten in Leipzig, dem Kaufmann Lessing, überliefern sollte; dieser sollte es weiter nach Wolfenbüttel besorgen. Aber das Kästchen kam nicht an, der Himmel weiß, in welche Hände es gerathen ist". (Lessing's „Werke", 2. Bd. S. 494.) Aus dieser Darstellung hat Düntzer („Goethe's Faust", 1. Thl. S. 16 ff.) gefolgert: Lessing habe nach dem Verlorengehen seines Faustmanuscripts „noch den Plan einer andern (neuen) Bearbeitung der Volkssage gefaßt", er habe aber „diesen „Faust" auf sich beruhen lassen, da er vorab das Erscheinen des Goetheschen(!) Drama abwarten wollte, von welchem schon damals verlautete". Beide Conjecturen haben wenig Wahrscheinlichkeit für sich, sind auch durch kein äußeres Zeugniß beglaubigt. Denn nach Blankenburg's Angabe war. Lessing's „Faust" in seiner neuen, bez. vollendeten Gestalt „fertig", und er wartete nur mit der „Herausgabe" desselben bis zum Erscheinen der andern „Fauste". Dann ging das (fertige) Manuscript verloren. Welche „Fauste" Blankenburg hier meint, ist freilich schwer zu sagen (denn der Müllersche und der Klingersche „Faust" erschienen viel später); daß von dem Goetheschen als einem demnächst zu erwartenden „verlautet" habe (also in weiteren Kreisen oder öffentlich, in der literarischen Presse) wird sich von einem frühern Termin als dem Jahre 1775, in welchem Jahre Lessing's „Faust" verloren ging, schwerlich sagen lassen. Daß aber Lessing nach dem Verluste seines ganzen Manuscripts, in einer Zeit, wo er eigentlich schon der Poesie Valet gesagt, wo er Kopf und Hände voll theologischer Streitigkeiten hatte und wo nur der diesen Streitigkeiten naheliegende „Nathan" ihn noch einmal zum Dichten locken konnte, daß er damals ein Thema wie den „Faust", mit dem er offenbar nie recht hatte zu Stande kommen können, noch einmal von Frischem aufgenommen haben sollte, ist wenig glaublich. — Außer der Scene, welche Lessing selbst im 17. Literaturbrief mittheilt (es handelt sich dort um die Auswahl unter den Teufeln, die dem Faust ihre Dienste anbieten, wobei Faust dem Teufel den Vorzug giebt, der „so schnell" zu sein behauptet, „wie der Uebergang vom Guten zum Bösen", besitzen wir noch zweierlei Bruchstücke, von Blankenburg und von Engel nach einer Einsichtnahme in Lessing's Manuscript mitgetheilt. In beiden Bruchstücken findet sich ziemlich gleichmäßig die 1. Scene des 1. Actes, wo Satan von seinen Unterteufeln Rechenschaft fordert, was sie auf der Erde vollbracht. Diese Scene erinnert stark an die bekannte Hexenscene im „Macbeth" und dürfte, da Lessing 1755 von Shakspeare, außer dem „Cäsar" in Borck's Uebersetzung (wie oben, S. 272, nachzuweisen versucht worden ist), schwerlich etwas näher gekannt hat, wohl erst später gearbeitet sein. Die Scene schließt damit, daß einer der Teufel sagt: er habe dem Gedanken nachgehangen, Gott seinen Liebling zu rauben, einen der Tugend und Weisheit ergebenen Jüngling, nur scheine ihm das Unternehmen schwer. Satan fragt: „Hat er Wißbegierde"? und, als der Teufel dies bejaht, ruft er triumphirend: „Dann ist er unser!" Einige weitere Scenen, die

dies nur aus zweiter Hand wissen), aller Wahrscheinlichkeit nach eine Dichtung erhalten haben, weniger metaphysisch als der Goethesche „Faust“, aber vielleicht mit ebenso scharfen Zügen aus dem wirklichen Leben, weniger nach der Seite des überschwänglichen Gefühls und der Sehnsucht nach einem Unendlichen gerichtet, mehr den kalten praktischen Verstand und seine Klippen für die Moralität ins Auge fassend.

Daß Lessing in seinem „Faust“ auf ähnliche Weise, wie Goethe in seiner unsterblichen Dichtung, Zustände und Erlebnisse seines eignen Ich habe abspiegeln und dadurch sich von denselben wie von einem Krankheitsstoffe befreien wollen, dafür liegen keinerlei Anzeichen vor, und nach Lessing's ganzem Naturell, welches zu einer solchen Selbstbespiegelung nicht hinneigte, ist es kaum wahrscheinlich. Eher mochte für ihn der Gedanke Reiz haben, einen überlegenen Geist zu schildern, der durch seine Ueberlegenheit selbst und durch den daraus entspringenden Stolz auf gefährliche Abwege geführt wird. Daß er den „Faust“ nicht vollendete, scheint anzudeuten, daß er den Stoff doch nicht dazu angethan fand, ein wirksames Drama daraus zu machen.

Hatte ihn so die alte deutsche Sage zur Nachfolge gereizt*), so

---

Blankenburg hat, fehlen bei Engel, während Letzterer wieder denjenigen Theil des Planes giebt, durch welchen in den Fortgang der Handlung eine bedeutsame — allerdings sehr merkwürdige und vom dramaturgischen Standpunkte aus schwerlich zu rechtfertigende — Wendung kommen sollte. Der von Satan gefaßte Plan, den Faust zu verführen, sollte nämlich dadurch vereitelt werden, daß auf göttliche Veranstaltung diesem Letztern ein Phantom untergeschoben würde, Faust selbst aber alle die Versuchungen, denen sein Stellvertreter unterworfen wäre, nur träumte! Wie sich Lessing dies ausgeführt dachte, wissen wir freilich nicht. Zwar spricht Karl Lessing von „zwei verschiedenen Plänen“ seines Bruders zum „Faust“, und Düntzer scheint daraus zu folgern, daß das Blankenburgsche und das Engelsche Bruchstück diese zwei verschiedenen Pläne repräsentiren, daß das eine Mal „Faust“ gerettet werden sollte, das andere Mal nicht, allein es könnte auch sein, daß diese beiden Bruchstücke sich vielmehr ergänzten und daß zwar zweierlei Pläne existirt hätten, die sich aber nur wie der kürzere zu dem mehr ausgeführten, nicht gerade wie zwei in der Grundidee verschiedene zu einander verhielten.

*) Ob Lessing auch Etwas von dem englischen Faust von Marlowe gewußt hat? Einigermaßen könnte (im 17. Literaturbrief) man es vermuthen wegen seiner Hinweisung darauf, wie Shakspeare aus dem damaligen englischen Volksschauspiel ein kunstgerechtes nationales Drama geschaffen habe, und der unmittelbar darauf folgenden Erwähnung des „Faust“.

fand er bald darauf eine Anregung ganz anderer Art in dem „bürgerlichen Trauerspiel", welches nicht lange vorher der Engländer Lillo mit seinem „Kaufmann von London" (1731) erfolgreich auf der Bühne eingebürgert, Diderot in seinem „Gemälde der Armuth" (1749) auf französischen Boden verpflanzt und später (1754) auch theoretisch begründet hatte*). So entstand 1755 die „Miß Sara Sampson".

Mit der „Miß Sara Sampson" betrat Lessing ein ganz neues Gebiet dramatischer Dichtung, ein Gebiet, wo nicht die Schicksale und die Thaten der Völker und ihrer Fürsten, sondern die Handlungen und Erlebnisse des einzelnen Menschen das bewegende Moment der Handlung bilden. Gellert mit seiner „rührenden Komödie" hatte sich zuerst auf jenen Boden des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens gestellt, der zwischen dem hohen Kothurn der Heldentragödie und dem allzuniedern Soccus des possenhaften Lustspiels mitten inne liegt. Lessing steckte das Ziel dieser Dichtungsart höher, ohne doch den Kreis der rein menschlichen Interessen zu überschreiten. Statt der blos harmlosen, in allzu engem Rahmen sich bewegenden Empfindung gab er ihr die tiefere, das ganze Wesen des Menschen bis in sein Innerstes aufrührende Macht der Leidenschaft zur Grundlage. Im Roman hatte Richardson diesen Ton leidenschaftlicher Empfindung angeschlagen, dessen „Clarissa" 1747 erschienen war und in Deutschland rasch Verbreitung gefunden hatte.

Mellefont und Marwood sind die beiden Hauptfiguren des Dramas: Mellefont, „mehr unglücklich als lasterhaft", wie der Dichter selbst ihn charakterisirt, schwankend zwischen edleren Empfin-

---

*) In Grimm's Correspondance, 1. April 1754, in dem Artikel über Nivelle de la Chaussée, den bekannten Urheber der Comédie larmoyante (s. Rosenkranz: „Diderot's Leben und Werke", 1. Bd. S. 267). Rosenkranz hat wol mit Recht auf jenes erste „bürgerliche Drama" Diderot's (oder, wie dieser selbst es nannte, „trauriges Drama", triste Drame) hingewiesen und dessen Entstehung im Jahre 1749 wahrscheinlich zu machen gesucht. Der, gewöhnlich als Typus dieser Gattung genannte, „Fils naturel" von Diderot erschien erst 1757. Da Lessing in seiner „Hamburger Dramaturgie" (1768) Diderot's „Gemälde der Armuth" erwähnt, dasselbe also nicht erst aus der 1773 erschienenen Ausgabe von Diderot's Werken kennen gelernt hat, so wäre es nicht unmöglich, daß er auch schon vor Abfassung seiner „Miß Sara Sampson" davon Notiz erhalten hätte.

dungen und einer Schwäche, deren Opfer er selbst ist, und der er auch fremdes Glück leichtsinnig zum Opfer bringt, ein Vorläufer der Weislingen, der Clavigos, der Ferdinande, die in den Goetheschen Dichtungen eine so hervorragende Rolle spielen; Marwood, die Verkörperung einer Leidenschaft, die nichts außer sich und dem, was sie ihr Recht nennt, achtet und anerkennt, die ebenso glühend haßt, wie sie glühend liebt, und die mit der Glut des Hasses wie der Liebe sich selbst und Alles um sich her verzehrt.

Nur dieser letztere Charakter ist dem Dichter wirklich gelungen. Wenn auch theilweise mit etwas grellen Farben gemalt, ist er doch aus dem Ganzen und Vollen gearbeitet und bis zuletzt mit großer Sicherheit durchgeführt. Daß eine Frau, die Vertreterin des schwächeren Geschlechts, von einer überwältigenden Leidenschaft ergriffen, selbst bis über die Grenzen der Menschlichkeit hinausgerissen werden könnte, das ging nicht gegen Lessing's dichterisches Gewissen. Dagegen einen Schwächling als Helden eines Drama zu schildern, das war offenbar ein fremder Tropfen in seinem Blute, und man sieht es diesem Helden an, daß der Dichter nicht mit voller Seele bei ihm gewesen, daß er mehr nach fremden Vorbildern, als nach eigenster Eingebung, daher nur mit halb unsicherer Hand dessen Bild entworfen hat. Lessing stand auch zu dieser Schöpfung seiner künstlerischen Phantasie wesentlich anders, als Goethe zu seinem Weislingen oder seinem Clavigo. Es war nicht Fleisch von seinem Fleische. Er schilderte nicht Selbsterlebtes, sondern er schuf einen Mellefont, weil er ihn für sein Drama brauchte, mehr vielleicht noch, weil diese Art von Helden durch Richardson und Lillo in die Mode gekommen war.

Die andern Personen, Sara, ihr Vater, der alte Diener, sind so ziemlich nach der Schablone empfindsamer und rührender Charaktere gezeichnet, wie sie bei Richardson sich finden, außerdem aber, namentlich Sara, mit all' der bedenklichen Casuistik des sittlichen Urtheils ausgestattet, welche wir bei Gellert's „empfindlichen" Seelen kennen lernten*).

Die Sprache ist ungleich belebter und natürlicher als in den meisten deutschen Dramen jener Zeit und selbst in den früheren

*) S. oben S. 66 u. 67 die beiden Noten.

Lessingschen, jedoch theilweise noch nicht gänzlich frei von einem gewissen steifen Pathos und einer, wir möchten fast sagen, ceremoniösen Weitschweifigkeit und Geziertheit. Die Composition leidet an dem Mangel einer eigentlich poetischen Lösung sittlicher Conflicte. Mellefont hat Sara, die vorher unschuldige Tochter eines würdigen alten Geistlichen, aus dem Hause ihres Vaters entführt. Er macht sich Vorwürfe darüber, kann sich aber zu dem Schritte, durch eine Heirath sich fest an sie zu binden, nicht entschließen. Ihm graut vor der Ehe, als einem Verhältniß, welches seiner unbeständigen Leidenschaft Zügel anlegen würde*). Man sollte erwarten, dieser sittliche Conflict zwischen Pflicht und Leidenschaft, zwischen der edleren Neigung zu einem wirklich geliebten und liebenswerthen Wesen und dem Gelüste flatterhafter Liebelei würde zu irgend einer, sei es tragischen, sei es versöhnenden, Lösung führen. Statt dessen tritt ein neuer Factor der Verwickelung hinzu. Eine frühere Geliebte Mellefont's, die Marwood, erscheint und sucht ihn wieder an sich zu locken. Allein auch diese Verwickelung wird nicht in ihren Consequenzen durchgeführt. Die Marwood, da sie sieht, daß sie Mellefont nicht zurückerobern kann, beschließt, sich zu rächen. Noch einmal nimmt die Handlung einen Anlauf, als ob die Krisis durch innerliche Motive gelöst werden solle. In einer meisterhaft angelegten Scene zwischen der Marwood (die es dahin gebracht hat, daß Mellefont selbst sie unter falschem Namen, als eine Verwandte von sich, bei Sara eingeführt) und dieser letztern enthüllt die ältere Geliebte, ohne sich zu nennen, der neueren die ganze Unbeständigkeit Mellefont's, das ganze Unrecht, das er an der Verstoßenen und ihrer Tochter, seinem Kinde, begangen hat. Schon glaubt man, es werde ihr gelingen; Sara, enttäuscht, werde sich von Mellefont abwenden, und dieser werde durch den Verlust der edleren Geliebten für seine frühere unedlere

---

*) In diesem Punkte könnte man allenfalls ein gewisses pathologisches Moment, eine Art von Selbstbekenntniß des Dichters zu entdecken meinen. Allerdings wissen wir von ihm (z. B. aus seinen „Sinngedichten", No. 82), daß er die damals weitverbreitete Abneigung gegen die Ehe, als ein hemmendes Band, einigermaßen theilte. Bekanntlich entschloß er sich erst in seinen späteren Lebensjahren zu einer Heirath. Nur daß man nicht in Mellefont's Charakter, der zwischen Empfindsamkeit und Blasirtheit hin und her schwankt, Etwas von Lessing's Wesen wiederzufinden meine.

Leidenschaft büßen. Allein so kommt es nicht. Sara, obschon erschüttert durch das ihr vorgehaltene Bild der Flatterhaftigkeit des Mannes, dem sie Alles geopfert, Unschuld und Vaterhaus, gelangt doch nicht zu dem für ein ächt weibliches Wesen allein natürlichen Entschlusse, lieber das innerlich verlorene Ideal auch äußerlich verloren zu geben, als das eigene bessere Selbst der Verbindung mit einem Manne zu opfern, den sie fürderhin nicht mehr achten kann; sie hilft sich darüber hinweg mit einigen empfindsamen Redensarten von der Unschuld Mellefont's und von der Verworfenheit der Marwood, und mit dem edelmüthigen Entschlusse, die Tochter der Marwood als ihre Tochter zu erziehen — genug, sie giebt Mellefont nicht auf. Und nun, nachdem jede innere Lösung des Conflicts unmöglich geworden, wird der geschürzte Knoten auf völlig äußerliche Weise zerhauen: Sara stirbt durch das Gift der Marwood; Mellefont tödtet sich selbst an ihrer Leiche*).

*) Die Urtheile unserer bedeutendsten Literarhistoriker über die „Miß Sara Sampson" lauten sehr verschieden, ja zum Theil ganz entgegengesetzt. Hettner nennt dieselbe ein bloßes Intriguenstück, während Löbell einen „ächt tragischen Ausgang" darin entdeckt, weil nicht der Giftmord, dessen Gelingen nur zufällig sei, sondern Mellefont's Unbestand die Katastrophe herbeiführe. J. Schmidt findet den dramatischen Gang sehr schwach; selbst der äußere Zusammenhang lasse viel zu wünschen übrig; das Stück habe nur als „psychologische Studie" einen Werth. Cholevius tadelt die „weinerliche Rührung und kränkelnde Tugend" darin; „die Personen des Stückes fehlen und bereuen aus Schwäche". Gervinus sagt über die Composition gar Nichts, erwähnt nur als einen Fortschritt die Vorführung „gemischter Charaktere" (statt der bisher üblichen schablonenmäßigen, die entweder Tugendideale oder Scheusale waren); ähnlich rühmt Vilmar dem Stücke nach, daß es zuerst „einen wahren Charakter in naturgemäßer Erscheinung" gezeigt habe. Koberstein endlich betont den „glücklichen Griff", den Lessing gethan, indem er „ein Familienstück auf die Bühne gebracht". Am äußerlichsten und ungerechtesten hat Danzel diese Dichtung behandelt; er läßt sie wie ein bloßes Mosaik aus Stücken von Lillo's „Kaufmann" und Richardson's „Clarissa" entstehen ohne jeden eigenen organisch schöpferischen Gedanken des Dichters. G. Freytag in seiner „Technik des Dramas" (S. 221) sagt: „Die tragische Entwickelung in Miß Sara Sampson beruht darauf, daß Mellefont die Nichtswürdigkeit begeht, seiner früheren Geliebten ein Rendezvous mit Miß Sara zu vermitteln". Hiernach könnte man glauben, Mellefont thue dies etwa in einer Anwandlung jungdeutscher Frivolität oder Raffinirtheit, während doch dieser Schritt Mellefont's vom Dichter (der sich dieses, allerdings wenig geschickten Mittels bedient, um die Marwood mit der Sara zusammenzuführen) durch die

Trotz aller dieser Mängel war der eine Vorzug des Dramas entscheidend: es waren Gestalten von Fleisch und Blut, dieser Mellefont, diese Marwood, welche hier die Bühne betraten. Die deutschen Schauspieler nahmen jubelnd ein Stück auf, in welchem sie nicht blos hochtönende Verse zu declamiren, sondern wirkliche Leidenschaften und Gemüthsbewegungen voll Lebenswahrheit darzustellen hatten*). Lessing selbst leitete die Aufführung der Tragödie in Frankfurt a./O., wo sie zuerst (von der Ackermannschen Gesellschaft) gegeben ward. „Die Zuschauer saßen", wie ein Zeitgenosse berichtet, „drei und eine halbe Stunde lang wie Statuen und weinten." Auch auf andere Bühnen, ja bis nach Wien fand „Miß Sara Sampson" ihren Weg**). Es war eben ein Bühnenstück, kein bloßes Buchdrama.

In Lessing selbst hatte die Beschäftigung mit dieser Dichtung und wohl auch deren so günstiger scenischer Erfolg die alte Neigung zur Bühne, als der allein praktischen Schule des dramatischen Dichters, in voller Stärke wieder wachgerufen. In Leipzig war seit 1750 an die Stelle der Neuberschen Gesellschaft die Kochsche getreten. Mit Koch, der früher Mitglied der Neuberschen Truppe gewesen, war Lessing von seinem ersten Leipziger Aufenthalte her bekannt. Ein Hauptacteur der Kochschen Gesellschaft, Brückner,

---

Verlegenheit motivirt wird, in der sich Mellefont befindet, da die Marwood auf einer solchen Begegnung besteht und nur auf diese Bedingung hin sich zur Abreise entschließen will. Von den zeitgenössischen Kritikern hob der Theolog Michaelis (in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen", 2. Juli 1755) das religiös sittliche Moment hervor, welches darin liege, daß Sara, als selbst der Vergebung bedürftig, Anderen vergebe (was freilich für den dramatischen Werth der Handlung nicht entscheidend ist); Dusch („Vermischte kritische Schriften", 1758) tadelte den Mangel an Wahrscheinlichkeit in dem Plane des Stücks. (Danzel: „Lessing" S. 311 ff.)

*) Devrient: „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" 2. Bd. S. 126.

**) In Leipzig ward das Stück sonderbarer Weise erst fast ein Jahr später gegeben, und zwar in einer von Weiße besorgten Verkürzung, mit der Lessing sich wenig zufrieden bezeigte. In Wien mußte Mellefont's Bedienter als Hanswurst (eine damals noch unentbehrliche Person) figuriren (Danzel a. a. O. S. 313. 327. Devrient a. a. O.). Im Jahre 1872 hat man das Stück auf mehreren deutschen Bühnen (in Dresden, Breslau, Leipzig, Meiningen) mit Erfolg wieder auf die Bühne gebracht. Besonders die Marwood, gut gespielt (z. B. in Leipzig von Frl. Suhrlandt), erwies sich noch immer in ihrer gewaltigen Leidenschaftlichkeit als eine höchst wirksame und ergreifende Partie.

hatte in Berlin mit Lessing Umgang gepflogen und sich seines dramaturgischen Rathes bedient.

Lessing's Rückkehr nach Leipzig. Entwurf zur „Emilie Galotti".

Lessing beschloß, sich wieder nach Leipzig zu begeben, um dort von Neuem praktischen Studien für's Theater obzuliegen. Ob er diesen Umzug lediglich auf's Gerathewohl wagte, oder ob ihn eine Aufforderung von Leipzig aus, vielleicht mit bestimmten Anerbietungen, für's Theater zu arbeiten, dazu veranlaßte, ist ungewiß. Genug, zu Ende des Jahres 1755 finden wir ihn wieder in Leipzig, eifrig beschäftigt mit theatralischen Plänen aller Art. Er hatte sich vorgesetzt, bis Ostern 1756 einen Band von sechs Dramen zu vollenden. Das erste davon, welches er in Angriff nahm, war eine Bearbeitung des Goldonischen Erede fortunato. Er gelangte aber damit nur bis zum zweiten Aufzug. Seine literarische Thätigkeit erlitt bald eine Unterbrechung; er fand Gelegenheit, mit einem reichen jungen Leipziger, Winkler, unter den angenehmsten Bedingungen auf Reisen zu gehen. Wie lockend mußte es für einen Mann wie Lessing sein, unter zusagenden Verhältnissen ein Stück der großen Welt, neue Menschen und Länder, wissenschaftliche und künstlerische Schätze aller Art kennen zu lernen! Wie erfolgreich für seine ganze geistige Entwickelung hätte eine solche Reise werden können!

Die Anfänge derselben, die ihn durch Norddeutschland nach Amsterdam führten, waren vielversprechend und in mehrfacher Hinsicht für seine spätere Wirksamkeit bedeutsam. Lessing besuchte in Winkler's Gesellschaft verschiedene Kunstcabinette, wobei er sich namentlich von Kupferstichen eine historische Kenntniß erwarb, veranlaßte auch seinen Begleiter, eine Sammlung solcher sich anzulegen. Von anderer Seite trat er auch hier wieder dem Theater näher, lernte in Hamburg den berühmten Eckhof kennen und verkehrte während seines dortigen Aufenthaltes viel mit ihm.

Leider ward die Reise, die eigentlich auf drei Jahre berechnet war und sich über Frankreich und England erstrecken sollte, jählings unterbrochen durch den Einfall der Preußen in Sachsen (August 1756). Winkler fand sich dadurch zu rascher Rückkehr in das vom Feinde besetzte Leipzig veranlaßt. Statt der gehofften Förderung seiner Studien und seiner Weltkenntniß sah Lessing sich plötzlich wieder ohne gesicherte Lebensstellung, auf den täglichen Erwerb seiner Feder

angewiesen, sogar wegen der Entschädigung, die er mit Recht für seine auf Winkler's Betrieb abgebrochenen Verbindungen in Leipzig beanspruchte, in einen langwierigen und verdrießlichen Prozeß verwickelt.

Inzwischen hatte auch die Kochsche Gesellschaft sich aufgelöst, wahrscheinlich ebenfalls in Folge des Krieges. So gab es Nichts mehr, was Lessing an Leipzig fesseln, kaum Etwas, was ihm den Aufenthalt daselbst erträglich machen konnte. Dennoch blieb er, weil ebensowenig anderswohin ein bestimmter Beruf oder Anlaß ihn zog. Er verkehrte in Leipzig mit seinem früheren Collegen bei der Arbeit für's Theater, Weiße, mit einem jungen dramatischen Anfänger, v. Brawe, der noch Student war, endlich mit dem Dichter des „Frühling", Ewald von Kleist, der als preußischer Major mit seinem Regimente längere Zeit in Garnison in Leipzig lag und von Gleim an Lessing adressirt ward. Weiße hatte sich mit seinem nur allzu leichtflüssigen Talente in verschiedenen Dichtungsarten versucht, bald durch eigene Hervorbringungen, bald als Uebersetzer oder Nachbildner fremder Originale. Er kam aber über eine gewisse französische Manier in seinen Dramen niemals ganz hinaus. Eben damals hatte er sich auf die Oper geworfen und mit der Bearbeitung des englischen Stücks: The Devil to pay („Der Teufel ist los") auf der Kochschen Bühne unerwartetes Glück gemacht — zum großen Aerger Gottsched's, der sich einbildete, die Oper gänzlich vom deutschen Theater verbannt zu haben. Dem allezeit rastlos vorwärts strebenden, niemals sich selbst genugthuenden Lessing sagte die allzu rasch fertige Leichtigkeit seines Freundes wenig zu, und schwerlich wird er aus dem Verkehr mit ihm besondere Anregung geschöpft haben*).

Mit Brawe, der ein Anhänger der Crusiusschen Philosophie war, scheint Lessing mehr über metaphysische als über poetische Gegenstände disputirt zu haben. Was Kleist betrifft, so hatte dieser, durch Gleim für die Beschäftigung mit Poesie gewonnen, mit seinem „Frühling" (1748) alsbald eine ehrenvolle Stelle in der Literatur eingenommen. Indessen war er doch mehr Dilettant, als eigentlicher

---

*) Weiße selbst erzählte sehr naiv in einem Briefe an Blankenburg, Lessing habe immer gesagt: „Wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht schwer machen könnte, so würden Sie ein guter Schriftsteller werden". (Danzel a. a. O. S. 342.)

Dichter von Fach, und konnte von dieser Seite schwerlich dem schon weit vorgeschrittenen Lessing besondere Förderung bringen. Umsomehr geschah dies durch den bedeutenden Eindruck seiner männlichen Persönlichkeit und dadurch, daß er nicht, wie Lessing, von den Büchern her, sondern unmittelbar aus dem praktischen Leben an die Dichtkunst herantrat, und zwar aus einer Lebenssphäre, die damals mehr als jede andere das volle Interesse der Zeitgenossen in Anspruch nahm, aus der Stellung eines Officiers in der sieg- und ruhmreichen preußischen Armee.

Kleist war vierzehn Jahre älter als Lessing. Er hatte Reisen gemacht und fremde Länder gesehen. Er war in der strengen militärischen Zucht Fridericianischer Schule zum Manne herangereift. Er hatte in seinen früheren Lebensjahren mit Gleim und dessen Freunden Ramler, Spalding u. Gen. empfindsam geschwärmt, doch ohne daß diese weichere Stimmung in ihm jemals zur Weichlichkeit ausgeartet war. Vielmehr hatte sie sich nur wie ein mildernder Duft um die feste und bisweilen fast herbe Schale seines durch manche widrige Schicksale gestählten Wesens gebreitet. Sein ernster, etwas zur Hypochondrie neigender, aber durch und durch tüchtiger, ehrenhafter und patriotischer Charakter war für Lessing ein Typus schönster Männlichkeit. Mit warmer und tiefer Anhänglichkeit blieb Lessing dem neugewonnenen Freunde zugethan bis zu dessen leider so frühem Heldentode, und in seinen Dichtungen sehen wir mit Vorliebe an mehr als einer Stelle Kleist's edle Persönlichkeit abgespiegelt*).

---

*) Es ist wohl kein Zweifel, daß ebenso Tellheim als Appiani und auch Odoardo ihre hervorstechendsten Züge von Kleist entlehnt haben. Selbst in kleinen, unscheinbaren Nebendingen läßt sich bemerken, wie Lessing bei der Ausarbeitung dieser Figuren immer an seinen Kleist gedacht hat. So überraschte es mich seltsam, als ich in dem ungedruckten Briefwechsel Kleist's mit Gleim eine Stelle las, wo Jener den lebhaften Wunsch kundgiebt, sich, wenn er könnte, aus dem Geräusche der Welt auf ein stilles Landgut zurückzuziehen und als unabhängiger Mann nur sich zu leben. Gewiß hat Kleist auch im persönlichen Verkehr mit Lessing Aehnliches geäußert, und gewiß ist es eine solche Aeußerung des Freundes gewesen, die dem Dichter der „Minna von Barnhelm“ und der „Emilie Galotti“ vorschwebte, als er sowohl dem Major Tellheim wie auch dem Grafen Appiani ganz ähnliche Wünsche in den Mund legte.

Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn über das Drama.

Neben diesem persönlichen Umgange unterhielt Lessing damals von Leipzig aus einen lebhaften brieflichen Verkehr mit zwei ihm wahlverwandten Schriftstellern Berlins, mit denen er bei seinem zweiten Aufenthalte daselbst bekannt geworden war, mit Mendelssohn und Nicolai*).

Beide waren junge, strebsame Männer, Mendelssohn von gleichem Alter mit Lessing, Nicolai um vier Jahre jünger. Beide waren von Haus aus für einen praktischen Lebensberuf erzogen, aber gleichmäßig von dem allgemeinen Zuge der Zeit nach literarischer Bildung erfaßt und zur Beschäftigung mit gelehrten Studien hingelenkt worden. Beide verdankten ihre Bildung hauptsächlich den Engländern: Mendelssohn hatte Locke, Shaftesbury, Hutcheson eifrig studirt; Nicolai hatte sich mehr mit der schönen Literatur der Engländer vertraut gemacht. Der Letztere war schon im Jahre 1755 selbst als Schriftsteller aufgetreten. Er hatte „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" herausgegeben, welche sich durch einen kühneren Ton der Kritik, einen frischen Zug nach dem Lebensvollen, Natürlichen, und eine entschiedene Abneigung vor allem Gemachten und Künstlichen in der Literatur vortheilhaft auszeichneten. Er bekämpfte darin Gottsched's einseitige Nachahmung der Franzosen, seine nüchterne Opposition gegen Milton und sein kurzsichtiges Vorurtheil gegen das englische Drama. Aber nicht weniger unumwunden tadelte er die Ueberschwänglichkeit so mancher Schüler Klopstock's, wenn er auch diesen selbst mit einer gewissen pietätvollen Rücksicht behandelte. Wieland, der damals noch seraphisch schwärmte, ward die Zielscheibe seines beißenden Witzes; sehr richtig sagte er voraus, daß aus dieser jungen Betschwester sich eine Kokette ent-

*) Vergl. die Lebensbeschreibungen Nicolai's von Göckingk, Moses Mendelssohn's von Kayserling. Nicolai selbst schildert sein Verhältniß zu Lessing und Mendelssohn folgendermaßen (s. Göckingk a. a. S. 18): „Wir alle drei waren in der Blüthe unserer Jahre, alle drei voll Wahrheitsliebe und Eifer, von unbefangenem Geist, hatten keine andere Absicht als: wissenschaftliche Ideen aller Art in uns zu entwickeln. Keiner hatte gegen den Andern Mißtrauen oder Zurückhaltung, vielmehr beseelte uns Alle das unumschränkteste Vertrauen. Daher entstand bei unserm mehr als 20jährigen sehr genauen Umgang auch nicht ein einziges Mal das geringste Mißverständniß, obgleich fast jede unserer Zusammenkünfte lebhafte Disputation war, durch die, ohne Rechthaberei und Lehrton, eine Menge Ideen bei Jedem von uns helle wurden".

puppen werde. Die gangbaren deutschen Bühnenstücke findet er „regelmäßig, aber langweilig“; sie scheinen ihm „aus dem Cabinet, nicht aus dem Leben hervorgegangen und ohne rechte Kritik der Sitten geschrieben“. Er dringt vor Allem auf tiefere Entwickelung der Charaktere und verweist auf Shakspeare, der darin so bewundernswerth sei.

Es ist dies die erste entschiedene Hinweisung auf den großen Briten, die in unserer Literatur vorkommt, wenn wir die mehr nur ahnungsvollen als klarbewußten Andeutungen El. Schlegel's in seiner Vergleichung Shakspeare's mit A. Gryphius ausnehmen*). Selbst Lessing hatte bis dahin, wie es scheint, sich mit Shakspeare noch nicht eingehend und nur aus zweiter Hand beschäftigt**).

---

*) S. oben S. 10. Schlegel setzte dabei Gryphius wegen seiner correcten Dichtungsform über den formloseren Shakspeare. Als Anhänger Gottsched's (was er damals noch war) und in einer unter Gottsched's Aegide erscheinenden Zeitschrift konnte er nicht wohl anders. Doch merkt man der ganzen Vergleichung an, daß Schlegel von der höheren Bedeutung Shakspeare's eine Ahnung hatte, vielleicht sogar mehr als eine bloße Ahnung, und daß er nur nicht offen mit der Sprache herausging. Jedenfalls war der Aufsatz eine Art Kukuksei, welches Schlegel seinem Meister ins Nest legte, ein Vorzeichen seines bevorstehenden Abfalls von demselben, der denn auch bald erfolgte.

**) Die Frage, wer eigentlich zuerst die Deutschen auf Shakspeare hingewiesen und mit dessen Vorzügen bekannt gemacht habe, ist bisher meist ganz zweifellos und so zu sagen unbesehen zu Gunsten Lessing's entschieden worden. Ebenso zweifellos hat man angenommen, daß Lessing schon früh auf dieses intime Verständniß Shakspeare's gekommen sei. Gervinus (a. a. O. 4. Bd., S. 338) führt aus Lessing's „Bibliothek für's Theater“, die 1754 erschien, als angeblichen Ausspruch desselben an: „er möchte lieber den Kaufmann von Venedig als Gottsched's sterbenden Cato gedichtet haben“. Daraus hat dann Adolph Stahr in seinem Aufsatz: „Shakspeare in Deutschland“ (in Prutz' „Liter. Taschenbuch für 1843“), ohne weitere Prüfung, und indem er noch dazu Lessing's „Bibliothek für's Theater“ (von 1754) mit dessen „Beiträgen zur Aufnahme des Theaters“ (von 1749) verwechselte, den apodictischen Schluß gezogen: „Lessing habe von Anbeginn (!) seiner kritisch-literarischen Wirksamkeit an sich für Shakspeare begeistert“. Leider ist hier unserem großen Literarhistoriker Gervinus ein lapsus calami passirt! Nicht „Kaufmann von Venedig“ heißt es an der betreffenden Stelle bei Lessing, sondern: „Kaufmann von London“, und nicht Shakspeare, sondern Lillo ist es, den Lessing 1754 sich zum Ideal erkor, wie dies ja ohnehin die um diese Zeit entstandene „Miß Sara Sampson“ beweist. In der Vorrede zu den „Beiträgen“ erwähnt Lessing zwar Shakspeare, aber

Lessing ward mit Nicolai durch eben diese Arbeit bekannt, deren Aushängebogen er von seinem Verleger Voß zur Ansicht erhielt. Die Schrift hatte ihn begierig gemacht, ihren Verfasser persönlich kennen zu lernen, um so mehr, als er hörte, daß es kein Gelehrter oder Schriftsteller von Fach, sondern von Haus aus ein Geschäftsmann, ein Buchhändler sei. War es doch ein unterscheidender Zug in Lessing's Charakter, lieber mit Männern des praktischen Lebens zu verkehren als mit Gelehrten von Profession.

Der gleiche Zug war es, der ihn so rasch an Mendelssohn fesselte, mit dem er noch früher bekannt und noch inniger befreundet ward, als mit Nicolai. Außerdem kam hier noch sein Interesse für die Juden hinzu, welches er bereits dichterisch in seinem Drama „Die Juden" bethätigt hatte. Gerade um die Zeit, wo Lessing Mendelssohn kennen und alsbald wegen seines glühenden Eifers für Wahrheit und geistige Veredlung schätzen gelernt hatte (der schüchterne jüdische Jüngling war ihm, dem als Kritiker bereits gekannten und gefürchteten Schriftsteller, durch den Dr. Gumpertz als ein guter Schachspieler zugeführt worden), gerade um diese Zeit erschienen

in so wenig ebenbürtiger Gesellschaft, zusammen mit Dryden, Congreve, Wicherley, ohne ihn von diesen zu scheiden, daß man gerade daraus schließen muß, Lessing habe den großen Briten damals nur erst von Hörensagen und höchstens stückweise (etwa nur dessen „Cäsar" in der Uebersetzung von Borck, die 1741 erschienen war), gekannt. Es ist daher meines Erachtens kein Grund vorhanden, Nicolai um das Verdienst der Priorität in Bezug auf die Empfehlung Shakspeare's zu verkürzen, noch viel weniger, ihn eines Plagiats an Lessing zu bezichtigen, wie dies Danzel thut (a. a. O. 1. Bd., S. 269), indem er (freilich ohne jeden literarhistorischen Beweis) behauptet, Nicolai habe aus den Gesprächen mit Lessing (mit dem er, wie oben erwähnt, durch die Aushängebogen der „Briefe" bekannt ward) seine Shakspearekenntniß geschöpft und habe dann damit noch jene „Briefe" vor ihrer Herausgabe bereichert. Schon Hettner (a. a. O. 2. Bd., S. 498 ff.) hat dies theilweise berichtigt, zugleich interessante Belege dafür angeführt, daß Lessing nicht so früh, wie man gewöhnlich angenommen, mit Shakspeare vertraut und von dessen Mustergültigkeit durchdrungen gewesen sein kann. Das Gleiche habe ich weiter auszuführen versucht in der Abhandlung: „Fr. Nicolai, eine ‚Rettung', zugleich ein Beitrag zu der Frage von der Einbürgerung Shakspeare's in Deutschland" in Joh. Müller's „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte", 1873, Bd. 2. Ueber die Stelle in Lessing's Faustfragment, die an „Macbeth" erinnert, habe ich oben S. 260 meine Ansicht ausgesprochen.

Lessing's „Juden" zuerst gedruckt in der 1754 herausgegebenen Sammlung seiner „Kleineren Schriften". Der Göttinger Theolog Michaelis, der sich für Lessing interessirte, beurtheilte das Stück in den dortigen „Gelehrten Anzeigen". Er lobte Vieles daran; nur fand er es unwahrscheinlich, „daß unter einem so lange unterdrückten und verwahrlosten Volke wie die Juden ein so edles Gemüth wie der Held jenes Stückes sich entwickeln könne". Gegen diesen Ausspruch von Michaelis schrieb Mendelssohn einen von tiefer sittlicher Entrüstung dictirten Brief. „Mit welcher Stirn", sagte er darin, „kann ein Mensch, der noch ein Gefühl von Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können — einer Nation, aus welcher, wie der Verfasser der „Juden" sich ausdrückt, alle Propheten und die größten Könige aufstanden? Ist sein grausamer Richterspruch gegründet, welche Schande für das menschliche Geschlecht! Ist er ungegründet, welche Schande für ihn! . . . Man fahre nur fort, uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glücklichen Bürgern eingeschränkt leben; ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus — nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht abzusprechen! Sollte diese grausame Seelenverdammung nicht aus der Feder eines Theologen geflossen sein? Diese Leute denken der christlichen Religion einen großen Vorschub zu thun, wenn sie alle Menschen, die keine Christen sind, für Meuchelmörder und Straßenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der christlichen Religion so schimpflich zu denken; das wäre unstreitig der stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man, um sie festzustellen, alle Menschlichkeit aus den Augen setzen müßte! . . Wie? soll es unglaublich sein, daß unter einem Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung ein so edles und erhabenes Gemüth sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! So ist alle unsere Sittlichkeit dahin! So regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! So ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter die Menschen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist Du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben!"

Diesen Brief nahm Lessing in seine „Theatralische Bibliothek"

auf und sandte ihn mit derselben an Michaelis, wobei er sich offen als den Freund und Bewunderer dieses jüdischen Autodidakten bekennt, in welchem er „einen zweiten Spinoza" voraussieht*).

Auf Lessing's Anregung hatte Mendelssohn sodann sein erstes literarisches Werk, die „Philosophischen Gespräche" (1755), geschrieben, in denen er, Shaftesbury nacheifernd, die Resultate strengen Denkens in das anmuthige Gewand leichter Gesprächsform zu kleiden versuchte**). Der junge jüdische Gelehrte hatte in diesen Gesprächen die Kühnheit, Spinoza, den man lange „wie einen todten Hund am Wege liegen gelassen", neben Leibnitz wieder zu Ehren zu bringen (wie wenig er auch zu dem eigentlichen Spinozismus hinneigte), gleichzeitig aber — angesichts der damals am Berliner Hofe und von Friedrich selbst mit den französischen Schöngeistern getriebenen Vergötterung — für die Gründlichkeit deutschen Forschens und den Ernst deutscher Lebensanschauung einzutreten. Mit Lessing gemeinschaftlich gab er 1755 die Abhandlung: „Pope ein Metaphysiker" heraus, eine auf die Berliner Akademie und ihre gegen Leibnitz gerichtete Preisaufgabe über eine Stelle aus Pope gemünzte Satire. Im gleichen Jahre betrat er das ästhetische Gebiet mit seinen „Briefen über die Empfindungen", worin er das Wesen der Schönheit und der darauf abzielenden Kunst psychologisch aus den sinnlichen Vorstellungen zu erklären und diesem Vermögen den ihm gebührenden Rang unter den geistigen Funktionen des Menschen (allerdings keinen sehr hohen im Vergleich zu der Vollkommenheit des übersinnlichen Denkens) anzuweisen versucht. An Lessing adres-

*) Michaelis zeigte sich wenigstens darin als nicht unedel und engherzig, daß er dem Briefschreiber seine harten Ausdrücke nicht nachtrug, vielmehr dessen bald darauf erschienenen Schriften eingehend und interessevoll besprach.

**) Mendelssohn erzählte seinem Sohne die Geschichte der Entstehung und Veröffentlichung dieser Schrift folgendermaßen: Lessing gab seinem Freunde eine Abhandlung von Shaftesbury zu lesen und fragte ihn, wie sie ihm gefalle. Mendelssohn antwortete: „Recht gut, aber so Etwas kann ich auch machen". „„So?"" sagte Lessing, „„nun, so machen Sie doch so Etwas!"" Nach einiger Zeit brachte ihm Mendelssohn ein Manuscript zum Durchlesen. Lange hörte dieser Nichts davon und, als er endlich Lessing schüchtern frug, ob er das Manuscript gelesen, gab Lessing ihm ein fertiges Exemplar der Schrift, die er inzwischen bei seinem Verleger Voß hatte drucken lassen. („Mendelssohn's Lebensgeschichte" von Joseph Mendelssohn, Kayserling; „Moses Mendelssohn", S. 41.)

sirte er mit einem „kritischen Sendschreiben“ seine „Anmerkungen zu Rousseau's Schrift von der Ungleichheit unter den Menschen“, die er übersetzte und zu widerlegen oder vielmehr nur auf ihr richtiges Maß zurückzuführen unternahm (1756).

Dies waren die beiden Freunde, mit denen Lessing jetzt von Leipzig aus einen lebhaften Briefwechsel eröffnete, und zwar über dasjenige Thema, welches fort und fort sein ganzes Sinnen und Denken ausfüllte, das Drama. Den äußeren Anlaß dazu bot ein neues literarisches Unternehmen des strebsamen Nicolai, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften“, welche 1757 ins Leben trat. Sie sollte vorzugsweise auch der Verbesserung des deutschen Theaters dienen. In dieser Absicht hatte Nicolai selbst sogleich für den ersten Band eine Abhandlung über das Trauerspiel ausgearbeitet, die er seinem Freunde Lessing im Manuscript mittheilte*). Gleichzeitig setzte er einen Preis von 50 Thlr. auf das beste deutsche Trauerspiel, welches an ihn eingeliefert würde. Der Preis ward dem „Codrus“ von Cronegk zuerkannt, einem ganz jungen Dichter, der leider noch vor der Entscheidung starb; als zweitbestes Drama war Brawe's „Freigeist“ zum Druck angenommen. Lessing selbst, dem Nicolai den „Codrus“ zur Prüfung mittheilte und der an der Ausarbeitung des Brawe'schen Stückes rathgebend sich betheiligt hatte, ward dadurch zu einer eigenen dramatischen Conception angeregt, die freilich erst volle sechszehn Jahre später zur Ausführung gelangte — der „Emilia Galotti“.

In jener Abhandlung nun hatte Nicolai einen wichtigen Schritt in der Klarstellung des eigentlichen Wesens der dramatischen Poesie vorwärts gethan. Die Ansicht war damals noch allgemein, daß die dramatische wie überhaupt jede Poesie den Zweck habe, sittlich zu bessern. Für das Drama speciell galt die Aristotelische Regel, wonach dasselbe bestimmt sein sollte, in dem Zuschauer „die Leidenschaften zu reinigen“, die sogenannte *κάθαρσις τῶν παθημάτων*. Nicolai

---

*) Lessing hatte ihm in einem Briefe vom 28. Juli 1756, den er auf seiner Reise in Emden schrieb, versprochen, ihm „eine Menge unordentlicher Gedanken über das bürgerliche Trauerspiel“ zu schicken, die er vielleicht zu der bewußten Abhandlung brauchen könne. Nicolai erhielt sie aber nicht. („Lessing's Werke, herausgegeben von Lachmann“, 12. Bd., S. 41 Note.)

hatte den Muth, diese Regel wie jene Ansicht bei Seite zu setzen und im Anschluß an die Theorie eines neueren französischen Aesthetikers, des Abbé Dubos, für den Zweck des Trauerspiels vielmehr die Erregung heftiger Leidenschaften zu erklären*).

Die Besserung der Sitten, sagt er, sei nur der entfernte Zweck oder Nutzen des Trauerspiels. Dasselbe dürfe allerdings nicht gegen die Sittenlehre streiten; es müsse, wenn es Handlungen vorführe, welche gegen die sittlichen Anschauungen des gewöhnlichen Lebens verstoßen, solche entweder als aus Vorurtheilen entspringend oder durch die Hitze der Leidenschaften gerechtfertigt darstellen, sonst gehe der nächste Zweck der Dichtung, die Erregung von Rührung, d. h. von sympathetischem Interesse, verloren. Allein der eigentliche und nächste Zweck des Trauerspiels bestehe in der Hervorbringung einer starken Bewegung im Gemüthe des Zuschauers. Und darum sei das wesentlichste Stück des Trauerspiels nicht die Vorführung und Ausmalung von tugendhaften oder lasterhaften Charakteren, nicht die Darstellung sittlicher Beispiele, sondern einzig und allein — die Handlung.

Nicolai entwickelt das Wesen und die nothwendigen Eigenschaften der Handlung im Trauerspiel. Er verlangt Einheit und natürliche Steigerung der Handlung, während er die beiden anderen Forderungen des Aristoteles und der Franzosen, Einheit des Orts und der Zeit, nur insoweit gelten läßt, als sie dem obersten Zwecke der Dichtung, der Lebhaftigkeit des Eindruckes, nicht Eintrag thun. Wenn man nur die Wahl hat, sagt er, entweder den Ort zu wechseln, oder eine Handlung, statt sie wirklich vorzuführen, blos erzählen zu lassen, so wird der wahre Dichter immer das Erstere wählen. Blos die allzu abscheulichen und die allzu wenig tragischen Handlungen werden besser erzählt, als vorgestellt. Ohne Noth freilich soll man nicht „nach der üblen Gewohnheit der meisten Engländer“ den Schauplatz alle Augenblicke wechseln.

Auffallend ist, daß in dieser ganzen Abhandlung mit keinem Worte Shakspeare's namentlich gedacht wird (wennschon er unter den „Engländern“ wohl hauptsächlich gemeint ist), da Nicolai doch schon in seinen „Briefen“ eine vertrautere Bekanntschaft mit dem

*) „Bibl. d. schönen Wissenschaften“, 1. Bd., S. 19 ff.

großen britischen Dichter bekundet hatte. Nicolai selbst gestand später ein, er habe damals Shakspeare zwar gekannt, jedoch nur einen dunkeln Begriff von dessen eigentlichem Verdienste gehabt*). In Berlin habe es damals auch noch kein deutsches Theater gegeben, und so hätte er sich seine Ideen lediglich nach den französischen Schauspielen, welche die Hofschauspieler in Berlin aufführten, und nach den Alten gebildet. Nicolai stand bei Abfassung jener Abhandlung allerdings noch einigermaßen unter dem Einfluß der Franzosen und des Aristoteles. Wäre ihm Shakspeare's Geist aufgegangen, so hätte er als den wahren Zweck und Erfolg einer dramatischen Dichtung die tiefe Seelenerschütterung erkennen müssen, in welche den Zuschauer das Anschauen und gleichsam Miterleben der Leidenschaften des Helden und ihrer den Helden selbst zerstörenden Wirkungen versetzt. Statt dessen kehrte er immer wieder zurück zu der Aristotelischen Ansicht, daß der Zweck des Drama's in der Erregung von Mitleid, Schreck und Bewunderung bestehe.

Diese Abhandlung war es, welche, von Nicolai der Begutachtung Lessing's unterbreitet, Veranlassung zu jenem Briefwechsel zwischen Lessing, Nicolai und Mendelssohn gab. Man sollte glauben, Lessing mit seiner reiferen Einsicht vom Drama, mit dem er sich theoretisch wie praktisch so viel beschäftigt hatte, werde die mangelhaften Ansichten Nicolai's verbessert und aufgeklärt haben. Allein nicht blos bleibt Lessing ebenfalls an dem Begriffe des Mitleids haften, sondern er geht sogar in gewisser Hinsicht hinter Nicolai zurück, indem er die sittliche Besserung für den eigentlichen Zweck der dramatischen Dichtung erklärt.

Der mitleidigste Mensch, sagt er, ist der beste, der zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth aufgelegteste; wer daher den Menschen mitleidig stimmt, macht ihn zugleich tugend-

---

*) „Lessing's Werke von Lachmann", 12. Bd., S. 42. Note. Nicolai setzt hinzu, er habe damals Shakspeare gegen Moses Mendelssohn vertheidigen müssen; dieser hätte denselben noch gar nicht im Original gelesen gehabt, er selbst nur wenig davon. Bei Gelegenheit der Borckschen Uebersetzung von Shakspeare's „Cäsar" hätten sie über dessen Eigenthümlichkeit gestritten, wobei er (Nicolai) sich zum Advocaten des Engländers gemacht. „Dieser Streit", sagt er, „war ein Theil des Gedankenwechsels, der über zwanzig Jahre zwischen uns Beiden und Lessing stattfand und Allen so nützlich war."

hafter; das Trauerspiel, indem es das Mitleid erregt, wirkt bessernd und hat also neben dem Vergnügen, welches dem Zuschauer das Mitleid gewährt, auch eine sittlich bessernde Wirkung. Mendelssohn, der sich auf diesem Gebiete offenbar etwas fremd fühlt, beschränkt sich im Ganzen auf feinsinnige Untersuchungen und Unterscheidungen der Begriffe Schreck, Furcht, Mitleid, Bewunderung.

Das Moment der „tragischen Schuld" hatte Nicolai zwar berührt, indem er, mit Aristoteles, von dem Charakter des Helden verlangte, daß er nicht ganz tugendhaft sei, sondern durch irgend einen Fehler den Anlaß gebe zu dem traurigen Geschicke, welches ihn trifft. Tiefer war er jedoch in das Wesen der Schuld nicht eingedrungen. Lessing's Erklärung darüber ist von der Nicolaischen kaum verschieden.

War so der nächste Zweck der Freunde bei diesem Briefwechsel, durch gegenseitigen Gedankenaustausch zu dem höchsten Begriffe der tragischen Schönheit durchzudringen, nur unvollständig erreicht, so bleibt derselbe immerhin ein unvergängliches Denkmal ihres ernsten Strebens und Mühens in gemeinsamer Förderung ihrer literarischen und kritischen Untersuchungen. Speciell für Lessing aber ward er jedenfalls der treibende Anstoß, jenem wichtigen Problem in der Stille weiter nachzudenken.

Lessing abermals in Berlin. Das dortige Geistesleben unter dem vollen Einflusse der Persönlichkeit Friedrich's und der Thaten des 7jährigen Krieges.

Im Jahre 1758 kehrte Lessing nach Berlin zurück. Es hatte ihn längst dahin zurückgezogen. „Wie froh werde ich sein", schrieb er schon mehr als ein Jahr früher (d. 10. Mai 1757) an Gleim, „wenn ich wieder in Berlin sein werde, wo ich nicht länger nöthig haben werde, es meinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist." Schon in der ersten Zeit des Krieges und der Besetzung Sachsens durch die Preußen hatte Lessing an seinem Mittagstisch, wo meist Leipziger Kaufleute speisten, gegen diese, welche sehr erbittert auf Friedrich II. waren, öfters dessen Partei genommen und sich dadurch nicht blos mit jenen Tischgenossen, sondern auch mit seinem Reisegefährten Winkler, dem dies als einem Leipziger Patrizier unangenehm war, verfeindet*).

*) Kleist schrieb damals an Gleim den 27. Juni 1757: „Wenn nicht 900,000 Thlr. Kriegskontribution zu entrichten wären, so wäre halb Leipzig preußisch".

In Berlin warf sich Lessing nach einer kurzen Zwischenpause, wo er mit älterer deutscher Literatur, mit der Herausgabe des „deutschen Heldenbuches" und der Gedichte Logau's beschäftigt war, bald wieder mit ganzem Eifer auf die Kritik. Vornehmlich auf seine Anregung entstanden die „Briefe, die neueste Literatur betreffend"*), (gewöhnlich kurzweg „Literaturbriefe" genannt), deren Herausgeber Nicolai, von denen ein Hauptmitarbeiter Mendelssohn, deren eigentliche Seele aber Lessing war**).

Seit der Zeit, wo Lessing zum letzten Male in Berlin gewesen war, hatte das geistige Leben dieser Stadt und die von ihr ausgehende allgemeine Bewegung eine bemerkenswerthe Steigerung und Erweiterung erfahren. Der mächtige Anstoß, der von dem großen König ausging, begann je länger je mehr seine belebenden und befruchtenden Wirkungen zu äußern. Eine erhöhte Rührigkeit, durch Friedrich's eigenes Beispiel angefeuert, gab sich auf allen Gebieten des Lebens wie des Wissens kund. Franzosen und Deutsche, Eingeborene und von außen Herbeigekommne wetteiferten unter den Augen des erleuchteten Monarchen um den Preis der Tüchtigkeit und der Auszeichnung in irgend welcher Art nützlicher Thätigkeit. Im Schoße der von ihm wiederbelebten und durch sein verständnißvolles Interesse, ja nicht selten durch seine persönliche Betheiligung geehrten und ermunterten Akademie der Wissenschaften rang deutsche Gründlichkeit mit französischem Geist und Scharfsinn um den Preis. Aber auch außerhalb dieser akademischen Schranken regte sich in immer weiteren Kreisen der Trieb der Forschung, der Kritik, der Production; unabhängige Schriftsteller und Gelehrte, nur auf die eigene Kraft vertrauend, suchten den bevorzugten Auserwählten, welche der stolze Titel von Akademikern schmückte, den Vorrang streitig zu machen. Der Geist der Beobachtung, des praktischen Fortschritts, der Gemeinnützigkeit, welcher das ganze Thun und Denken des Philosophen auf dem Throne durchdrang, strömte von ihm unvermerkt

*) Sie erschienen 1759—65.

**) „Lessing war der Erste, der die Idee zu diesem Werke hergab", schreibt Nicolai an Herder 1768 (J. G. v. Herder's Lebensbild", 1. Bd., 2. Abth., S. 393). „Die Schreibart war eigentlich die seinige. Wir Andern — Moses, ich und hernach Abbt — nahmen nur die äußere Form und schrieben Jeder seinem eignen Charakter gemäß."

über auf seine Umgebungen, auf seine Beamten, auf Alle, die mit ihm in Berührung kamen oder doch Gelegenheit hatten, die seltene Thatkraft und Unermüdlichkeit des großen Mannes, sein merkwürdiges Talent, immer das Richtige zu treffen, anzuschauen und zu bewundern. Jeder suchte es ihm, wenn nicht gleich-, doch nachzuthun; Jeder fühlte den brennenden Ehrgeiz, im Sinne und nach dem Muster des von aller Welt angestaunten Monarchen zu handeln; Jeder war stolz darauf, ein Unterthan Friedrich's, ein Preuße nicht blos zu heißen, sondern auch dieses Ehrennamens durch sein eigenes Thun sich werth zu zeigen*).

Vor der vernichtenden Macht des freien und hohen Sinnes,

*) Wir finden dafür eine Menge interessanter Belege in ganz bestimmten Aeußerungen von Zeitgenossen. Ramler sagt von sich selbst, er sei „ein Preuße und folglich etwas accurat". (Danzel, „Lessing", 1. Bd. S. 373.) Nicolai bekennt von sich: „wenn er über viele wichtige Gegenstände Etwas wisse, über Glaubensfreiheit, Aufklärung, Sittlichkeit, Thätigkeit, Handel und Gewerbe, über den Charakter der Nationen und deren Triebkräfte, so habe er dies ganz allein seiner beständigen Beobachtung dieses, im Frieden noch mehr als im Kriege thatenreichen Mannes, seiner Aufmerksamkeit auf dessen Verfügungen und deren vor Augen liegende Folgen zu danken". (Nicolai's Vorwort zu den „Anekdoten aus Friedrich's Leben".) Von dem Maler Hackert sagt Goethe in seiner Biographie desselben: „er habe als Preuße von Geburt sich einen Theil von der Glorie seines Königs angeeignet und durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe und Ausdauer den Besten dieser Nation geähnelt". In einer Correspondenz zwischen Golz und Herzberg (s. Häusser's „Deutsche Geschichte", 1. Bd. S. 226) heißt es: „Friedrich's großes Beispiel, stets mehr zu bewirken, als gemeinhin menschliche Kräfte vermögen, diente allen Patrioten des Landes zur treuen Nachahmung. Jeder glaubte, weil er ein Preuße, Diener und Werkzeug Friedrich's war, unter seiner Leitung und Anordnung mehr leisten zu können, als irgend ein Individuum einer andern Nation". Dieser Einfluß des Fridericianischen Beispiels läßt sich selbst in gewissen Aeußerlichkeiten beobachten, die mit einer inneren Wesensverwandtschaft zusammenhingen. Es ist bekannt, wie streng Friedrich II. darauf hielt, daß sein Kammerdiener ihn regelmäßig zu früher Stunde weckte, und wie dieser angewiesen war, den König auch dann nicht mehr schlafen zu lassen, wenn derselbe es einmal ausnahmsweise wünschte. Ganz Aehnliches erzählt von Kant sein Biograph Borowsky: Kant habe einmal bei Tische, als die Rede auf's Frühaufstehen gekommen, seinen alten Bedienten zum Zeugen aufgerufen, ob er, Kant, in den dreißig Jahren, binnen deren jener ihn bediene, jemals — ausgenommen, wenn er krank gewesen —, auf sein Wecken nicht pünktlich aufgestanden sei. Solche kleine, an sich unscheinbare Züge bezeugen die Macht des Einflusses, den Friedrich II. durch sein Beispiel übte.

der aus allen Handlungen Friedrich's sprach, verkroch sich zitternd der träge Schlendrian und Stumpfsinn herkömmlicher Routine. Vor seinem thatkräftigen, männlichen und klaren Wesen entwich beschämt die weichliche Empfindelei, die thatenlose Schwärmerei, die verstiegene Ideologie. Die Wirkungen des Fridericianischen Geistes reichten weit über den Kreis seiner persönlichen Umgebungen, ja über die Grenzen seines Landes hinaus.

Wahlverwandtschaft der in Berlin gepflegten Geistesrichtung mit der von Göttingen und von der Schweiz ausgehenden.

Es traf sich glücklich, daß um dieselbe Zeit noch von zwei anderen Punkten aus ein ähnlicher Zug nach der Realität des wirklichen Lebens, ein ähnlicher Rückschlag gegen die allzu idealistische und empfindsame Richtung erfolgte, welche sich so lange des deutschen Geistes bemächtigt hatte.

Wenige Jahre vor Friedrich's Thronbesteigung (1737) war in dem damals mit England durch Gemeinsamkeit des Herrscherhauses eng verbundenen Hannover durch den persönlichen Eifer Georg's II. und durch die kräftigen Bemühungen des erleuchteten Staatsmannes Adolf v. Münchhausen die Universität Göttingen ins Leben getreten. Wenn auch bei deren Gründung selbst vielleicht der vorwiegend realistische, vornehmlich auf die dem praktischen Leben zugewendeten Wissenschaften gerichtete Charakter, den diese Anstalt alsbald annahm, nicht beabsichtigt, wenigstens nicht planmäßig in den Vordergrund gestellt worden war*), so hatte sich derselbe doch durch die Macht der Verhältnisse, die am meisten zu ihrer Entwickelung und Blüthe beitrugen, von selbst ausgebildet. Schon der Umstand, daß man bei der neuen Stiftung nicht die älteren Universitäten, vielmehr das selbst noch ziemlich junge Halle zum Vorbild nahm, welches, im Staate des großen Kurfürsten erwachsen, zuerst einer freieren, vorzugsweise aber einer lebensvolleren, den Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung tragenden, von der bloßen Schulgelehrsamkeit abgewendeten Richtung die Bahn gebrochen hatte, ward für den Geist der nachgeborenen Schwesteranstalt wichtig**).

---

*) Dies wird wenigstens behauptet in der schon im vorigen Bande erwähnten trefflichen Monographie: „Die Gründung der Universität Göttingen. Entwürfe, Berichte und Briefe der Zeitgenossen, herausgegeben und mit einer geschichtlichen Einleitung versehen von Rößler" (S. 20 ff.).

**) Auch Rößler betont dies a. a. O. S. 23.

In Halle hatte Thomasius mit seinen reformatorischen Ideen und seinem vielseitig anregenden Streben dem Naturrecht, der Geschichte, auch schon gewissen Zweigen der Volkswirthschaftslehre einen Boden bereitet. Durch ihn und durch die in ähnlichem Sinne wirkenden bedeutenden Juristen Ludewig, Gundling, Heineccius, J. G. Böhmer war dort eine Juristenschule entstanden, welche das Recht einerseits durch eine größere Berücksichtigung der praktischen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, andererseits durch eine engere Verbindung mit den Lehren der Geschichte aus der Beengtheit scholastischer Formen, worin es sich bis dahin noch meist bewegt hatte, befreite. Mediciner wie Stahl und Hoffmann, die Pfleger einer rationellern Arzneiwissenschaft, hatten die phantastischen Träumereien der Alchymie gründlich zerstört und an ihre Stelle die sorgsame Beobachtung des menschlichen Organismus gesetzt. Durch Chr. Wolf war eine natürliche Theologie und eine natürliche Moral geschaffen worden. Ja selbst die pietistische Theologenschule hatte in den vielbesuchten und weithin einflußreichen Anstalten A. H. Francke's neben dem frommerbaulichen zugleich ein entschieden realistisches, dem Leben und seinen praktischen Bedürfnissen rückhaltlos zugewendetes Bildungselement zu Tage gefördert und war so, durch eine eigenthümliche Verbindung scheinbar entgegengesetzter Pole, die Mutter eines neuen, fruchtbaren Unterrichtszweiges geworden, welcher in der ersten, 1736 von Hecker in Berlin gegründeten Realschule seine selbstständige Vertretung fand*).

Zu solchen Einflüssen, welche von dem preußischen Musterbild Halle auf die neue Göttingische Hochschule hinüber wirkten, kamen andere, in den heimischen Verhältnissen dieser letzteren selbst begründete. Die außerordentliche Freigebigkeit, womit diese junge Universität sogleich vom Anbeginn an ausgestattet ward, versah dieselbe mit werthvollen Anstalten und Sammlungen für jede damals bekannte Art naturwissenschaftlicher Forschung. Der Wunsch und die Hoffnung, besonders Söhne aus den besseren Ständen dorthin zu ziehen (man rechnete sogar auf die englische Gentry), machte, daß man neben den Einrichtungen für die Wissenschaft auch auf die Erfordernisse des äußeren Lebens, auf gesellige Ausbildung und körperliche

---

*) S. 2. Bd. 1. Th. S. 412.

Uebungen der studirenden Jugend Bedacht nahm. Die Auswahl der Lehrer, welche sogleich in den ersten Zeiten der Hochschule Göttingen zum Schmucke gereichten und ihren Charakter bestimmen halfen, war gleichfalls jener realistischen Richtung günstig. Die Theologie erhielt in Michaelis und Mosheim zwei Vertreter, welche, jeder scholastischen Beschränktheit fremd, durch geschichtliche Studien und durch eine vielseitige Kenntniß des Lebens wie der Literatur sich mit den allgemeinen Bildungsbedürfnissen der Zeit in Einklang zu setzen verstanden. In einem ähnlichen freien Sinne ward die Philologie erst von J. M. Geßner, später von Heyne betrieben. In der juristischen Facultät vertraten von Anbeginn an Gebauer, Treuer und Schmauß eine dem Leben zugekehrte, durch Geschichte und praktische Erfahrung befruchtete Richtung; sie und J. D. Koeler pflegten zugleich die allgemeinen historischen Studien und wurden so die Vorläufer der Pütter, Achenwall, Schlözer, Spittler, Eichhorn, welche später Göttingen auf dem Gebiete der Geschichte, des Staatsrechts, der Statistik zu der weitaus ersten Universität Deutschlands erhoben. Wetteifernd mit diesen historisch-praktischen Disciplinen, entfaltete sich das Studium der Naturwissenschaften, zuerst durch Segner begründet, alsbald unter des großen Albrecht von Haller genialer Hand zu einer Stärke und Vielseitigkeit, wie nirgends sonst, und verlieh von dieser Seite her dem Gesammtcharakter der Universität ein vorzugsweise realistisches Gepräge.

Während so in Göttingen eine der Fridericianischen verwandte Richtung Platz griff und ein zweites Centrum lebenskräftiger Geistesbestrebungen entstand, das durch seine akademische Lehrthätigkeit mit Halle, durch seine „Societät" mit Berlin und dessen Akademie wetteiferte, fand eben diese Richtung wieder von ganz anderer Seite her eine nicht minder bedeutsame und einflußreiche Förderung. In der kleinen republikanischen Schweiz, die zwar politisch von Deutschland getrennt war, literarisch aber ihm immerfort zubehörig blieb, hatte sich schon seit lange ein frischeres Leben zu regen begonnen. Diese Bewegung, zuerst fast nur ästhetischer Natur, theilte sich allmälig auch den staatlichen und gesellschaftlichen Interessen mit und begann diese ebenfalls zu verjüngen*).

*) Für das Folgende vergl. namentlich Mörikofer: „Die schweizerische Literatur im 18. Jahrhundert".

Schon im Jahre 1744 entstand in Zürich eine Gesellschaft, die „wachsende“ genannt, welche sich nicht wie die frühere der „Maler“ blos mit Aesthetik, sondern auch mit gemeinnützigen Angelegenheiten, mit Plänen einer Reform des Volkslebens und der Gesellschaft beschäftigte. Sie recrutirte sich vorzugsweise aus jenem frischeren Nachwuchs, den wir bei Klopstock's Aufenthalt in Zürich als das „junge Zürich“ kennen lernten. Der Patriarch der Schweizer Literatur, Bodmer, ward von dieser jungen Schule zwar mit schuldiger Pietät behandelt, ja er war sogar der Patron der „wachsenden Gesellschaft“, allein seine einseitig idealistische Weise vermochte die lebensfrischeren Gemüther der Jünglinge (die, wie wir gesehen, selbst durch den Klopstockschen Messianismus sich die Freiheit ihres Urtheils nicht verkümmern ließen)*) so wenig zu beeinflussen, daß vielmehr er selbst durch die Berührung mit ihnen aus seinen überirdischen Regionen mehr und mehr auf die Erde herabgezogen, aus einem Sänger des „Noah“ in einen Sänger des „Tell“, in einen Apostel vaterländischer und freiheitlicher Ideen verwandelt ward.

Es lag in diesen Schweizern — selbst da, wo sie einmal durch die Berührung mit deutschen Ideen oder in Folge der unbefriedigenden äußeren Wirklichkeit in den verknöcherten aristokratischen Kleinstaaten eine etwas überfliegende Richtung einschlugen, — doch im tiefsten Grunde immer etwas Gesundes und Tüchtiges, ein lebhafter Sinn für bürgerlich-menschliche Interessen und ein ebenso lebhafter Trieb der Beschäftigung mit der umgebenden Außenwelt. Beides ward angeregt und genährt durch die Verhältnisse selbst, in denen die Schweizer sich befanden, eine großartige und mannigfaltige Natur und ein, wenn auch verkümmertes, doch durch seine republikanische Grundform den Einzelnen unwillkürlich zur Betheiligung am Allgemeinen herausforderndes Gemeinwesen.

So sehen wir denn die Mitglieder dieses Züricher Kreises nach den verschiedensten Seiten hin bemüht, naturwissenschaftliche, pädagogische, anthropologische u. a. Kenntnisse zu pflegen, mit Hülfe derselben den Unterricht zu verbessern, den Gemeingeist zu heben, allgemein menschliche und bürgerliche Bildung zu verbreiten. Sulzer schrieb schon als junger Mann eine „Anleitung zur nützlichen Be-

*) S. oben S. 133 ff.

trachtung der Schweizerischen Naturgeschichte" und „Moralische Betrachtungen über die Werke der Natur", dann in Berlin seinen „Versuch einiger vernünftigen Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder". Sein Freund H. C. Hirzel suchte die Naturforschung für den Landbau ergiebig zu machen, Bildung und Selbstthätigkeit unter den Landleuten auszubreiten. Dieser Richtung blieb er sein ganzes Leben lang treu. Wie er 1761 über die „Wirthschaft eines philosophischen Bauern" schrieb, so noch mehr als dreißig Jahre später (1792) „zur Beförderung der Landwirthschaft, der bürgerlichen und häuslichen Wohlfahrt". Wie er 1767 „das Bild eines wahren Patrioten" entwarf, so später das eines „philosophischen Kaufmanns".

Auch der später so überschwenglich idealistische Lavater war damals noch auf das lebhafteste den politisch-weltlichen Interessen zugekehrt. 1762 war er als öffentlicher Ankläger gegen einen despotischen Landvoigt aufgetreten. 1767 dichtete er, aufgefordert von der „helvetischen Gesellschaft", „Schweizerlieder" und gab mit H. Füßli ein halb politisches Wochenblatt heraus, in welches u. A. Pestalozzi unter dem angenommenen Namen „Apis" eine Satire auf die Aristokratie schrieb.

Die gleiche Richtung auf's Praktische und Gemeinnützige, auf Natur und bürgerliche Gesellschaft, welche in Zürich vorherrschte, fand sich auch in Bern und in der ganzen westlichen Schweiz wieder. Dorthin wirkten aus unmittelbarer Nachbarschaft die französischen, wie nach Zürich durch literarische Einflüsse die englischen Ideen. Der große Berner Gelehrte A. v. Haller war nicht blos ein berühmter Naturforscher, sondern auch ein Mann von vielseitiger gemeinnütziger und bürgerlich-politischer Thätigkeit in seinem Kantone. Noch mehr als er zeigte sein Schüler Zimmermann sich als Mann des praktischen Lebens, der Popularisirung und Nutzbarmachung wissenschaftlicher Resultate.

Auch der Baseler Iselin wirkte in ähnlichem Geiste. Welch hohen Flug er auch Anfangs mit seinen „Philosophischen und praktischen Träumen eines Menschenfreundes" (1755) und später mit seinen „Philosophischen Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit" (1764), noch später mit seinen „Träumen eines Menschenfreundes" (1776) nahm, so versäumte er doch nicht, von solchen

allgemeinen und idealen Anläufen immer wieder zu bestimmten, gegebenen Verhältnissen und zu deren praktischer Behandlung einzulenken. In seiner Schrift „Ueber die Gesetzgebung" (1758) suchte er die Grundsätze sittlicher und wirthschaftlicher Hebung des Volkes auszubreiten, nach denen er auch in seiner amtlichen Thätigkeit, als Mitglied des Großen Raths seiner Vaterstadt, handelte, und durch die „patriotische" oder „helvetische Gesellschaft", die er gemeinsam mit H. C. Hirzel 1760 stiftete*), strebte er nach Weckung eines thätigen Gemeinsinns in der ganzen Schweiz.

Gewiß war es kein bloßer Zufall, daß zwischen den Schweizern einerseits, Göttingen und Berlin andererseits sich ein so vielseitiger persönlicher und literarischer Wechselverkehr entwickelte. Wie A. v. Haller den Reichthum seines Wissens und den glänzenden Ruf seines Namens der jungen Georgia Augusta als kostbare Morgengabe zubrachte, so holten sich wiederum Schweizer Gelehrte, erst Zimmermann, später Iselin, von dort bedeutsame Anregungen ihres Strebens und Wirkens. Sulzer, Hirzel, Schultheß fanden wir schon in den 40er Jahren in Berlin. Die beiden letzten verweilten nur kürzere Zeit daselbst, brachten aber die dortigen Eindrücke in ihre schweizerische Heimath mit zurück. Sulzer blieb in der preußischen Hauptstadt bis an das Ende seiner Tage. Er vertrat zwar anfänglich auch dort die überfliegende Richtung der älteren Schweizer Schule, der Bodmer und Breitinger, und verhielt sich ziemlich kühl, ja vornehm herabsehend gegen den damals noch wenig gekannten Lessing. Aber allmälig ward auch er von der Atmosphäre des Berliner Lebens, der großen Thaten und Eigenschaften Friedrich's und der dadurch erzeugten allgemeinen Stimmung mächtig angezogen und festgehalten. „Je länger ich in der wirklichen Welt lebe", schrieb er an Gleim, desto unschmackhafter wird mir diejenige, welche der Phantasie Klopstock's ihren Ursprung verdankt**)." Und im Jahre 1757, als der glorreiche Kampf Friedrich's gegen eine übermächtige Coalition begonnen hatte, äußerte er gegen denselben Freund ganz mit dem Gefühle eines

---

*) S. Morell: „Die helvetische Gesellschaft" (1863), Gervinus: „Geschichte des 19. Jahrhunderts", 7. Bd. S. 358.

**) „Briefe deutscher Gelehrten aus Gleim's literarischem Nachlaß", 1. Bd. S. 442.

geborenen Preußen: „Es ist billig, daß wir so groß in Wissenschaften und Künsten zu werden suchen, wie wir in Waffen sind, daß wir einen überlegenen Ton über die andern Deutschen annehmen, wie die Franzosen über andere Völker. Dazu aber brauchen wir Männer wie Lessing!“*)

Den allerglänzendsten Triumph aber feierte jene Welt der Thaten, die durch Friedrich über Preußen und Deutschland aufgegangen war, über die Idealwelt bloßer Empfindungen, für welche die ältere Schweizer Schule so lange ausschließend geschwärmt, in dem Bekenntniß, welches der Altmeister dieser letztern selbst, Bodmer, um eben diese Zeit abzulegen sich gedrungen fand. Noch im Jahre 1745 hatte dieser gegen Friedrich und seine großen Regenteneigenschaften sich abweisend verhalten. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges aber pries derselbe Bodmer in einem seiner Briefe an Sulzer den großen König als „den Gesandten Gottes in einer Zeit, wo die weibliche Zärtlichkeit an die Stelle der männlichen Tugend tritt“.

Auch zwischen Göttingen und Berlin entwickelten sich mancherlei Beziehungen, welche auf eine innere Wahlverwandtschaft der an beiden Orten vorherrschenden Lebensanschauungen deuteten. Der freisinnige und vielseitig gebildete Theolog Michaelis verkehrte brieflich mit Lessing und Nicolai, und die „Göttinger Anzeigen“ ermangelten nicht, den literarischen Erzeugnissen der jungen Berliner Schule eine wohlwollende und lebhafte Theilnahme zu widmen. Auch der in der Göttinger Schule gebildete Justus Möser trat in nähere Beziehungen zu den Berlinern und insbesondere zu Nicolai, und gestand offen ein, daß er sich seine Denk- und Schreibweise in der Schule des großen Königs gebildet habe.

Literarische Rückwirkungen der durch Friedrich II. erzeugten realistischen Denkweise. Die praktisch-politischen Wissenschaften. Die Popularphilosophie.

Die unmittelbarsten Wirkungen der von Friedrich II. ausgehenden, von Göttingen und der Schweiz aus unterstützten neuen Denkungsart zeigten sich auf denjenigen Gebieten der Literatur, welche dem öffentlichen Leben am nächsten lagen. Wir haben schon früher gesehen**), wie in Friedrich's Staaten die praktisch-politischen Wissenschaften: Statistik, Volkswirthschaftslehre, Geographie, sich einer be-

---

*) Ebenda, S. 286.

**) 1. Bd. S. 110, 333 ff.

vorzugenden Pflege theils von Seiten der Behörden und des Königs selbst, theils durch einzelne Gelehrte wie Süßmilch, Baumann, Büsching u. A. erfreuten, wie auch eine freimüthige und aufgeklärte Publicistik sich entwickelte. Für eine geistvollere, zugleich auf Thatsachen und auf Ideen fußende Behandlung der Geschichte, insbesondere der Geschichte des eigenen Landes und der jüngsten Vergangenheit, gab Friedrich selbst den Anstoß und das Beispiel durch seine historischen Schriften, die Histoire de mon temps und die Mémoires de la maison de Brandebourg. Im Felde des öffentlichen Unterrichtswesens arbeiteten unverdrossen und erfolgreich unter des Königs und seines aufgeklärten Ministers v. Zedlitz persönlicher Antheilnahme Männer wie Resewitz, v. Rochow u. A.

Neben und über diesen literarischen Bestrebungen aber, die großentheils auf die nächsten Bedürfnisse des Tags abzielten, bildete sich eine andere Gruppe solcher, welche sich mit den mehr abgezogenen Problemen des menschlichen Denkens, mit politischen, socialen, religiösen, philosophischen Fragen beschäftigten, immer aber im engen Anschluß an die Wirklichkeit und mit möglichster Rücksichtnahme auf die Verwendung der gewonnenen Ergebnisse für die Praxis des Lebens.

Man hat diese ganze wissenschaftliche Richtung — mit einem Worte, das von einem gewissen verächtlichen Beigeschmack nicht frei ist — „Popularphilosophie", ihre Vertreter „Popularphilosophen" genannt.

Es ist wahr, diese Männer haben nicht sowohl verborgene Schätze der Weisheit entdeckt und aufgeschlossen, als vielmehr nur die zu Tage liegenden oder von Andern aus der Tiefe heraufgeförderten in leicht verwendbare und rasch umlaufende Münzen ausgeprägt. Sie werden den Ruhm originaler Erfinder mit einem Leibnitz oder einem Kant nie theilen. Allein für die Befruchtung des geistigen Lebens der Nation, für die Ausbreitung richtiger Ansichten über eine Menge der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen, für mannigfache Anregungen zur Ausbildung ebensowohl des Verstandes als des moralischen Willens hat sich diese Art von philosophischen Betrachtungen, die mehr in die Breite als in die Tiefe ging, mehr für das größere Publikum der Gebildeten oder Bildungsbedürftigen, als für die kleine Gemeinde professioneller Denker und

Forscher berechnet und geeignet war, in hohem Grade nützlich und wirksam erwiesen.

Engländer und Franzosen waren uns mit dem Beispiel einer solchen Philosophie aus dem Leben und für's Leben längst vorangegangen. In Deutschland selbst hatte zuerst Christian Thomasius in seinen „Monatsgesprächen" den Weg dafür gebahnt. Die Moralischen Wochenschriften waren theilweise diesen Spuren gefolgt. Auch Gellert in seinen „Vorlesungen", den moralischen wie den ästhetischen, so wie in einigen andern kleinern Schriften, konnte zu den Vertretern einer solchen Lebensphilosophie gerechnet werden.

Was diese neuere Gruppe der sogenannten Popularphilosophen von jenen früheren scheidet, ist nicht blos der weitere Kreis von Kenntnissen und Erfahrungen, den sie im Vergleich zu Thomasius und den Moralischen Wochenschriften beherrschen, sondern auch, namentlich Gellert gegenüber, der höhere, freiere Standpunkt, den sie sämmtlich vertreten. Dieser Standpunkt ist der einer Lebensauffassung, die nicht blos auf abstracten Ideen und Speculationen, auch nicht blos auf inneren, subjectiven Empfindungen, auf den Eingebungen des sog. „guten" oder „empfindlichen" Herzens, vielmehr auf einer offenen, unbefangenen Beobachtung der Wirklichkeit fußt, und zwar einer mit großen Interessen erfüllten, von tüchtigen Kräften auf bedeutende Ziele hingeleiteten Wirklichkeit. Mit Einem Worte: diese Popularphilosophen bewegen sich auf dem Boden der Fridericianischen Aera und unterscheiden sich dadurch eben sowohl von den, meist blos fremden Mustern nachgeahmten, Moralischen Wochenschriften, wie von den philosophischen Ergebnissen der Empfindsamkeitsschule. Man findet bei diesen deutschen Popularphilosophen Anklänge an Locke und Shaftesbury, an die schottischen Moralphilosophen, an Leibnitz und Wolf; allein der eigentliche Mittelpunkt ihrer Anschauungen ist doch bei den meisten die eigene Beobachtung des Lebens und ein dadurch gebildeter natürlicher Instinct, der das Richtige und Wesentliche an den Dingen herausfindet — also das, was die Engländer common sense, sie selbst aber den „gesunden Menschenverstand" nennen*).

*) S. Moses Mendelssohn's Schriften, 2. Bd. S. 265, 283, 4. Bd. S. 80, 316, 5. Bd. S. 564. Auch Goethe sagt von der Popularphilosophie

Der Kreis der Popularphilosophen ist schwer abzugrenzen. Sie berühren sich nach der einen Seite mit den Männern der praktisch-politischen Wissenschaften und der Geschichte, ja sind zum Theil Beides in Einer Person, wie J. Möser, Abbt, nach der anderen mit den Theologen der freieren Richtung, Spalding, Jerusalem u. A., welche vorzugsweise Fragen des praktischen Lebens und der Moral, wie die Bestimmung des Menschen u. dgl., in den Bereich ihrer Betrachtungen zogen. Sie gehören sämmtlich entweder ihrer Geburt oder ihrer Bildung oder ihrer Thätigkeit nach jenen Kreisen an, welche ihre geistigen Impulse theils von dem Staate Friedrich's des Großen, theils von der Schweiz, theils von Göttingen aus empfingen, und sie repräsentiren sowohl nach den Stoffen, die sie behandeln, als nach der Art, wie sie dieselben behandeln, vorzugsweise die realistische Anschauungsweise jener Kreise. Ihre Denk- und Schreibart ist nicht die der systematischen Schulphilosophie, vielmehr die jener leichten, gefälligen, gemeinverständlichen Belehrung, wie sie namentlich den Engländern eigen ist, klar, verständig und dabei doch nicht so kalt, wie die der Franzosen, sondern mit einem Zusatz deutscher Gemüthswärme. Ihre Gegenstände sind oft dem praktischen, auch wohl dem öffentlichen Leben oder jener Mittelregion zwischen diesem und dem Reiche des Uebersinnlichen, der religiösen Moral und der auf die Moral abzielenden Religion, bisweilen auch dem Gebiete der ästhetischen Empfindung und des Geschmacks entnommen. Es sind nicht umfängliche Werke, die sie zu Tage fördern, sondern meist kleinere Abhandlungen. Auch

---

(„Werke", 25. Bd. S. 94. 95), sie sei „ein mehr oder weniger gesunder Menschenverstand" gewesen, „der es wagte, ins Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen". Die Schulphilosophie habe sich durch das oft Dunkle und Unnützscheinende ihres Inhalts ungenießbar gemacht. „Mancher gelangte zu der Ueberzeugung, daß ihm wohl die Natur so viel guten und geraden Sinn gegönnt habe, als er bedürfe, um sich von den Gegenständen einen so deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden, zu seinem und Anderer Nutzen damit gebahren könne, ohne gerade zu forschen, wie die entferntesten Dinge, die uns nicht sonderlich berühren, wohl zusammenhängen möchten. Man machte den Versuch, man that die Augen auf, sah gerade vor sich hin, war aufmerksam, fleißig, thätig, und glaubte, wenn man in seinem Kreise richtig urtheile und handle, sich auch wohl herausnehmen zu dürfen, über Anderes, was entfernter lag, mitzusprechen."

mehrere Zeitschriften, vor allen Nicolai's „Allgemeine Deutsche Bibliothek" (1765 ff.), Nicolai's und Biester's „Berliner Monatsschrift" (1783 ff.) dürfen als Organe der Popularphilosophie gelten. Sogar die „Literaturbriefe" (1759 ff.) huldigen, neben ihrem literarhistorischen und kritischen Charakter, dieser popularphilosophischen Richtung und zählen mehrere der namhaftesten Popularphilosophen, wie Mendelssohn, Abbt u. A., zu ihren thätigsten Mitarbeitern.

Lessing selbst, wie sehr er sich auch sowohl in seinen grundlegenden ästhetischen Arbeiten als in seinen religionsphilosophischen Untersuchungen über das Niveau der Popularphilosophen erhebt, geht doch in vielen seiner kleinern Abhandlungen und seiner eingestreuten Bemerkungen in Bezug auf die Stoffe wie auf den Geist seiner Betrachtungen mit denselben Einen Weg, und ebenso hat der große Weise von Königsberg, Kant, der auch persönlich mit mehreren der Popularphilosophen, insbesondere Mendelssohn und Garve, freundschaftlichen brieflichen Verkehr pflog, es nicht verschmäht, neben seinen tiefsinnigen und weitangelegten speculativen Werken eine Anzahl kleinerer Schriften und einzelner Aufsätze (besonders in der „Berliner Monatsschrift") zu veröffentlichen, worin er Gegenstände des concreten Lebens mit einer so praktischen Unmittelbarkeit und in einer so leichten, gefälligen Darstellungsform beleuchtet, daß er hier als das Muster eines populären Philosophen gelten kann*).

Ein Theil dieser Schriftsteller geht unmittelbar auf die Zustände des öffentlichen Lebens ein. Sie unterscheiden sich von den direct politischen Schriftstellern (wie K. Fr. v. Moser u. a.) nur dadurch, daß sie ihren Gegenstand in dem Lichte einer allgemeinen, so zu sagen principiellen Betrachtung auffassen. Herr v. Loen, von Haus aus Bürger einer freien Reichsstadt, Frankfurt, später (1753) in die Dienste Friedrich's II. übergetreten, verfaßte eine Reihe von Schriften ganz in dem Geiste, in welchem Friedrich selbst erst als junger Prinz schrieb, später als König regierte. Die erste dieser

*) In seinen Briefen an Herz bekennt er sich ganz zu der Maxime der Popularphilosophen, wenn er diesen mahnt, „ja fein viel Beobachtungen zu machen", und von sich selbst sagt: er wolle in seiner Anthropologie „die Quelle der Sitten, der Geschicklichkeiten, der Kunst, Menschen zu bilden und zu regieren, mithin alles Praktischen eröffnen", daher suche er auch „lauter praktische Beispiele, nicht metaphysische Betrachtungen, selbst aus dem gemeinen Leben".

Schriften, worin v. Loen eine Verbesserung der Zustände an den Höfen und im Beamtenthum, ebenso eine Hebung des Bürger- und Bauernstandes anstrebte — „Der redliche Mann am Hofe oder die Begebenheiten des Grafen v. Rivera", — erschien schon im Jahre der Thronbesteigung Friedrich's d. Gr., 1740, konnte also von dessen Denk- und Handlungsweise noch kaum beeinflußt sein. Die Grundgedanken dieses Romans hat v. Loen später weiter ausgeführt in der Schrift: „Vom Hofe, der Polizei, vom gelehrten, bürgerlichen und Bauernstand" (1768). Dagegen spiegelt die Schrift „Vom Adel" (1752) ganz die Anschauungen wieder, die Friedrich von der Stellung des Adels im Staate hatte und bethätigte. Der Adel wird als ein bevorrechteter Stand betrachtet, aber er soll sich dieses Vorrecht durch persönliche Tüchtigkeit wirklich verdienen. Herr v. Loen ruft seinen Söhnen, denen die Schrift gewidmet ist, die Worte zu: „Euer Adel will Nichts besagen, wenn Ihr ihn nicht durch wahrhaft edle Eigenschaften fortpflanzt". Ebenso vertrat er im Geiste Friedrich's die Toleranz in dem Schriftchen: „Die wahre Religion".

Abbt, auf der preußischen Universität Halle gebildet und eine kurze Zeit lang Professor an einer zweiten preußischen Universität, Frankfurt a. O., pries in seiner Schrift: „Vom Tode für's Vaterland" (1761) das Glück einer Nation, in welcher Jeder das sichere Gefühl in sich trage, in einem gut eingerichteten Staate zu leben, und dadurch mit der wahren Liebe zum Vaterlande erfüllt werde, einer Nation, die sich als untrennbar betrachte von dem, der sie regiert, und mit diesem zugleich Antheil habe an ewigem Nachruhm*). In einer zweiten Schrift: „Vom Verdienst" (1765), weist er den wahren Patrioten darauf hin, sein Verdienst nicht in Dienstfertigkeit nach oben, in der Befriedigung der Launen und Leidenschaften eines Despoten, sondern in dem aufrichtigen Bemühen für die materielle, sittliche und geistige Hebung des Volkes zu suchen. Er wollte auch

*) Die „Literaturbriefe" bemerkten zu dieser Schrift (181. Brief): „Kommt die Liebe zum Vaterlande in die Gemüther unserer Mitbürger zurück, so muß die Nation, wie von einer neuen Seele belebt, eine neue Denkungsart annehmen; ihre Thaten zum Dienst des Königs erlangen mehr eigenen Trieb als Gehorsam zum Grunde; ihr großer Anführer ist nicht die Seele vieler Körper, sondern die Seele der Seelen".

die Geschichtswissenschaft in der gleichen Richtung reformiren, damit sie nicht blos Regentengeschichte, sondern Darstellung des Volks- und Culturlebens einer Zeit sei. Sein früher Tod ließ ihn zu eigenen Arbeiten auf diesem Gebiete (außer einem fragmentarischen Versuche portugiesischer Geschichte) nicht kommen.

Justus Möser mit seinen „Patriotischen Phantasien"*) war recht eigentlich der Philosoph fürs Leben und fürs Volk. Kaum irgend ein Verhältniß des geselligen, bürgerlichen, wirthschaftlichen und socialen Lebensverkehrs giebt es, das er nicht mit seinem ebenso klaren als warmen Geiste, seinem feinen, treffenden Humor und seiner ächt praktischen Auffassung der Menschen und der Dinge beleuchtet und ins rechte Licht gestellt hätte, mag er nun gegen ein Zuviel der classischen Studien eifern — den „lateinischen Nothstall", aus welchem die Jugend Unlust zum praktischen Gewerbe mitbringe — oder gegen die übertriebene Empfindsamkeit, die einem wirklichen Unglück kalt und unthätig zusieht, oder gegen den falschen Luxus; mag er die Vorzüge einer unabhängigen Lebensstellung vor einer Stellung in fremden Diensten, wenn auch einer scheinbar noch so glänzenden, preisen, die Vergnügungen des Volkes zur Erholung von der Arbeit vertheidigen, oder den Abgeschmacktheiten der Ausländerei das Beispiel des verständigen Mannes entgegenhalten, der lieber ein minder zierliches Original, als eine noch so aufgeputzte Copie sein will. Wir finden hier manche Stoffe wieder, welche schon in den „Moralischen Wochenschriften" behandelt worden waren, aber mit wie unendlich feinerer und ausgebreiteterer Beobachtung des wirklichen Lebens, entsprechend dem viel entwickelteren Charakter dieses Lebens selbst**)! Nicht unpassend verglich schon die „Berliner

*) S. 1. Bd. S. 112.

**) Wir führen hier den Inhalt einiger Aufsätze aus den „Patriotischen Phantasien" an, welcher die Richtung der Möser'schen Betrachtungsweise charakterisirt: Der Putz einer Meiersfrau (1. Bd. S. 71). Eine Osnabrück'sche Spinnstube (1. Bd. S. 5). Der Putz der Kinder (1. Bd. S. 27). Die allerliebste Braut, ein Lob der Wirthschaftlichkeit (1. Bd. S. 139). Gegen den Luxus (2. Bd. S. 95. 100). Stadt und Land (2. Bd. S. 87). Moderne Zeiteintheilung (1. Bd. S. 282). Gegen die Vielregiererei (2. Bd. S. 2 ff.). Ueber die Erziehung der Kinder zur Arbeit (2. Bd. S. 310). Gegen die Ehrlicherklärung der unehrlichen Leute (1. Bd. S. 291, 2. Bd. S. 167). Der Geringe bleibt doch immer Sclave des Mächtigen (5. Bd. S. 96) u. s. w.

Monatsschrift" Justus Möser mit Franklin, und Goethe hat diesem Urtheil, indem er es zu dem seinigen machte, eine noch höhere Bekräftigung verliehen *).

Gleich diesem Sohne der rothen Erde waren auch die Schweizer im Dienste des gesunden Menschenverstandes, des praktischen Lebens, der Bildung und Veredlung des Volkes thätig. Den schon früher angeführten Schriften von Sulzer, H. C. Hirzel, Iselin u. A. über die Erziehung der Jugend, die Bildung des Landmanns und Bürgers schließen sich Zimmermann's Schriften „Von der Einsamkeit" (1756 angefangen, aber erst 1784—85 veröffentlicht) und „Vom Nationalstolz" (1758) an, von denen jene die Vorzüge der Einsamkeit für die Sammlung des Geistes und die Freuden der Beschaulichkeit, aber auch die Gefahren der Vereinseitigung des Menschen, die sie in sich birgt, und die günstigen Wirkungen des Lebens in der Gesellschaft schildert, während diese, ähnlich der Schrift von Abbt, das wohlthuende Gefühl eines Volkes preist, das durch einen großen Regenten und seine Thaten sich zu dem Range einer wirklichen Nation erhoben sieht**).

Auch Nicolai hat einen vollgültigen Anspruch darauf, den Popularphilosophen beigezählt zu werden. Die beiden großen von ihm begründeten und zum Theil unter seiner ganz persönlichen Leitung erschienenen Zeitschriften, die „Allgemeine deutsche Bibliothek" und die „Berlinische Monatsschrift", waren recht eigentlich Organe des gesun-

---

*) Letzterer sagt von Möser: „Man müßte eben alles rubriciren, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt . . In Absicht auf die Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, gründliche Behandlung, frohen Humor wüßte ich ihm Niemand als Franklin zu vergleichen".

**) In der ersten Auflage dieser letzten Schrift hatte Zimmermann nur den republikanischen Völkern einen wahren Nationalstolz — einen Stolz auf ihre freie Regierungsform — einräumen wollen; allein die glänzende Stellung, die das monarchische Preußen unter Friedrich II. errang, brachte ihn (wie ein Recensent der Schrift im 143. Literaturbriefe bemerkt) auf andere Gedanken. „Die Stelle", sagt derselbe Recensent, „worin Zimmermann den Fürsten beschreibt, auf welchen die Nation stolz zu sein Ursache hat, schmeichelt unserer Eigenliebe (als Preußen), indem sie uns berechtigt, an der Größe eines Monarchen Theil zu nehmen, da Andere sich begnügen müssen, solche in der Ferne zu bewundern."

den Menschenverstandes, der Aufklärung, des praktischen Sinnes im Geiste dieser Richtung. Die Mitarbeiter dieser Zeitschriften gehörten zumeist dem Kreise der Popularphilosophen und der Männer des praktischen Lebens an. Sein großes Reisewerk voll vielseitiger Beobachtungen der Culturzustände deutscher Länder und voll praktischer Betrachtungen über deren Vorzüge oder Mängel diente dem gleichen Zwecke, und ebenso, nach der Seite der Religion hin, als eine satirische Bekämpfung der engherzigen, unduldsamen Orthodoxie, sein Roman „Sebaldus Nothanker" (1773), ästhetisch freilich von untergeordnetem Werth, dagegen praktisch, wie schon dessen rasche Ausbreitung bekundet, von nicht zu unterschätzender Wirkung.

Mehr auf dem eigentlich sogenannten philosophischen Gebiete bewegen sich die Schriften von Garve, Engel und Mendelssohn. Aber auch sie suchen überall dem wirklichen Leben möglichst nahe zu kommen, und selbst da, wo sie speculative Stoffe behandeln, rücken sie dieselben unter den Gesichtspunkt der praktischen Vernunft und des gesunden Menschenverstandes.

Garve, der Uebersetzer des Buchs von Adam Smith „Ueber den Nationalreichthum" und des Buchs von Macferlan „Ueber die Armuth und die Mittel, ihr abzuhelfen", hielt es für keinen Raub an dem Berufe eines Philosophen, zu der gründlichen Beobachtung der Zustände einer Gesellschaftsclasse herabzusteigen, die damals viel weniger beachtet war, als heutzutage selbst der einfache Arbeiter — des Bauernstandes. Durch einen längeren Aufenthalt auf dem Lande in Schlesien suchte er sich mit diesen Zuständen vertraut zu machen, und schilderte in seiner Schrift: „Ueber den Charakter der Bauern" (1796) die äußere Physiognomie, die Eigenthümlichkeiten, die Tugenden und die Fehler dieser Parias der damaligen Zeit*). In

*) Hier einige Sätze aus dieser Schrift: (S. 21 ff.): Die Bauernversammlungen charakterisiren sich fast immer durch Dummheit und Unbändigkeit. — Die Bauern in corpore werden von den höhern Ständen als dumm und widersetzlich betrachtet. Der sclavisch behandelte Bauer ist gegen Fremde unterwürfig, aber auch bettelhaft. Er ist faul, weil er keinen Gewinn seiner Arbeit sieht. (S. 51 ff.): Im Ganzen ist auf dem Lande, die großen Bauerndörfer ausgenommen, mehr Unsittlichkeit (besonders in geschlechtlicher Hinsicht) als in den Städten, wo wenigstens im Handwerkerstande eine gewisse strengere Zucht in dieser Hinsicht herrscht. (S. 56 ff.): Der Bauer ist tückisch, denn er erblickt

seinen „Vermischten Aufsätzen" (1800), seinen „Versuchen", seinem Briefwechsel mit Zollikofer, Weiße u. A. finden sich eine Menge der treffendsten Bemerkungen im Sinne einer gesunden, nicht beengten, besonders aber einer gemeinnützigen, auf den Fortschritt der Menschheit abzielenden Lebensauffassung. Er ist kein Feind der Leidenschaften, denn, sagt er, „große Leidenschaften bringen große Männer hervor"; aber er ist ein Feind jener, von den Franzosen und auch von Wieland empfohlenen, weichlichen Lebensphilosophie, die den Menschen nur zum Genießen, nicht zum Handeln anleitet. Selbst die Liebe soll, so will er, ihren Genuß gleichsam erst verdienen und erringen durch eine aufopfernde und anstrengende Thätigkeit für den geliebten Gegenstand. Die rechte Liebe sei zugleich das Band, welches die Seele der Liebenden an alle ihre Pflichten knüpfe, sie zu solchen Dingen hinziehe, gegen die sie sonst gleichgültig sein würde. Von dieser Art sei die eheliche Liebe, „ruhig und thätig"*). Die höchste Lebensbildung ist ihm die, welche sich auf ein Ganzes, Allgemeines richtet. „Die Sittlichkeit", sagt er, „wächst mit der Geselligkeit." Dann, auf concrete Verhältnisse übergehend, verlangt er, daß der Geistliche mit seiner Gemeinde, der Lehrer mit der Jugend, der Professor mit seinen Studenten hingebenden Verkehr unterhalte, setzt er das Lernen durch Erfahrung über das Grübeln mit der bloßen Phantasie, verweist er insbesondere den Philosophen und den Dichter an eben diese Erfahrung, an den Umgang mit Menschen, der ihnen mehr fromme, als das Leben in der Einsamkeit**).

Aehnliche Resultate einer praktischen Lebensweisheit sind es,

---

in seinem Herrn immer seinen Feind. Völlig unterdrückt, wird er fühllos, oder, wenn entfesselt, roh. Er lebt in einem steten geheimen Kriege mit seinem Herrn, den er durch Betrügereien und Diebereien zu schädigen sucht. Seinen Lebensgenuß sucht er im Nichtsthun und in einem Uebermaß von Essen und Trinken. Der reich gewordene Bauer wird leicht entweder trotzig, oder liederlich. Er sorgt nicht für seine Zukunft, denn der Herr muß für ihn sorgen. U. s. w. Diese Schilderungen, die damals wenigstens für einen großen Theil des Bauernstandes (namentlich im östlichen Deutschland) zutreffend sein mochten, zeigen, welch ungeheure Fortschritte dieser Stand seitdem in Folge seiner Freiwerdung gemacht hat.

*) „Vertraute Briefe an eine Freundin", S. 28 ff.

**) „Versuche", 3. u. 4. Kapitel.

welche der von Engel 1775—77 herausgegebene „Philosoph für die Welt" enthält, eine Sammelschrift, zu welcher neben Engel auch Garve, Mendelssohn, Eberhard, Friedländer Beiträge lieferten. Und die gleiche Werthschätzung eines bürgerlich und sittlich in sich gefesteten Lebens mit seinen gesunden Verhältnissen und einfach tüchtigen Charakteren prägt sich auch in Engel's Roman „Lorenz Stark" aus und verleiht demselben, als dem Typus einer realistischen Dichtungsweise — in einer Zeit, wo die pathologisch empfindsame Denkart so sehr überwog — ein bleibendes culturgeschichtliches Interesse.

Am Meisten von dem eigentlichen Philosophen von Fach unter allen diesen Popularphilosophen hat Moses Mendelssohn. Er hatte gründliche Studien in der Geschichte der Philosophie gemacht; er war ebenso mit Locke und den englischen Moralisten, wie mit Leibnitz, Wolf und auch Spinoza vertraut. Sein speculativer Geist zog ihn zu Leibnitz und Wolf, sein praktischer Sinn zu den Engländern hin. Er sann den höchsten metaphysischen Problemen nach, aber er suchte dieselben ihrer metaphysischen Abstractheit zu entkleiden und so weit möglich zum Gemeingut auch derer, die nicht Denker vom Fach wären, zu machen. In diesem Sinne verfaßte er seinen „Phädon oder die Unsterblichkeit der Seele" (1767), nachdem er schon früher (1763) eine Abhandlung „Ueber die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften" geschrieben hatte; in diesem Sinne versuchte er die Gründe für das Dasein eines persönlichen Gottes in seinen „Morgenstunden" (1785) zu entwickeln, hier wie dort die strengeren Beweise der grübelnden Vernunft durch die leichter verständlichen und mehr erwärmenden Aussprüche des sittlichen und religiösen Gefühls unterstützend *).

Aber auch Mendelssohn stieg gern von jenen steilen Gipfeln der Speculation über das Fernste und Höchste zu näherliegenden Betrachtungen aus dem Diesseits herab. Nicht blos zu psychologischen Untersuchungen über das Empfindungsleben des Menschen, und zu ästhetischen über das Wesen der Schönheit, sondern zu der Beschäftigung sogar mit noch realistischeren Stoffen. Nach dem Bei-

*) Er wollte, wie er sagte, lieber den Engländern nachahmen, von denen er rühmte, daß sie „mit der warmen Empfindung philosophirten", als den kaltverständigen und witzigen Franzosen.

spiele der Engländer und im Sinne seines Freundes Abbt empfahl auch er den Deutschen eine Geschichtsschreibung, die sich mit den Gesetzen und Sitten der Völker beschäftige.

Und selbst in der Behandlung jener höchsten Probleme steht er immer mit seinen Füßen auf dem festen Boden des praktischen Erfahrungslebens, während er Haupt und Blick zu den freien Höhen der Speculation erhebt. Unter den philosophischen Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele ist ihm einer der nicht am wenigsten gewichtigen und ausschlaggebenden der, daß für das Wohl seiner Kinder, seiner Freunde, seines Vaterlandes nur der Mensch freudig und ohne Zaudern Alles, auch sein Leben, opfern werde, dem mit diesem Leben selbst nicht Alles aus sei, sondern der an ein höheres Leben nach dem Tode glaube*). In einer andern, der Betrachtung eben dieser höchsten Wahrheiten gewidmeten Schrift: „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum“ (1783) knüpft er gleichfalls überall an die concretesten Lebensverhältnisse, an Staat und Kirche, an die Stellung und die Pflichten der Geistlichen, an die Gegensätze der Religionen und Confessionen an und breitet über alle diese irdischen Verhältnisse das milde Licht seiner ebenso verstandesklaren als gemüthswarmen, von ächtester Weisheit durchleuchteten, in jedem Satze die Ruhe eines wahren Philosophen bekundenden Anschauungen aus. In scharfen und treffenden Zügen schildert er den Despotismus der römischen Kirche, eines Gebäudes, in dessen Räumen überall vollkommene Ruhe, aber „eine fürchterliche Ruhe“ herrsche, so wie das Streben der orthodoxen protestantischen Geistlichkeit nach einer ähnlichen Macht über die Gemüther, nur daß man hier, im Protestantismus, „nicht angeben kann, wer diese Macht handhaben soll“. Er schildert die trostlose Lage eines auf gewisse Glaubenslehren beeidigten Priesters, der seiner innersten

*) „Phädon“, 3. Gespräch. Vorgreifend sei hier zugleich aufmerksam gemacht auf den bedeutsamen Unterschied zwischen dieser Mendelssohnschen Philosophie des gesunden Menschenverstandes, die sich bescheidet, nicht zu wissen, „wo sich unsere abgeschiedenen Geister aufhalten, welche Gegend des Aethers sie bewohnen, womit sie sich beschäftigen werden u. s. w.“ — und dem anmaßlichen Prophetenthum eines Lavater (s. den folgenden Abschnitt), welcher alles dieses sehr genau weiß und mit einer minutiösen Sicherheit in seinen „Aussichten in die Ewigkeit“ verkündigt.

Ueberzeugung nach diesen Glaubenslehren entfremdet ist. Er vertheilt mit sorgsamer Hand zwischen dem Staate und der Kirche die Functionen, die einem jeden Theile naturgemäß zukommen; jenem weist er die Regelung der Verhältnisse zwischen Mensch und Mensch, dieser die Regelung des Verhältnisses der Menschen zu Gott zu; dem Staate spricht er das Recht, zu zwingen, unter Umständen auch zu bannen und auszuweisen zu; die Kirche soll nur durch die Waffen der Ueberzeugung wirken; Bann und Ausschließung sei ihrem innersten Wesen fremd. Weder Staat noch Kirche aber dürfen sich in Glaubenssachen „ein anderes Recht anmaßen, als das Recht, zu belehren, eine andere Macht, als die Macht der Ueberführung, eine andere Zucht, als die Zucht durch Vernunft und Grundsätze". Aller kirchliche Zwang ist widerrechtlich, alle äußere Macht in Religionssachen ist gewaltsame Anmaßung *).

Mendelssohn war überzeugt, mit dieser hohen und freien Ansicht von dem Wesen aller Religionen fest auf dem Boden seiner eigenen Religion, des Judenthums, zu stehen. Das Judenthum,

*) „Jerusalem", 2. Abschnitt, gleich im Anfange. In wie enger Wechselwirkung diese Ansichten Mendelssohn's mit den Regierungsgrundsätzen und den Regierungshandlungen des großen Königs standen, davon legt der Philosoph selbst freudiges Zeugniß ab in folgender Stelle (ebendaselbst): „Ich habe das Glück, in einem Staate zu leben, in welchem diese meine Begriffe weder neu noch sonderlich auffallend sind. Der weise Regent, von dem er beherrscht wird, hat es seit Anfang seiner Regierung beständig sein Augenmerk sein lassen, die Menschheit in Glaubenssachen in ihr volles Recht einzusetzen. Er ist der erste unter den Regenten unsers Jahrhunderts, der die weise Maxime in ihrem ganzen Umfange niemals aus den Augen gelassen: ‚die Menschen sind für einander geschaffen; belehre deinen Nächsten oder ertrage ihn!' Mit weiser Mäßigung hat er zwar die Vorrechte der äußern Religion geschont, in deren Besitz er sie gefunden. Noch gehören vielleicht Jahrhunderte von Cultur und Vorbereitung dazu, bevor die Menschen begreifen werden, daß Vorrechte um der Religion willen weder rechtlich noch im Grunde nützlich seien, und daß es also eine wahre Wohlthat sein würde, allen bürgerlichen Unterschied um der Religion willen schlechterdings aufzuheben. Indessen hat sich die Nation unter der Regierung dieses Weisen so sehr an Duldung und Vertragsamkeit in Glaubenssachen gewöhnt, daß Zwang, Bann und Ausschließungsrecht wenigstens aufgehört haben, populäre Begriffe zu sein". Dieses Zeugniß des Juden Mendelssohn wiegt um so schwerer, als, wie schon früher bemerkt, gerade Mendelssohn's Glaubensgenossen, die Juden, und er selbst auch unter Friedrich's sonst so toleranter Regierung noch nahezu rechtlos waren.

sagt er, kenne keinen Glaubenseid, es kenne nicht einmal eine Offenbarung von Glaubenssätzen, sondern nur von Lebensregeln (den Ceremonialgesetzen). Die Stimme auf Sinai habe Gebote gegeben, aber nichts gelehrt über das Wesen Gottes; was der Jude darüber glaube, sei allgemeine Menschenreligion, nicht specifisches Judenthum. Man begreift, mit wie großer sittlicher Entrüstung Mendelssohn Lavater's zudringliches Ansinnen zurückweisen mußte, er solle Christ werden, weil er, als aufgeklärter Mann, nicht mehr mit ganzem Herzen Jude sein könne.

Indem Mendelssohn so seine Religion aus der Veräußerlichung, die auch sie durch einseitige Schriftgelehrte erlitten hatte, heraus- und auf die freieren Höhen einer allgemein menschlichen Religion erhob, ward er der Urheber und Vertreter jener Reformbewegung im Judenthume, die noch heute in ihm ihren Meister und ihren kräftigsten Vorkämpfer verehrt, und indem er Gewissensfreiheit und Gleichheit der bürgerlichen Rechte für Alle ohne Unterschied des Glaubens verlangte, bahnte er von diesem allgemeinen Standpunkte aus auch der Emancipation seiner, damals noch so schwer bedrückten und verachteten Glaubensgenossen die Wege.

Sein „Jerusalem" schließt er mit den schönen Worten: „Regenten der Erde! Bahnt einer glücklichen Nachkommenschaft den Weg zu jener Höhe der Cultur, zu jener allgemeinen Menschenduldung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens seufzt! Belohnt und straft keine Lehre, lockt und besticht zu keiner Religionsmeinung! Wer die öffentliche Glückseligkeit nicht stört, wer gegen die bürgerlichen Gesetze, gegen Euch und seine Mitbürger rechtschaffen handelt, den laßt sprechen, wie er denkt, Gott verehren nach seiner oder seiner Väter Weise, und sein ewiges Heil suchen, wo er es zu finden glaubt! Laßt Niemand in Euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter sein, Niemand ein Recht sich anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat! Wenn wir dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so gebt Ihr selbst Gott, was Gottes ist! Liebet die Wahrheit und liebet den Frieden"!

Die literarische Kritik und ihr Berliner Organ, die „Literaturbriefe"; Lessing's Antheil daran.

Alle diese literarischen Bestrebungen hatten unmittelbar mit der schönen Literatur Nichts zu thun, lagen derselben anscheinend ziemlich fern. Dennoch blieb ihre Rückwirkung auf letztere nicht aus. Die Männer

der schönen Literatur nahmen auch an dem Fortschritte der praktisch-politischen und civilisatorischen Wissenschaften, der Geschichte, der Erziehung, vollends an den allgemeineren menschlichen und socialen Problemen der Popularphilosophie Antheil (wie wir dies u. A. an den eingehenden Besprechungen von Schriften dieser Richtung aus Lessing's Feder sehen), und wurden dadurch unvermerkt in ihrer ganzen Lebensauffassung zu einer mehr realistischen Denkweise hingeleitet. Die schöne Literatur, die Poesie selbst stieg dadurch aus der bloßen Ideal- oder Bücherwelt, in der sie sich bisher fast ausschließlich bewegt hatte, auf den festen Boden der Wirklichkeit herab, trat aus der Beengtheit blos individueller Erlebnisse und Empfindungen auf den Markt des Lebens hinaus und gewann durch Beides sowohl an Gehalt wie an Sicherheit der formellen Gestaltung.

Die literarische Kritik empfand zuerst diesen realistischen Zug der Zeit. Das Hauptorgan dieser verjüngten Kritik wurden die „Literaturbriefe“. Sie waren, wie ihr Gründer, Nicolai, bezeugt, eine directe Ausgeburt des siebenjährigen Krieges. „Der König“, sagt Nicolai*), „spannte Alles mit Enthusiasmus an, und so glaubten auch wir nicht dahinten bleiben zu dürfen.“

Es war mehr als ein bloßer glücklicher Einfall, es war eine bedeutungsvolle That der Herausgeber dieser Zeitschrift, daß sie derselben die Form und Einkleidung wirklicher, an einen verwundeten Officier in des Königs Armee gerichteter Briefe gaben. Dadurch und vollends durch die Persönlichkeit dessen, an den sie dabei dachten, — es war kein anderer als Lessing's neuer Freund, Ewald von Kleist — bekundeten sie nicht blos, in welchem Sinne die Briefe gehalten sein sollten, sondern stellten dieselben gewissermaßen unter den immerfort gegenwärtigen Einfluß des Andenkens an jenen männlichen, patriotischen, zugleich so lebhaft für alles Große und Schöne empfindenden Geist.

In der That sind die „Literaturbriefe“ eine würdige Verkörperung eben dieser Eigenschaften auf dem Gebiete der literarischen Kritik. Unerbittlich gegen alles Schlechte, Kleinliche oder Unwahre, haben sie stets eine neidlose und freudige Anerkennung bereit für jedes

*) In einem Aufsatze im „Göttinger Magazin“ 1782, 2. Theil, worin er die Entstehung der „Literaturbriefe“ schildert.

redliche und tüchtige Streben. Sie kennen keine weichliche Schonung aus Parteigeist oder persönlicher Voreingenommenheit, noch weniger jenes gegenseitige Hätscheln und Schönthun, welches in dem Gleim-schen und theilweise auch dem Klopstockschen Kreise so übel wirkte, aber ebensowenig die anderwärts oft gewöhnliche Verfolgungs- und Verkleinerungssucht aus häßlichem Neide oder ähnlichen Motiven. Sie bekämpfen alle einseitigen Richtungen der zeitgenössischen Literatur, ohne selbst einer solchen zu verfallen, und sie bekämpfen dieselben mit dem augenfällig ernsten Bestreben, einem kräftigen Aufschwunge des deutschen Geistes freiere Bahnen zu schaffen, nicht aus egoistischer Anmaßung kritischer Ueberlegenheit, wie sehr sie auch diese Ueber-legenheit in jedem ihrer Aufsätze, zumal in den von Lessing her-rührenden, bekunden. Sie decken die Schwächen der nationalen Bildung und Denkweise rückhaltlos auf, aber sie zeigen auch, wie denselben abzuhelfen sei und wo die Stärke des deutschen Cha-rakters liege, eine Stärke, deren derselbe sich nur bewußt zu werden, die er nur durch eifriges Bemühen in sich zu entwickeln brauche, um den Wettkampf mit jeder andern Nation rühmlich zu bestehen.

Sogleich die ersten Briefe geißeln die weitverbreitete Unsitte der vielen schlechten Uebersetzungen, wie überhaupt die Schwächen eines gewissen berufsmäßigen und doch meist so unberufenen, charakter-losen Schriftstellerthums. Lessing, der Verfasser dieser ersten Briefe, kommt auf das gleiche Thema noch öfter zurück; besonders muß Dusch als Muster eines leichtfertigen Uebersetzers viel leiden. Um so anerken-nender spricht er von Meinhardt's Uebersetzungen italienischer Dichter.

Alsdann wird Wieland vorgenommen und Stück vor Stück zergliedert; zuerst seine Wandelbarkeit, sein Abspringen von einer Rich-tung zur andern, dann seine geschmacklose Vermischung wahrer reli-giöser Empfindung mit ausschweifend phantastischer oder erkünstelter Empfindelei; sein ungerechter Angriff gegen Uz; endlich seine An-maßung, den Mann strenger Wissenschaftlichkeit und gar den Pä-dagogen spielen zu wollen, ohne doch das Zeug dazu zu haben.

Nur beiläufig wirft Lessing dabei die Bemerkung hin — und doch welch' fruchtbare und für das damalige, der Realität so sehr entwöhnte Geschlecht wichtige Bemerkung: aller Unterricht sollte mit der Naturgeschichte beginnen, denn sie enthalte die Samen aller übrigen Wissenschaften.

Auch die neueste Veränderung in dem Charakter Wieland's, als dieser „die ätherischen Sphären verlassen hat und wieder unter den Menschen wandelt", findet keine Gnade vor Lessing's Augen, dessen unbestechlicher Scharfblick in der ersten Frucht dieser wieder vermenschlichten Wielandschen Muse, in dessen Tragödie „Johanna Gray", ein bloßes Plagiat aus dem Englischen des Rowe entdeckt.

Am unbarmherzigsten verfährt Lessing aber auch hier wieder mit Gottsched. Gegen ihn schleudert er jenen berühmten siebzehnten Brief, welcher so anfängt:

„‚Niemand', sagen die Verfasser der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", ‚wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.' Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu." Und dann führt er aus, wie Gottsched, indem er der Schöpfer eines neuen Theaters sein wollte, seinen Landsleuten nichts gab als ein „französisches", ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. „Gottsched", fährt Lessing fort, „hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er von der Bühne vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen, daß wir in unseren Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt, daß das Grasse, Schreckliche, Melancholische besser auf uns wirkt, als das Artige, Zärtliche, Verliebte — er hätte auf dieser Spur bleiben sollen, und diese würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführt haben."

Und hier tritt, was bis dahin bei Lessing noch geschlummert oder höchstens als dunkle Ahnung gedämmert hatte, was auch bei seinem Freunde Nicolai nur in vorübergehender Andeutung hervorgetreten war, um sogleich wieder zu verschwinden*), als fertiger, klarbewußter Gedanke hervor: die aufgeschlossene Kenntniß und die unbedingte Bewunderung Shakspeare's. Hier spricht Lessing von den „Meisterstücken Shakspeare's", die er weit über Corneille und Racine und unmittelbar neben Sophokles setzt; hier nennt er den-

*) S. oben S. 271 und 276.

selben „ein Genie, das Alles blos der Natur zu danken hatte“; hier rühmt er den Lear, den Hamlet u. A., weil sie, wie kaum ein anderes Stück, „Gewalt über unsere Leidenschaft haben“; hier zum ersten Male bricht er entschieden und ganz mit dem französischen Drama, das er bis dahin immer noch mit einem gewissen angeborenen Respect behandelt hatte.

Woher ihm plötzlich diese Vertrautheit mit dem großen britischen Dichter gekommen, den er noch wenige Jahre zuvor allem Anscheine nach nur aus mangelhaften Uebersetzungen oder gar nur von zweiter Hand gekannt, dessen er noch in seinem Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn im Jahre 1758 mit keinem Worte gedacht hatte, das ist eines der Räthsel, deren das an Ueberraschungen und plötzlichen Wendungen so reiche innere Leben Lessing's manche bietet.

Gewiß ist, daß dieser 17. Literaturbrief (vom 16. Febr. 1759) einen entscheidenden Wendepunkt in Lessing's kritischer und poetischer Denkweise bildet. Von ihm kann man die Zeit der vollen Selbstständigkeit und männlichen Reife Lessing's datiren, die Zeit, wo er über das bloße Suchen, Tasten und Experimentiren in Theorie und Praxis hinaus ist und mit größerer Sicherheit ebensowohl die obersten Grundsätze der Poesie als deren praktische Anwendung beherrscht.

Seine Thätigkeit für die „Literaturbriefe“ war indeß damit nicht erschöpft. Vielmehr verbreitete sich diese über die verschiedensten Gebiete literarischer Production. Ueberall zeigt er dieselbe kritische Meisterschaft, indem er an jedem Stoffe mit sicherem Griffe den eigentlichen Kern herausfindet und so den Leser, statt ihn mit Nebendingen zu ermüden, jedesmal sogleich in den Mittelpunkt der Frage versetzt. Wir haben es bei seinen Kritiken immer mit den höchsten und freiesten Anschauungen, nicht mit untergeordneten Gesichtspunkten und nicht mit einem Herumtasten an einzelnen Seiten des Gegenstandes zu thun; aber diese Anschauungen treten niemals in unbestimmter, vager Allgemeinheit, vielmehr immer in directester Beziehung zu dem gerade vorliegenden Falle auf, und so bleibt der Leser mit dem ermüdenden Einerlei eines blos abgezogenen Denkens verschont, wird in fortwährend anregender Beschäftigung mit einer lebendigen und wechselnden Mannigfaltigkeit von Betrachtungen erhalten. Diese unerschöpfliche Frische der Darstellung und jene

wohlthuende Sicherheit der Auffassung — das sind die Eigenschaften, welche Lessing's Aufsätze in den „Literaturbriefen" vor denen aller anderen Mitarbeiter auszeichnen, welche ihnen und durch sie dem ganzen Werke, so lange Lessing dafür thätig ist, einen so eigenthümlichen Reiz verleihen.

Von Gottsched wendet sich Lessing zu Klopstock. Mit einer feinen Wendung hält er diesem gewisse Veränderungen vor, welche derselbe in der zweiten Ausgabe seiner Messiade den Orthodoxen zu Liebe angebracht hatte. Was dessen geistliche Lieder anbelangt, so findet er sie „so voller Empfindung, daß man gar nichts dabei empfindet". Viel weniger zart verfährt er mit einem Nachtreter Klopstock's, Cramer, dem Herausgeber des „Norddeutschen Aufseher", und seiner „neumodischen Rechtgläubigkeit", die sich als eine „liebliche Quintessenz aus dem Christenthume" zeigt, „mit der man allem Verdacht der Freidenkerei ausweicht, indem man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch schwatzt".

Mit dem „Norddeutschen Aufseher" und dessen Anhange (wozu u. A. auch Basedow gehörte) macht sich Lessing in den „Literaturbriefen" noch öfter, vielleicht fast zu oft und zu lange, zu thun.

Ein anderes Mal kommt er auf die Behandlung der Geschichte zu sprechen, mit der es in Deutschland „noch am Schlechtesten aussieht". Und wie richtig trifft er den Grund dieses Mangels! „Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz, gar nicht arbeiten; diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe, diesen an der Geschicklichkeit, dem Stoffe eine Gestalt zu geben." Und dann, wie treffend für jene Zeit, wo man sich um Athen und Latium viel mehr kümmerte, als um das eigene Vaterland, setzt er hinzu: „Ueberhaupt glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur Demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeit und seines Landes beschreibt".

Zu dem dramatischen Gebiete ist Lessing sonderbarerweise nach jener Anpreisung Shakspeare's und jener Kriegserklärung gegen die französische Tragödie im 17. Briefe nur noch ein einziges Mal im ganzen Verlaufe dieser „Literaturbriefe" zurückgekehrt. Und zwar bei Gelegenheit der Trauerspiele seines Freundes und ehemaligen

dramatischen Mitarbeiters Chr. Fr. Weiße, dessen „Eduard III.“ er zwar mit achtungsvoller Schonung, aber mit unparteiischem Freimuth beurtheilt*). Bei dieser Gelegenheit thut er einen Ausspruch, welcher abermals deutlich bekundet, wie abgeklärt und durchgebildet nun bereits seine Ansichten von der dramatischen Dichtkunst und den Erfordernissen eines dramatischen Dichters waren, einen Ausspruch, der leider weder damals noch bis auf den heutigen Tag in Deutschland so beherzigt worden ist, wie er es verdiente. Weiße hatte in der Vorrede zu seinen Trauerspielen mit einer Anspielung auf Lessing beklagt, „daß gewisse Dichter die Jahre des Genies vorbeifließen ließen“. Darauf sagt Lessing: „Sind es wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beste Kopf in dieser Gattung unter dem dreißigsten Jahre leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an, zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theil gewiß ist! Und wann kann man dieses sein? Wenn man die Natur, wenn man die Alten genugsam studirt hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Genug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtziger Jahre, und wie gut ist es einem Tragicus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen und es so selten sind“!

Es ist, als hätte Lessing hier prophetisch das Zeitalter der „jungen Genies“ vorausgesehen, welche mit ihrer souveränen Mißachtung jener goldenen Regel ihm selbst in seinen letzten Lebensjahren die Freude an der vaterländischen Literatur so sehr verbitterten.

Lessing war, als er dies schrieb, 31 Jahre alt, hatte also das Alter überschritten, welches er selbst als die Zeit der bloßen Versuche bezeichnet. Er hatte die besten Muster, vorlängst schon die Alten, neuerlich auch Shakspeare, fleißig studirt. Mit Sophokles beschäftigte er sich gerade jetzt wieder sehr eifrig**).

---

*) In dem Briefe vom 7. Februar 1760.

**) Sein „Leben des Sophokles“ datirt aus dem Jahre 1760.

Lessing's Uebersiedelung nach Breslau.

Es fehlte nur, daß er „die Natur", d. h. das Leben, noch etwas mehr kennen lernte, als er bisher zu thun Gelegenheit gehabt hatte. Auch dazu machte er Anstalt, indem er — wie schon öfter — aus seinen gewohnten Umgebungen und literarischen Beschäftigungen sich plötzlich losriß, diesmal, um mitten auf die Bühne der größten Weltbegebenheiten den Fuß zu setzen. Am Ende des Jahres 1760 nahm er die Stelle eines Secretärs beim General von Tauenzien an, der damals Gouverneur von Breslau war, und verließ Berlin.

Man hat diesen Wechsel seines Aufenthalts und seiner Beschäftigungsweise bisweilen auf rein äußerliche Beweggründe, insbesondere auf den Wunsch, endlich eine feste Stellung im Leben zu gewinnen, auch wohl auf allerhand kleine Mißhelligkeiten mit seinen Berliner Bekannten zurückführen wollen*). Solche äußere Ursachen mögen mitwirkend gewesen sein**); doch ist nicht anzunehmen, daß sie ausschließlich oder auch nur überwiegend Lessing's Entschluß bestimmt haben. Wir sahen Lessing wiederholt so rasche Entschlüsse fassen; aber jedesmal war ein innerer Zug seines Wesens dabei in erster Linie mit entscheidend. Er ging von Leipzig nach Berlin im Jahre 1748, weil es ihn drängte, das größere Leben der aufstrebenden preußischen Hauptstadt kennen zu lernen. Er isolirte sich eine Zeit lang (1752) in Wittenberg, um sich aus den Zerstreuungen des tagesliterarischen Berufes zu strengerer wissenschaftlicher Thätigkeit zu sammeln. Er verließ 1755 Berlin, um in Leipzig durch Erneuerung des lange unterbrochenen unmittelbaren Verkehrs mit der Bühne sich zu neuen dramatischen Productionen vorzubereiten. Und er kehrte 1759 nach Berlin zurück, um die mancherlei kritischen Kenntnisse und Erfahrungen, die er inzwischen gesammelt hatte, an der rechten, wirksamen Stelle zu verwerthen. Jetzt brach er

*) S. Danzel a. a. O. S. 461 ff.

**) Es scheint, daß damals Lessing's Aeltern besonders stark in ihn gedrungen haben, eine feste Anstellung zu suchen. Am 3. April 1760 schreibt er an seinen Vater: „So lange ich noch von meiner Arbeit leben kann, ziemlich gemächlich leben kann, habe ich nicht die geringste Lust, der Sclav eines Anderen zu werden. Trägt man mir ein Amt an, so will ich es annehmen, aber den geringsten Schritt nach einem zu thun, dazu bin ich, wo nicht eben zu gewissenhaft, doch viel zu commode und nachlässig".

wieder mit eben dieser kritischen Beschäftigung, weil es ihn zu größeren, selbstständigen Productionen trieb und weil er dafür eine veränderte Lebensweise als nothwendig erkannte. Allerdings fand er sich einigermaßen getäuscht in der Hoffnung, er werde neben einer ganz heterogenen, geistig untergeordneten Berufsthätigkeit eher die Stimmung für gesammeltes geistiges Schaffen finden, als bei einer zwar literarischen, aber so zersplitterten, wie es die in Berlin war. Indessen zeigte doch schließlich der Erfolg, daß er sich im Ganzen nicht verrechnet hatte*).

*) Folgende Aeußerungen Lessing's an Freunde lassen uns wenigstens theilweise sowohl die Stimmung erkennen, in welcher er Berlin verließ, als die, mit welcher er seinen Breslauer Aufenthalt ansah. Am 6. Dec. 1760 schreibt er von Breslau aus an Ramler: „Sie werden sich vielleicht über meinen Entschluß wundern. Die Wahrheit zu gestehen, ich habe jeden Tag wenigstens eine Viertelstunde, wo ich mich selbst darüber wundere. Aber wollen Sie wissen, was ich alsdann zu mir selbst sage? Narr, sage ich, wann wirst Du anfangen, mit Dir selbst zufrieden zu sein? Freilich ist es wahr, daß Dich ernstlich nichts aus Berlin trieb, daß Du die Freunde hier nicht findest, die Du dort verlassen, daß Du wenig Zeit haben wirst zu Studien. Aber war nicht alles Dein freier Wille? Warest Du nicht Berlin's satt? Glaubtest Du nicht, daß Deine Freunde Deiner satt sein müßten, daß es bald einmal wieder Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben (!), daß man nicht blos den Kopf, sondern nach dem 30. Jahre auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse? Geduld! Dieser ist schneller gefüllt als jener. Und alsdann — alsdann bist Du wieder in Berlin, wieder bei Deinen Freunden und studirst wieder. O, wenn dieses Alsdann schon morgen wäre!“ Und an M. Mendelssohn am 7. Dec. 1760: .... „Die Reue wird nicht ausbleiben, eine so gänzliche Veränderung meiner Lebensart, in der bloßen Absicht, mein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben.“ Am 30. März 1761 schreibt er an denselben sehr hypochondrisch: „Ich hätte mir es vorstellen können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müssen, als das angestrengteste Studiren“. .... „O, meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem anderen wieder gut machen? Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finsteren Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer.“ Daß es ihm um's Gelderwerben, auch wohl um's Sammeln zu thun gewesen, gesteht er in einem Briefe an Ramler vom 7. Septbr. 1761 ganz offen ein, aber auch, daß es ihm dazu an Geschick fehle, daß er zu viel Bücher kaufe, — „kurz, ich bin kein Wirth“. Seinen Aeltern schrieb er am 30. Nov.

Lessing's Art war es, daß er neue Ansätze geistiger Thätigkeit längere Zeit hindurch still und jedem fremden Auge verborgen mit sich herumtrug und vorbildend in sich verarbeitete, bis sie dann plötzlich gereift und fertig ans Tageslicht hervortraten. Inwieweit dies auch mit den geistigen Schöpfungen der Fall war, die in Breslau reifen sollten, ist mit Sicherheit zwar nicht zu sagen, doch aber vielleicht aus einzelnen Anzeichen zu errathen.

Lessing's letzte Arbeiten in Berlin, der „Philotas", die „Fabeln". Ansätze zum „Laokoon" und zur „Minna von Barnhelm".

In der letzten Zeit seines Berliner Aufenthaltes hatte Lessing sich Arbeiten hingegeben, die von den neuen und gewaltigen Anläufen, die er bald darauf in Breslau nahm, scheinbar weit ablagen. Aber doch nur scheinbar. Zwar der „Philotas" darf kaum für mehr gelten als für eine dramatische Studie, auf deren Wahl wahrscheinlich des Dichters gleichzeitige Beschäftigung mit Sophokles nicht ohne Einfluß gewesen, bei der es ihm aber hauptsächlich wohl darauf angekommen war, zu erproben, inwieweit sich eine tragische Handlung lediglich aus dem zu vollster Consequenz zugespitzten Charakter des Helden, ohne alle andere Zuthat, entwickeln lasse. Ein Königssohn, halb noch Knabe, der, vom Feinde gefangen genommen, sich selbst den Tod giebt, um seinem Vater die volle Freiheit zu verschaffen, für den gleichfalls gefangenen Sohn des feindlichen Königs die gün-

---

1763: „. . . Ich hoffe nicht, daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich meine Studien an den Nagel gehängt und wollte mich blos elenden Beschäftigungen de pane lucrando (des Geldgewinnes) widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon drei Jahre verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, sehe ich erreicht: ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt, ich habe ausgeruhet und mir von dem Wenigen, was ich ersparen kann, eine treffliche Bibliothek angeschafft. Ob ich sonst noch einige hundert Thaler übrig behalten werde, weiß ich selbst nicht. Wenigstens werden sie mir nebst dem, was ich aus meinem nun gewonnenen Prozesse (mit Winkler) erhalte, sehr wohl zu Statten kommen, daß ich ein paar Jahre mit desto mehr Gemüthlichkeit studiren kann." Daß es ihm aber gleichwohl trotz der lästigen Beschäftigung und trotz der Zerstreuungen, in die er sich gestürzt, auch mit dem Schaffen gut ging, bezeugt ein Brief vom 20. Aug. 1764, bald nach einer schweren Krankheit geschrieben; darin heißt es: „Ich war vor meiner Krankheit in einem Trieb, zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin". Er hatte seine „Minna" zum größten Theile fertig gemacht.

stigsten Bedingungen im Interesse des eigenen Landes zu stellen, das war eine Potenzirung des antiken Princips der Vaterlandsliebe und des Heroismus, welche an Uebertreibung grenzte und, da sie den menschlicheren Anschauungen der modernen Zeit (von denen ein Anklang in dem feindlichen König Ariäus zu finden ist) allzusehr widerspricht*), eben nur ein Experiment sein konnte, wie Lessing in solchen sich zu versuchen liebte.

Auch die Fabeldichtung Lessing's läßt sich schwer für etwas Anderes als eine poetische Bizarrerie erklären. Lessing wollte sehen, was er in diesem Genre zu leisten vermöchte.

Dennoch ist in dem „Philotas“ Etwas, was dem damaligen Gesammtstreben Lessing's entspricht, nämlich eben jene Zusammenfassung einer ganzen dramatischen Handlung in dem Charakter des Helden.

Was seine Beschäftigung mit der Fabel betrifft, so enthält wenigstens die damit Hand in Hand gehende Abhandlung „Ueber das Wesen der Fabel“ einige bedeutsame Winke über den damaligen Gedankengang Lessing's und nicht zu verkennende Ansätze jener Ideen, die bald darauf in einem seiner epochemachendsten Werke, dem „Laokoon“, Fleisch und Blut gewannen. Wir sehen ihn hier, gleichsam wiederanknüpfend an jenen Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn, Betrachtungen anstellen über das Wesen der tragischen Handlung in ihrem Unterschiede von der bloßen Erzählung eines äußeren Vorganges, dergleichen z. B. die äsopische Fabel enthält. „Ein solcher Vorgang“, sagt er, „ist keine Handlung; er ist ein einzelnes Factum, das sich ganz malen läßt.“ Die wahre Handlung dagegen, wie sie das Drama verlangt, ist „nicht blos die äußere Thätigkeit des Körpers, die Veränderung des Raumes, sondern auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, deren einer den andern aufhebt“. Leidenschaften zu erregen, sei der vornehmste Zweck des heroischen wie des dramatischen Dichters, und das geschehe durch nachgeahmte Leidenschaften, denen der Dichter gewisse Ziele setze, welchen sie sich zu nähern oder von welchen sie sich zu entfernen streben**).

---

*) Die Schweizer erklärten nicht ganz mit Unrecht den „Philotas“ für „überspannt und unnatürlich“. (Danzel a. a. O. S. 348.)

**) Lessing: „Vom Wesen der Fabel“ („Werke“, 5. Bd. S. 370 ff.).

Da haben wir schon den „Laokoon" im Keime!

Die Anfänge der zweiten großen Production Lessing's, welche in Breslau ans Licht trat, seiner „Minna von Barnhelm", dürfen wir nicht in literarischen Vorarbeiten, nicht in dramaturgischen Theorien und deren praktischer Erprobung, müssen wir vielmehr in unmittelbaren Anknüpfungen ans Leben, an die den Dichter umgebende Wirklichkeit und ihre Eindrücke suchen. Denn das ist's ja, was die „Minna von Barnhelm" so hoch ebensowohl über alle früheren Dichtungen Lessing's selbst, wie über Alles erhebt, was in der damaligen Zeit von andern deutschen Dichtern für die Bühne geschaffen ward, daß sie so wenig aus einer Anlehnung an fremde Muster als aus der bloßen Verwerthung dramaturgischer Regeln oder Theorien, daß sie so voll und ganz (wie es Goethe treffend bezeichnet) aus einem glücklichen „Griffe ins Leben" entsprang *).

Es mag sein, daß für die eigentliche Conception des Stückes, die Verwickelung und die Entwickelung der Handlung, Lessing die anstoßgebende äußere Veranlassung erst in Breslau erhielt, wo, wie es heißt, eine ähnliche Geschichte, wie die der „Minna" zu Grunde gelegte, sich wirklich während des Krieges begeben haben soll. Auch von den am meisten charakteristischen Persönlichkeiten des Lustspiels mögen manche dem Dichter erst dort gleichsam fix und fertig entgegengetreten sein, wie das z. B. von der Figur des „Paul Werner" erzählt wird **). Aber ein Stück wie die „Minna" — so ganz aus der Wirklichkeit, nicht aus Büchern geschöpft, so ganz

*) „Minna v. Barnhelm", sagt Goethe, „war die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporärem Gehalt, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtung bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete." („Werke", 25. Bd. S. 106.) Oder, wie Goethe es später einmal im Gespräch mit Eckermann ausdrückte: „M. v. B. war ein glänzendes Meteor; sie machte uns aufmerksam, daß etwas Höheres existire, als wovon die damalige schwache literarische Epoche einen Begriff hatte". (Eckermann's „Gespräche mit Goethe", 2. Bd. S. 328.) Ein anderes Mal freilich sagte er zu Eckermann, Lessing sei zu beklagen, daß seine Zeit ihm keinen bessern Stoff geliefert habe, als die Händel der Sachsen und Preußen. (Ebenda, 1. Bd. S. 340.)

**) Danzel a. a. O. S. 471.

in frischester Beobachtung erlebt, nicht künstlich ausgeklügelt — ein solches Stück entsteht nicht auf einmal, selbst nicht der Anlage nach, sondern es pflegen da einzelne Motive, einzelne Charakterzüge, auch wohl gewisse allgemeine Anregungen und Stimmungen als Keimpunkte der künftigen Conception in dem Geiste des Dichters hervorzutreten, an die dann immer neuer, verwandter Stoff krystallisirend anschießt, bis zuletzt Alles zusammen als ein Ganzes Form und Gestalt gewinnt. Daß Lessing schon in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Berlin sich mit neuen theatralischen Entwürfen getragen, dafür haben wir sein eigenes Zeugniß. Am 28. Juli 1760, noch von Berlin aus, schrieb er an Gleim: „Ich mache Projecte zu Tragödien und Komödien". Sollte darunter nicht auch das Project der „Minna" gewesen sein? Wenigstens möchten wir als gegen eine solche Vermuthung streitend nicht unbedingt das gelten lassen, was Lessing bei Uebersendung der „Minna" an Ramler am 20. Aug. 1764 (zur Entschuldigung seines bisherigen Schweigens über die neue Arbeit) diesem schreibt: „Ich habe Ihnen von diesem Lustspiel Nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projecten ist". Auch wenn er damit auf ein Project von 1760 hindeutete, war dies keine Lüge, denn es ist nicht bekannt, daß Lessing zwischen 1760 und 1764 sich mit neueren theatralischen Entwürfen beschäftigt hätte.

Woraus in „Minna von Barnhelm" die ganze Handlung sich entwickelt, gleichsam der Angelpunkt des Stückes, ist ohne Zweifel der Charakter des Tellheim. Und ebensowenig kann, wer nur das Geringste von dramatischer Composition versteht, darüber zweifelhaft sein, daß der Charakter des Tellheim vom Dichter nicht erfunden, sondern der Wirklichkeit abgelauscht ist. Das bezeugen selbst gewisse kleine Uebertreibungen in der Zeichnung dieses Charakters, gewisse fast zu scharfe Züge in dem Bilde des Majors, welche für den Plan des Ganzen nicht durchaus nothwendig waren. Bei einem erfundenen Charakter würde der Dichter diese Schärfen entweder gar nicht angebracht, oder aus Rücksicht auf das Ganze etwas mehr abgedämpft haben. Daß Lessing dies nicht that, deutet an, daß ihn eine gewisse Pietät gegen das Original davon abhielt, und zwar, weil dieses Original nicht blos ein wirkliches und lebendiges, sondern auch ein ihm persönlich besonders theures war.

Es darf als ausgemacht und keines weitern Beweises bedürftig gelten, daß unserm Dichter bei seinem Tellheim das Bild seines liebsten Freundes, des Majors Ewald von Kleist, vorgeschwebt hat. Schon bei seinem ersten Entwurfe der „Emilia Galotti", den er 1758 ausarbeitete, hatte er dem Bilde des damals gegenwärtigen Freundes einzelne Züge entnommen, mit denen er theils den Appiani, theils den Odoardo ausstattete. Aber es mochte ihm am Herzen liegen, den Freund, den er als das Ideal eines wahren Mannes achtete, auch in seiner ganzen, vollen Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit dichterisch abzubilden. Der frühe Tod, den Kleist für seinen angebeteten Heldenkönig und für sein Vaterland erlitt (er starb 1759 an den Folgen der bei Kunersdorf erhaltenen Wunden), mochte ihn in diesem Vorsatze bestärken und es ihm gleichsam wie eine Pflicht der Pietät erscheinen lassen, dem unvergeßlichen Freunde ein bleibendes geistiges Denkmal zu errichten*).

Auch jener Zug von Großherzigkeit, womit Lessing seinen Tellheim schmückte, war nicht erfunden, sondern ebenfalls aus dem Leben gegriffen. Die Geschichte von dem Gelde, welches Tellheim den Ständen der feindlichen Provinz aus eigenen Mitteln vorschießt, um nicht genöthigt zu sein, die auferlegte Contribution gewaltsam eintreiben zu müssen, soll sich wirklich, und zwar in der Lausitz, der Heimath Lessing's, begeben haben**).

Was die allgemeine Anregung zu der „Minna von Barnhelm" betrifft, gleichsam den Grundton dieser Dichtung, die, wie Goethe so treffend bemerkt, „zuerst den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt eröffnete aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich bisher die deutsche Poesie bewegt hatte", so verdankte Lessing diese offenbar seinem längeren und wiederholten Aufenthalt in Berlin und der interessevollen Theilnahme, womit er frühzeitig schon sich

*) Nach Pröhle: „Friedrich der Große und die deutsche Literatur, mit Benutzung handschriftlicher Quellen" (1872), S. 87, besuchte Lessing auf seiner Reise von Berlin nach Breslau Kleist's Grab in Frankfurt a. O.

**) So berichtet die „Geschichte der Stadt Lübben" vom Bürgermeister Neumann; s. Hettner a. a. O. S. 520. Pröhle (a. a. O., S. 74), der dieses Citat kennt, scheint andeuten zu wollen, die hochherzige Handlung, die Lessing im Auge gehabt, sei von Kleist selbst in Sachsen vollzogen worden. Eine Quelle giebt er dafür nicht an.

der durch Friedrich den Großen erschlossenen neuen Zeit voll großer Begebenheiten zugewendet hatte. Der instinctive Drang, dieser neuen Welt näher zu sein, hatte ihn 1748 nach Berlin gezogen; derselbe war es, der ihn immer wieder dorthin zurückführte. Er hatte des Königs großartiges Walten in den Gedichten, die er alljährlich zu dessen Geburtstag für die Vossische Zeitung zu fertigen hatte, mit aufrichtiger Wärme gefeiert. Er hatte gleich zu Anfang des siebenjährigen Krieges, wo er in Leipzig verweilte, die Partei Friedrich's gegen seine eigenen Landsleute genommen, obgleich Friedrich der Feind seines Vaterlandes war und obgleich dessen Einfall in Sachsen ihn selbst um die lockenden Aussichten der lange ersehnten Reise in fremde Länder gebracht hatte. Der kleinliche Standpunkt Gellert's, der dem preußischen König die augenblickliche Verkümmerung seiner Pension, die Unsicherheit der Wege zu seinen adeligen Gönnerinnen in der Nähe Leipzigs und die Entführung einiger Freunde, die der Waffendienst von seiner Seite riß, niemals vergeben konnte, war Lessing's großem Geiste fremd. Allerdings blieb ihm auch jener specifisch preußische Patriotismus unverständlich, für den sein poetischer Freund, der Canonicus zu Halberstadt, ihn zu erwärmen versuchte. Er fand diesen Patriotismus „übertrieben" und fürchtete, derselbe möchte den Dichter Gleim allzusehr „den Weltbürger vergessen lehren"*). Von sich selbst bekannte er ganz offen: „er habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff, und sie scheine ihm höchstens eine heroische Schwachheit, die er gern entbehre". Woher auch hätte ihm eine solche Liebe kommen sollen? Er gehörte seiner Geburt nach einem Lande an, wo das Stichwort des Despotismus: „der Staat, das ist der Fürst", damals gerade in des Wortes verwegenster Bedeutung geübt ward, wo schmeichlerische Hofpoeten das „Volk" für „glücklich" erklärten, wenn nur „der König vergnügt" sei**).

In dem Staate Friedrich's des Großen stand es damit allerdings anders. Die glänzenden Thaten des Königs nach außen,

*) Lessing's Briefe an Gleim vom 16. Dec. 1758 und 14. Febr. 1759. („Werke", 12. Bd. S. 125 ff.)

**) S. II. Bd. 1. Th. S. 113. Wenn Gleim seinem Freunde vorwarf, daß er aus sächsischem Patriotismus seine Begeisterung für den großen Preußenkönig bemängle oder sich gar dadurch verletzt fühle (Gleim's handschriftl. Briefwechsel mit Kleist), so that er ihm bitter Unrecht.

sein gerechtes und freisinniges Regiment im Innern machten es wohl erklärlich, wenn der eingeborene Preuße sich einem gehobenen Gefühl von der Größe seines Monarchen und seines Vaterlandes hingab und dabei auch wohl von gewissen patriotischen Uebertreibungen nicht ganz frei blieb.

Der Sachse Lessing war gegen diese Vorzüge des preußischen Wesens nicht unempfindlich. Seine „Minna" spiegelt an mehr als einer Stelle seine aufrichtige Bewunderung der preußischen Zustände ab. Die Gestalt des großen Königs mit seiner überallhin reichenden Allsichtigkeit, mit seiner Alles ausgleichenden Gerechtigkeit ragt bedeutungsvoll in das Stück herein, und selbst die Angehörige des von Friedrich besiegten und eroberten Landes, das sächsische Fräulein von Barnhelm, gesteht im Anblick dieser wahrhaft königlichen Eigenschaften Friedrich's ein: „er möge wohl nicht blos ein großer, sondern auch ein guter König sein". Auch Franziska bringt der rauhen Männlichkeit der Preußen im Gegensatz zu der weichlichen Galanterie am sächsisch-polnischen Hofe eine unverhohlene Huldigung dar, wenn sie zu Tellheim sagt: in seinem schlichten militärischen Anzug sehe er doch „gar zu brav, zu preußisch" aus.

Dennoch würde man irren, wollte man in „Minna von Barnhelm" ein politisches oder nationales Dichtwerk in dem Sinne erblicken, wie etwa Shakspeare's historische Tragödien eine directe oder wie viele der classischen französischen Stücke eine indirecte Verherrlichung der vaterländischen Geschichte ihrer Dichter enthalten.

Eine so unmittelbare, so zu sagen stoffliche Hereinbeziehung der Zeitgeschichte in die Poesie lag dem Wesen Lessing's fern. Auch ist eine directe Bezugnahme auf politische oder nationale Gefühle in der „Minna von Barnhelm" nirgends zu finden. Der siebenjährige Krieg und die durch ihn geschaffenen Verhältnisse geben zwar den historischen Hintergrund der Handlung ab, und zwar in einer das Interesse an dieser sehr angenehm belebenden Weise*),

*) So in den Andeutungen vom Soldatenleben in den Winterquartieren, vom Verhalten der Soldaten im Kriege gegen die bürgerliche Bevölkerung, von dem Schicksal der entlassenen Officiere u. s. w. Auf dieses mehr äußerliche Interesse der Handlung war vielleicht im Hinblick auf die scenische Aufführung der ursprüngliche Titel des Stücks berechnet: „Soldatenglück". Auch mag diesem Interesse ein Theil des großen Beifalls, den das Stück gleich damals

aber weder dient der politische Gegensatz zwischen Preußen und Sachsen zu einem bewegenden Motiv der dramatischen Verwicklung*), noch ist es etwa das gesteigerte Selbstgefühl des preußischen Kriegers oder des preußischen Patrioten, welches die Handlungsweise Tellheim's leitet, und ebensowenig sind es gerade diese Eigenschaften, um deren willen der Held geliebt und begehrt wird. Mit einer unstreitig sehr richtigen und feinen poetischen Berechnung hat Lessing die Liebe Minna's zu Tellheim nicht durch die kriegerischen Eigenschaften des Letzteren oder durch eine hochangespannte schwärmerische Empfindung des Mädchens für den Ruhm, den Friedrich's Krieger mit Friedrich theilten, vielmehr durch eine rein menschliche, allerdings an einem Krieger und Helden doppelt schöne und wohlthuende Handlung, nämlich durch Tellheim's hochherziges Benehmen gegen die Bevölkerung einer eroberten Provinz, motivirt. In Tellheim selbst drängt sich nirgends weder der aufflammende preußische Patriot, noch der ruhmredige oder ruhmgierige Krieger hervor. Denn auch jener reizbare Ehrgeiz, an welchem sein und Minna's Liebesglück beinahe scheitert, ist nicht sowohl der Ehrgeiz des Soldaten, als der des ehrlichen Mannes und überhaupt des Mannes; seine soldatische Ehre ist nicht gekränkt, an seiner Tapferkeit zweifelt Niemand, nur sein guter Name als pflichttreuer Diener des Staats und als Ehrenmann steht auf dem Spiele, und als Mann hat er

---

fand, zu verdanken gewesen sein, wenn auch wohl kaum so viel, wie Gervinus (a. a. O. 4. Bd. S. 349) meint. Viel weniger freilich trifft Stahr in seinem „Lessing" den Nerv der Sache, wenn er die „Minna" ein „revolutionäres" Stück nennt, weil Tellheim „den Dienst der Großen verschmähe".

*) Ich betone dies ausdrücklich, weil Goethe in eben der Stelle von „Dichtung und Wahrheit", wo er das Lessingsche Lustspiel im Allgemeinen so unübertrefflich richtig charakterisirt, demselben im Einzelnen eine Tendenz unterlegt (die Veranschaulichung eben eines solchen Gegensatzes zwischen preußischem und sächsischem Wesen und die Ausgleichung dieses Gegensatzes durch Tellheim's und Minna's Liebe), die es meines Erachtens schlechterdings nicht hat. Jener Gegensatz wird überhaupt in dem ganzen Stücke nur einmal besonders betont, aber nur, um sofort durch ein höheres Motiv ausgeglichen zu werden. In der 14. Scene des 5. Actes sagt Minna's Oheim, der sächsische Graf von Bruchsal, zu Tellheim: „Ich bin sonst den Officieren von dieser Farbe (auf Tellheim's Uniform zeigend) eben nicht gut. Doch — Sie sind ein ehrlicher Mann, und ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben".

den berechtigten Stolz, seine Existenz nur sich, nicht dem Vermögen einer Frau, auch nicht der geliebtesten, verdanken zu wollen. Ja so sehr ist jede poetische Verherrlichung des Kriegs und seiner die Phantasie reizenden Antriebe, die doch so nahe lag, vermieden, daß Tellheim nicht allein Paul Werner's vages Gelüst nach kriegerischen Abenteuern ernstlich zurechtweist, sondern daß er auch für sich selbst den Wunsch ausspricht, dem kriegerischen Leben Valet zu sagen und seinen Ehrgeiz darauf zu beschränken, ein ruhiger und zufriedener Mensch zu sein.

Wenn gleichwohl „Minna von Barnhelm“ von Goethe mit Recht als eine „Ausgeburt des siebenjährigen Krieges“ gerühmt wird, so liegt der Grund dafür ganz wo anders. Nicht das specifisch politische oder nationale Moment des Krieges war es, was auf Lessing wirkte und ihm zu der neuen, höheren Lebensauffassung verhalf, die sich in jener Dichtung ausprägt, es war eine allgemein menschliche und gerade darum so wahrhaft poetische Regung, die aus jenem gewaltigen nationalen Ereigniß entsprang, nämlich die unausbleibliche Rückwirkung, die eine an großen Thaten und Begebenheiten reiche Zeit auf jeden tüchtigen und kräftig strebenden Geist ausübt. „Große Begebenheiten erzeugen große Empfindungen“ — mit diesem treffenden Ausspruch Justus Möser's ist wohl am besten der Eindruck gekennzeichnet, den der siebenjährige Krieg und überhaupt die ganze thatenreiche Regierung Friedrich's des Großen auf Alle hervorbrachte, die nicht in einseitiger Gefühlsschwärmerei oder in kleinlicher Geistesbeschränktheit befangen waren. „Das Leben“ — um nochmals mit Goethe zu reden — „bekam wieder einen Gehalt, hörte auf, schaal zu sein, da man Fürsten und Völker für Einen Mann stehen sah.“ Der Einzelne fand sich erhoben im Anschauen und Miterleben von Thaten, von Anstrengungen, von Opfern, die nicht der Befriedigung der Launen oder Begierden eines Einzelnen, sondern der Sicherheit eines Landes, der Größe und Ehre einer Nation galten. In jeder ungewöhnlichen Kraftäußerung, zumal eines ganzen Volkes, liegt etwas Elektrisirendes, nicht blos für die Glieder dieses Volkes selbst, sondern auch für den unbetheiligten Zuschauer. Gleichsam sympathisch fühlt Jeder sich mit befriedigt, wenn der natürlichste Trieb des Menschen, der Trieb nach Thätigkeit, zumal nach einer auf Großes und Allgemeines gerichteten

Thätigkeit, seine volle Entfaltung findet. Jeder, dessen Empfinden gesund und unverkünstelt ist, wird sich bewußt, wie erst in diesem Handeln nach außen und in großen Verhältnissen der Mensch seine wahre Bestimmung erfüllt, wie die durch solch' thatkräftiges Zusammenwirken geschaffene Welt der Begebenheiten doch noch ganz etwas Anderes ist, als — um einen schon erwähnten Ausdruck Sulzer's zu wiederholen — „eine bloße Phantasiewelt".

Aber nicht blos eine größere Empfänglichkeit für die Erscheinungen des wirklichen Lebens schuf in den Gemüthern der Zeitgenossen jene thaten- und inhaltvolle Zeit; sie bot auch der Beobachtung günstigere Stoffe poetischer Darstellung, als die frühere thaten- und interesselose. Sie bildete und zeigte Charaktere, mannigfach abgestufte, scharf individualisirte Charaktere, Menschen, die etwas erlebt, in sich aufgenommen und verarbeitet hatten; sie brachte Situationen zu Wege, welche natürlich und mit einer gewissen innern Nothwendigkeit aus der Reibung dieser Charaktere und aus dem Zusammenstoße der äußeren Begebenheiten hervorgingen — an Stelle der einförmigen oder nur künstlich variirten Scenerie blos subjectiver, innerlicher Erlebnisse und Empfindungen, womit die bisherige Dichtung zu manipuliren gezwungen gewesen war.

Daß Lessing's bestes Mannesalter mit dieser vollerschlossenen Kraftentfaltung wenigstens eines Theils von Deutschland, Preußens, zeitlich und örtlich zusammenfiel und sich berührte, das war es, was ihn zum Träger und Apostel einer neuen Richtung der Poesie befähigte, jener Richtung, die wir mit einem Worte als realistisch (der Realität des äußern Lebens sich anschließend) bezeichnen können. Sein eignes unvergängliches Verdienst aber bleibt es, daß er in diese neue, große Zeit mit so unbefangener Hingebung sich hineinzuleben, ihre gewaltigen Impulse mit vollem Herzschlag mit zu empfinden, ihre fruchtbaren Motive dichterisch, dramatisch zu verwerthen verstand. Still, aber unermüdlich, hatte er ganze anderthalb Jahrzehnte lang die Eindrücke der Fridericianischen Aera auf sich wirken lassen. Er hatte sich nicht zu hoch geachtet, auch mit solchen Erscheinungen des Lebens sich liebevoll zu beschäftigen, die auf den ersten Blick von den Zielen der Poesie weitab lagen. So war es ihm gelungen, sich mit jenem Geiste der Realität zu durchdringen, der von des großen Königs Persönlichkeit und von seinen Thaten ausging.

So hatte er sich einen lebendigen Sinn angeeignet für das Bedeutende, was in dem Culturproceß eines ganzen Volkes liegt, was aber die Dichter vor und neben ihm — ein Klopstock, ein Wieland u. A. — verkannten, indem sie nur das Individuum, entweder in seiner idealen Abgezogenheit, oder in seinem eudämonistischen Selbstbehagen, zum Mittelpunkte alles menschlichen und dichterischen Interesses machten.

„Minna von Barnhelm."

Die erste reife Frucht dieses allmälig in Lessing gezeitigten und gereiften Geistes der Realität war „Minna von Barnhelm". Richten wir unsern Blick zuerst auf die Charaktere! Welcher gewaltige Abstand ist doch zwischen den Figuren dieses Lessingschen Lustspiels und — wir wollen nicht sagen denen der Gellert, Weiße, Schlegel oder gar der Frau Gottsched — nein, auch der früheren Stücke Lessing's selbst, des „Jungen Gelehrten", des „Freigeist", der „Juden", ja sogar der „Miß Sara Sampson"! Es sind nicht blos natürliche, sondern auch gesunde Menschen, mit denen man es hier zu thun hat, zwar nicht frei von menschlichen Schwächen (was ja die Personen im Drama überhaupt nicht sein sollen), keine Ideale von Vollkommenheit, aber Menschen von tüchtigem Schrot und Korn, dabei durch und durch eigengeartet, nicht abgezogene, maskenartige Typen. Und endlich sind es auch volksthümlich deutsche Figuren, nicht in dem deutschthümelnden Sinne Klopstock's und seiner Bardengenossen, sondern in dem viel ächteren, daß sie eine auf dem Boden heimischen Volkslebens erwachsene Tüchtigkeit in sich darstellen, daß sie die besten Züge des deutschen Nationalcharakters, Natürlichkeit, Wahrheit, Gefühlstiefe, Sitteneinfalt, zur lautersten Erscheinung bringen*). Wie gefühlsinnig und

*) Mit Goethe's Wort von dem „vollkommen norddeutschen Nationalgehalt" der „Minna" ist es nahezu ebenso gegangen, wie mit seinem Ausspruch, daß dieselbe „die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges" gewesen sei. Letzteres verleitete ihn selbst, wie wir sahen, zu Ausdeutungen des Stücks im Einzelnen, die wir als zutreffend nicht anzuerkennen vermögen; Ersterem haben wir es wohl zu danken, wenn spätere Literarhistoriker sich gemüht haben, ein ganz specifisch deutsches Element in die „Minna" hineinzugeheimnissen. Löbell (a. a. O. S. 202) faßt die Sache doch gar zu äußerlich, wenn er das „Deutsche" in dem Stück lediglich oder hauptsächlich darin findet, daß Franziska nicht mehr, wie sonst die Zofe im deutschen Lustspiel, eine bloße „ungeschickt zugestutzte französische Soubrette" ist, oder darin daß, „damit der Gegensatz den

doch wie ganz ohne jede Spur angekränkelter Empfindsamkeit ist diese Minna, wie unverkünstelt naiv und doch wie frei von Ko-

---

nationalen Charakter noch besser ins Licht stelle, als Verächter der deutschen Plumpheit ein Franzose auftritt, der nicht erröthet, mit seinen feinen Kunstgriffen zu prahlen". Wenn Gelzer (a. a. O. S. 331) das Stück darum für ein „wahrhaft nationales" erklärt, weil „statt der Masken einer schulmäßigen Ueberlieferung hier Menschen von Fleisch und Blut auftreten, Charaktere des wirklichen Lebens in einer tiefbewegten, zu höhern Bestrebungen erwachenden Zeit", so trifft dies zwar ganz richtig den realistischen, weniger aber den „deutschen" Charakter der Dichtung. Das Gleiche ist der Fall, wenn Koberstein (a. a. O. 2. Bd. S. 1383) die Deutschheit der „Minna" darin findet, daß sie „ganz original und ohne fremde Vorbilder entstanden" sei. Näher kommt der Sache jedenfalls Vilmar, wenn er (a. a. O. S. 129) sagt, die „Minna" „behandle Zustände, für welche nicht erst durch den Gang des Stücks Theilnahme künstlich erweckt werden mußte, sondern für welche dieselbe bereits vorhanden war, und zwar nicht blos bei einzelnen Classen, sondern beim Volke, so daß wir M. v. B. mit Recht als unser erstes Nationalbühnenstück, als ein Volksdrama, so weit ein solches damals noch möglich war, betrachten müssen". Gewiß mußte das deutsche Volk — so weit es mit seinen Empfindungen bei den Thaten und Erlebnissen des siebenjährigen Kriegs betheiligt und durch diesen und durch die ganze Fridericianische Aera gleichsam ein anderes geworden war — sich auch von den in der „Minna" geschilderten Charakteren und Zuständen sympathisch berührt fühlen, denn diese Charaktere und diese Zustände wurzelten eben in dem wiedergewonnenen deutschen, speciell norddeutschen, ganz speciell in dem durch Friedrich's Regierung regenerirten preußischen Wesen. Wo freilich die Empfänglichkeit für diese Neugeburt des preußischen und damit indirect des deutschen Volkes fehlte, wo man entweder an dem alten verlotterten Wesen der deutschen Kleinstaaten (welches weit mehr französisch als deutsch war) festhielt, oder sich daraus lediglich in eine abgezogene ideale Gefühlswelt flüchtete, da konnte auch eine Dichtung wie die „Minna" höchstens Gegenstand eines ästhetischen Kunstinteresses sein. Nicht unrichtig bemerkt Tieck in seinen „Kritischen Schriften" (2. Bd. S. 299): „"Minna von Barnhelm" konnte nur das nationale Bewußtsein der Preußen begeistern; die andern Deutschen blieben bei Gellert". Indessen sehen wir doch, wie der Frankfurter Patriziersohn Goethe mitten in dem preußenfeindlichen Leipzig den wirklich „volksthümlichen" Gehalt dieses Stückes zu würdigen wußte, obschon er selbst bald darauf auch von der realistischen Dichtweise sich ab- und einer mehr individualistischen zuwendete. Etwas Aehnliches wie Vilmar meint wohl Julian Schmidt, wenn er (a. a. O. S. 334) von der „Minna" äußert: „Lessing ließ seine Menschen mutatis mutandis denken und empfinden, wie er selbst dachte und empfand. Und wenn Vaterlandsliebe ist, was den Gemeinsinn nährt und kräftigt, so wird man diesem Lustspiel auch den Ehrennamen eines nationalen nicht absprechen können". Hillebrand („Die

ketterie, wie ernst und gereift und doch von welcher erquickenden Heiterkeit und Klarheit in ihrem ganzen Wesen! Dieser Tellheim, wie mannhaft tüchtig, doch ohne Affectation, von wie edlem Stolze und doch wie bescheiden, durch sein ganzes Auftreten Verehrung gebietend und doch fern jeder Ueberhebung über seine Umgebungen, wie liebenswürdig selbst in den kleinen Schwächen und Schärfen seines Charakters, weil auch diese nur in einer Uebertreibung der edelsten Eigenschaften bestehen und von diesen kaum zu trennen sind! Dann der ehrliche Paul Werner, ein bischen miles gloriosus, aber dabei wie gutherzig, wie lenksam, mit welchem tiefen Sinn für hingebende Freundschaft und selbst für häusliches Glück! Auch die Figuren zweiten Ranges, Just und Franziska — mit welch' glücklichem Griff sind hier die typischen Gestalten des dummdreisten Bedienten und des vorlauten, intriganten Kammermädchens (wie sie noch in Lessing's „Jungem Gelehrten" erscheinen) veredelt, verfeinert und individualisirt! Wie prächtig ist der katzenbuckelnde, neugierige, schwatzhafte Wirth gezeichnet — auch eine damals übliche Maske, die aber hier das Langweilige, Fade der gewöhnlichen Figuren dieses Schlags (man vergleiche selbst noch den Wirth in Goethe's „Mitschuldigen", die um mehrere Jahre später entstanden), glücklich abgestreift und in das Gegentheil verwandelt hat! Sogar die ganz episodische Figur der „Dame in Trauer", wie fein ist sie mit wenig Strichen angelegt, zwar ein wenig rührhaft, aber wie berechtigt und wie wahr empfunden ist hier diese Rührung! Endlich das zerrbildliche Gegenstück zu all' diesen natürlichen, gesunden und im besten Sinne deutschen Figuren, der windige Franzose Riccaut mit seiner überfirnißten Hohlheit, seiner prahlerischen Bettelhaftigkeit, seiner den Edelmann spielenden Verlumptheit, wie ist das ekle Scheinwesen der fremden Abenteurer und Glücksritter, die im vorigen Jahrhun-

---

deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrh.", 1. Bd. S. 226) äußert: „Wir begegnen hier einer national deutschen Begebenheit, deutschen Charakteren, Sitten und Verhältnissen". Dann freilich hebt er Momente hervor („Wir sehen den Frieden geschlossen, aber die Helden, die ihn erfochten, von seinen Vortheilen ausgeschlossen, — wir sehen, wie der Deutsche geplagt wird von kleinlichen Verfolgungen, die ihm das Andenken an seine Aufopferung verbittern" —), die für den Charakter des Stücks ebenso wenig bestimmend sind, wie die angeblich „revolutionäre Tendenz", welche Stahr darin findet.

dert dutzendweise an den deutschen Höfen herumschwärmten und die Frechheit hatten, zu verlangen (weil man es leider nur zu oft ihnen gewährte), daß die Eingeborenen in Sitte und Sprache sich nach ihnen richteten — wie ist es so treffend abkonterfeit und zugleich so schlagend abgefertigt in den wenigen Worten, die Minna zu Riccaut sagt, als dieser wie selbstverständlich voraussetzt, daß sie französisch sprechen müsse: „Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen; aber warum hier?" Diese Worte drücken beredter, als noch so viele Phrasen es vermocht hätten, das wiedererwachte deutsche Selbstgefühl aus, ein Selbstgefühl, an welchem, trotz Friedrich's persönlicher Vorliebe für französisches Wesen, dennoch dessen tüchtiges Walten und der dadurch gehobene Geist der Nation, besonders aber dessen glänzender Sieg über die Franzosen bei Roßbach einen so unbestreitbaren Antheil hatte.

Die Sprache des Stückes zeigt einen bemerkenswerthen Fortschritt über die der letztvorhergegangenen größern Dichtung Lessing's, der „Miß Sara Sampson". In letzterer sehen wir die meisten Personen des Drama's (etwa die Marwood ausgenommen) sich mit einer gewissen Anstrengung abmühen, ihre Empfindungen in wohlgesetzter und ausdrucksvoller Rede kundzugeben; in der „Minna" ergötzt uns überall ein natürlicher, ungesuchter Redefluß. Dort scheint der Gedanke häufig noch mit der Form zu ringen; hier springt er leichtbeschwingt aus des Dichters Geist und verkörpert sich sofort in dem entsprechenden Ausdruck. Wie meisterhaft wechselnd, je nach den Personen und den Situationen, und doch wie durchsichtig, in wie anmuthigen Wendungen entwickelt sich der Dialog, nur darin immerfort sich gleichbleibend, daß er einfach und lebenswahr nicht blos das wiedergiebt, was die handelnden Personen denken und wollen, sondern auch, was sie nach ihrer innersten Natur und Eigenart nothwendig denken und wollen müssen.

Die technischen Vorzüge der Exposition, der rasche und natürliche Fortgang der Handlung, die bühnengerechte Aufeinanderfolge der Scenen, die Concentration des Interesses, die sich auch räumlich darin zeigt, daß die fünf Acte mit nahezu strenger Innehaltung der Einheit des Ortes (was beim Lustspiel jedenfalls ein Vortheil ist), wenn nicht innerhalb vier, so doch innerhalb acht Mauern, in zwei neben einander gelegenen Zimmern, sich abspielen, alles dies ist

allgemein, von Goethe an bis auf unsere neuesten Kritiker herab, zweifellos anerkannt.

Ueber den Plan des Stückes hat man bisweilen mit dem Dichter gerechtet. Man hat es abenteuerlich gefunden, daß Minna so auf gut Glück ihren Verlobten aufsucht, da sie doch sicher sein konnte, daß er sie zu finden wüßte, wofern er nur wollte. Man hat Anstoß daran genommen, daß die ganze Verwickelung auf dem überfein zugespitzten Ehrgeiz Tellheim's wie auf einer Nadelspitze balancirt. Man hat das Mährchen Minna's von ihrer Verarmung nicht glücklich erfunden und Tellheim's Verstrickung in diese Schlinge unwahrscheinlich genannt. Man hat es getadelt, daß Minna den Major durch die Geschichte mit dem Ringe allzu lange quäle. Man hat in dem Wettstreit des Edelmuths und der Entsagung zwischen Tellheim und Minna einen Rest der etwas schwächlichen Empfindsamkeit zu finden gemeint, welche die sogenannten Rührstücke charakterisirte. Endlich hat man gestritten, zu welcher Gattung des Lustspiels das Stück zu rechnen sei, da es in keine der bekannten Classen sich vollkommen entsprechend einordnen lasse.

Was das Letztere betrifft, so hängt glücklicherweise Werth und Wirkung eines Stückes nicht davon ab, ob es einer der hergebrachten Schablonen sich anbequemt. Wir erinnern uns, daß Lessing je mehr und mehr zu der Erkenntniß durchgedrungen war, in jedem ächten Drama müsse sich die Handlung aus der innern Bewegung und Entwickelung der Charaktere erzeugen. Auch in der „Minna" ist es ihm offenbar nicht so sehr um die Darstellung oder Erfindung von Situationen, als um die Schilderung von Charakteren und um die Aufzeigung ihrer tüchtigen, liebenswerthen und anziehenden Eigenschaften zu thun. In den beiden Hauptpersonen haben wir es mit zwei Charakteren zu thun, welche, ein jeder in seiner Weise, gleich liebenswerth, gleich tüchtig, gleichermaßen Vertrauen verdienend und erweckend, dabei durch ihre Contraste selbst wie durch ihre Aehnlichkeiten auf einander angewiesen erscheinen. So sehr zwar, daß weder äußere Verwickelungen, noch vorübergehende Mißverständnisse sie von einander zu reißen vermögen. Diese Zuversicht von der untrennbaren Zusammengehörigkeit Beider, welche der Zuschauer vom ersten Augenblick an hat und welche sie selbst, auch wenn sie scheinbar einmal sich von einander entfernen, niemals einbüßen, bildet den wohl-

thuenden Grundton des ganzen Stücks und macht dasselbe zu einem Lustspiel im schönsten, edelsten Sinne des Wortes, zu einem solchen, wo die heitere und befriedigende Lösung gleichsam mit innerer Nothwendigkeit aus der Eigenart der handelnden Personen hervorgeht*).

Das gleiche rückhaltlose Zutrauen, welches jeder der beiden Hauptcharaktere für sich uns einflößt, hilft uns auch über manche, sonst vielleicht nicht ganz unbedenkliche Situation hinweg. Hätte Minna nur das Geringste von einer Kokette oder Emancipirten, so würde der Schritt, den sie ihrem Verlobten entgegen thut, leicht gewagt erscheinen; so, wie sie ist, nehmen wir daran so wenig, wie an ihrer ersten, von ihr selbst herbeigeführten Begegnung mit Tellheim Anstoß. Im Gegentheil erscheint uns das Eine wie das Andere nur wie der natürliche Ausdruck ihres charaktervollen und dabei doch ächt mädchenhaften Wesens und berührt uns darum nicht verletzend, sondern wohlthuend. Und ebenso wird die, allerdings etwas weit getriebene Neckerei mit dem Ringe nicht peinlich, weil wir das sichere Gefühl haben, es müsse zu einem guten Ende kommen, und weil selbst diese Schelmerei uns den Anblick des liebenswürdigsten und edelsten weiblichen Charakters nur noch mehr enthüllt.

Ebenso ist es mit Tellheim. Mögen wir ihm bisweilen fast zürnen, wenn er keinen Vorstellungen und Bitten Minna's Gehör giebt, so söhnt uns doch sein tüchtiges Wesen immer wieder mit ihm aus; ja, wir müssen uns sagen, daß, wie er einmal ist, er nicht wohl anders handeln könne, und daß Minna selbst ihn nicht anders, als so streng, ja peinlich ehrenhaft haben möchte, wie sehr sie auch unter dieser peinlichen Ehrenhaftigkeit augenblicklich leiden muß.

---

*) Der Dichter selbst hat diese gegenseitige Zuversicht Minna's und Tellheim's zu einander und diese tiefe, unlösbare Seelenverwandtschaft Beider in mehreren feinen Zügen angedeutet. So in der 7. Scene des 4. Actes, wo Minna dem Major den Ring mit den Worten zurückgeben will: „Wir wollen einander nicht gekannt haben", der Major aber, obgleich er bis dahin sich immerfort gesträubt hat, Minnas Schicksal an das seine zu binden, doch über den anscheinenden Bruch außer sich ist; so, als weiterhin, nach Lösung des Mißverständnisses, Minna ausruft: „Nein, ich kann es nicht bereuen, mir den Anblick Ihres ganzen Herzens verschafft zu haben! Ach, was sind Sie für ein Mann! Umarmen Sie Ihre glückliche Minna, durch Nichts glücklicher als durch Sie!"

Man hat daran Anstoß genommen, daß die Lösung des Conflictes in der „Minna“ durch ein scheinbar zufälliges äußerliches Ereigniß erfolgt, nämlich durch das königliche Handschreiben, welches Tellheim's Ehre in den Augen der Welt wiederherstellt. Aber ist denn jene Lösung wirklich eine so ganz äußerliche? Ist die Dazwischenkunft des Königs wirklich eine so zufällige? Ist es einer jener Acte allergnädigsten souveränen Beliebens, womit in gewissen Rührspielen des vorigen Jahrhunderts irgend ein kleiner Despot als deus ex machina die Unbilligkeiten seiner Satrapen oder auch wohl seine eigenen schließlich wieder gut zu machen suchte? Ist nicht vielmehr diese That der Gerechtigkeit, die hier der große König vollzieht, auch nur ein Ausfluß eben jener neuen, gehaltvolleren Zeit, wo an die Stelle launenhafter Erdengötter ein Monarch trat, der nichts Anderes sein wollte und war, als der oberste Vollstrecker des Gesetzes? Und ist es nicht gerade dieses Gefühl, daß man es hier mit einer festen sittlichen und rechtlichen Ordnung zu thun hat, auf deren sicherem Boden die Handlung vor sich geht, was das ganze Stück in eine höhere, reinere Atmosphäre erhebt aus der trüben, in welcher bis dahin allerwärts die Misère des bürgerlichen und öffentlichen Lebens in Deutschland sich bewegt hatte?

In Berlin, welches eben damals von der Glorie des endlich zu einem glücklichen Abschluß hinausgeführten siebenjährigen Krieges angestrahlt und von dem Geiste seines siegreich zurückgekehrten Monarchen mehr denn je erfüllt war, scheint man die Wahlverwandtschaft zwischen diesem Geiste und dem Lessingschen Genius, wie letzterer in der „Minna von Barnhelm“ sich ausprägte, instinctmäßig empfunden zu haben. Die „Minna“ ward in Berlin 1765 von der Schuchschen Gesellschaft binnen zweiundzwanzig Tagen neunzehn Mal gegeben und vom Publicum mit immer steigender Begeisterung aufgenommen. Ob es wahr ist, daß König Friedrich selbst sich für dieses Stück interessirt, sogar eine militärische Musik dazu componirt habe, vermögen wir so wenig zu bejahen, als zu verneinen*).

*) Fink versichert dies in seiner „Geschichte der Musik“. Der bekannte Biograph Friedrich's II., Hofrath Preuß, sagte mir auf eine persönliche Anfrage deshalb, daß ihm nichts davon bekannt sei. Auch mir ist in allen den Schriften, die ich über Friedrich II. und seine Zeit nachgelesen, nichts dergleichen aufgestoßen. Leider hat Fink seine Quelle nicht angegeben.

„Minna von Barnhelm" war nicht die einzige Frucht des Breslauer Aufenthalts Lessing's. Wie sehr auch seine Zeit daselbst in Anspruch genommen und zerrissen schien theils durch Geschäfte bisweilen der trivialsten Art, welche seine Stellung ihm auferlegte, theils durch Zerstreuungen, in die er sich stürzte, um die schaale Einförmigkeit jener Beschäftigungen zu unterbrechen und sich von dem Ekel, den sie ihm verursachten, zu erholen*): dennoch behielt er Kraft und Sammlung genug, um noch ein zweites epochemachendes Werk daselbst zu vollenden, zu welchem er ebenfalls, wie wir sahen, schon in Berlin den Grund gelegt hatte. Es war dies eine kunstkritische und ästhetische Abhandlung unter dem Titel: „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie" (erschienen 1766).

„Laokoon."

Der äußere Anstoß zu dieser Schrift kam ihm von einem Manne, der auf dem Gebiete der bildenden Kunst in ähnlicher Weise reformatorisch wirkte, wie Lessing auf dem Gebiete der Literatur, von Winckelmann. Dieser hatte im Jahre 1755 „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" veröffentlicht, welche großes Aufsehen erregten, wie schon daraus hervorgeht, daß sie bereits im folgenden Jahre eine zweite Auflage erlebten.

In dieser Schrift hatte Winckelmann als einen Hauptvorzug der Alten, und besonders der Griechen, im Leben wie in der Kunst, den Charakter einer gewissen „stillen Größe" gepriesen. Als einen Beleg dafür, wie sorgfältig sie den Ausbruch wilder, das Maß der Schönheit überschreitender Leidenschaften vermieden hätten, führte er das berühmte Bildwerk der Laokoongruppe an. Hier, sagte er, läßt der Künstler den von dem Schlangenbiß zum Tode getroffenen, sichtlich

*) Es ist bekannt, daß Lessing in Breslau zeitweise namentlich dem Spiel, auch dem Hazardspiel, in Gesellschaft von Officieren u. a. Genossen ziemlich leidenschaftlich huldigte. Goethe hat den richtigen mildernden Ausdruck für diese vorübergehenden kleinen Excentricitäten Lessing's gefunden, wenn er (in „Dichtung und Wahrheit") sagt: „Lessing warf seine persönliche Würde gern weg, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können; er gefiel sich in einem zerstreuenden Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte". Diese letzten Worte fassen den Verf. der „Minna" und des „Laokoon" vielleicht zu faustisch, zu sturm- und drangvoll auf, was er in der That nicht war.

die furchtbarsten Schmerzen leidenden Vater gleichwohl, nach der Stellung des nur halbgeöffneten Mundes zu schließen, nicht laut schreien, sondern nur mit halbunterdrückter Stimme stöhnen. Zugleich hatte Winckelmann es als einen Beweis des weiten Abstandes der römischen Kunst von ihrem griechischen Vorbilde bezeichnet, daß Virgil in seiner Erzählung vom Tode Laokoon's (in der „Aeneide“) anders verfahre, indem er den Laokoon laut schreien lasse.

Diese Behauptungen erregten Lessing's Widerspruch. Als Philolog konnte er nicht zugeben, daß die Thatsache selbst, auf welche Winckelmann seine Schlüsse baute, richtig sei. Die griechischen Dichter lassen ihre Helden, wenn dieselben heftige Schmerzen empfinden, auch in laute Klagen ausbrechen. Philoktet beim Sophokles wimmert in allen Tonarten*). Nicht minder heftig jammert der vom Gift zu Tode gequälte Herkules desselben Dichters. Homer läßt sogar den Ares, da er von dem Speer des Diomedes verwundet wird, so gewaltig schreien „wie zehntausend Krieger“. Die Griechen, sagt Lessing, dachten und empfanden natürlich und bildeten daher auch in ihren Kunstwerken natürliche, menschlich fühlende Helden. Sie fanden es ebenso wenig unziemend, daß der schmerzhaft Leidende schreie, als daß der freudig Erregte jauchze.

Der Unterschied zwischen der Darstellung des „Laokoon“ bei dem griechischen Bildhauer und der bei dem römischen Dichter, auf welchen Winckelmann hinweist, ist allerdings vorhanden; allein der Grund desselben muß anderswo gesucht werden. Wo? — darüber ist Lessing keinen Augenblick im Zweifel. Nicht ein Gegensatz griechischer und römischer Kunstanschauung ist es, was wir hier vor uns haben, sondern ein Gegensatz zwischen dem Bildhauer und dem Dichter, zwischen der Bildhauerkunst und der Dichtkunst, bedingt durch die verschiedene Eigenart einer jeden dieser beiden Künste.

Die eine dieser Verschiedenheiten ist eine äußerliche. Wollte der Bildhauer seinen „Laokoon“ laut schreien lassen, so mußte

*) Sehr fein hat Lessing, dem hier sein dramatischer Instinct zu Hülfe kam, selbst die scheinbare Kürze des 3. Actes im „Philoktet“ (in welchem die meisten Schmerzenslaute des Helden vorkommen) daraus zu erklären versucht, daß der Dichter diese Ausbrüche des Schmerzes nicht etwa kurz abgestoßen und halbunterdrückt, sondern im Gegentheil recht lang und vollausklingend habe gesprochen wissen wollen.

er ihm einen weitgeöffneten Mund geben, was unschön lassen würde. Bei dem Dichter mag Laokoon immerhin „furchtbares Geschrei bis zu den Sternen erheben", denn beim Hören oder Lesen der Dichtung stellen wir uns nicht den sinnlichen Anblick des Schreienden vor, sondern vergegenwärtigen uns nur die Gewalt des Schreiens: dies aber hat nichts Anwiderndes, vielmehr etwas Erschütterndes.

Allein es handelt sich noch um einen tieferen und bedeutsameren Unterschied zwischen der Bildnerei und der Poesie. Der bildende Künstler kann seinen Gegenstand immer nur innerhalb eines einzelnen, genau abgegrenzten Momentes darstellen; dies nöthigt ihn, die darzustellende Situation so zu wählen, daß sie, auch als bleibend gedacht, nichts Unnatürliches, nichts Abstoßendes habe. Das Schreien ist nun aber ein rasch vorübergehender Act; als bleibend fixirt, wird es unnatürlich. Das Schreien ist außerdem das Anzeichen einer augenblicklichen Nachgiebigkeit des Menschen gegen einen ihn überwältigenden Schmerz, also ein Anzeichen von Schwäche; wird dieses als bleibende Eigenschaft eines Mannes dargestellt, so wirkt es abstoßend. Ganz anders beim Dichter. Er schildert seine Helden im Wechsel einander ablösender Zustände. Unter diesen mag auch das Schreien sein. Wenn wir vom Dichter hören, Laokoon habe einmal vor Schmerz geschrieen, so ist uns dies nicht anstößig, denn der Dichter hat uns denselben Laokoon vorher als guten Vater, als warmen Patrioten geschildert; die Vorstellung einer augenblicklichen Schwäche des Helden wird hier gemildert durch die Vorstellung der starken Seiten des Helden, welche vor- oder nachher der Dichter an uns vorüberführt.

Von dieser Erklärung des einzelnen Falles erhebt sich dann Lessing, wie es seine Art ist, alsbald zu einer allgemeinen Betrachtung über den Unterschied, der zwischen der bildenden Kunst und der Poesie in Bezug auf die Behandlung ihrer Gegenstände naturgemäß obwalte. Die bildende Kunst, sagt er, bedient sich zu ihren Darstellungen der Formen und Farben, also eines in einem bestimmten Raume nebeneinander befindlichen Materials; die Poesie bedient sich der Worte, d. h. articulirter Töne, die in der Zeit auf einander folgen. Daher kann jene nur solche Gegenstände schildern, die gleichzeitig neben einander im Raume sind; diese dagegen hat es mit solchen

zu thun, die auf einander in der Zeit folgen*). Mit andern Worten: der natürliche Gegenstand der bildenden Kunst sind Körper, derjenige der Poesie Handlungen. Zwar kann auch die bildende Kunst Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch die Darstellung von Körpern, an denen diese Handlungen vorgehen; zwar kann auch die Poesie Körper schildern, aber mit wirklichem Erfolge nur, insoweit dieselben als handelnd oder in Bewegung vorgestellt werden.

Der Satz, der so lange den Dichtern, besonders auch vielen deutschen, als Regel ihres Schaffens vorschwebte: ut pictura poësis (d. h. die Poesie ist der Malerei ähnlich, oder, wie Simonides es ausdrückte, „die Malerei ist eine stumme Poesie, die Poesie eine redende Malerei") — dieser Satz ist nach der obigen scharfsinnigen Betrachtung Lessing's gerade in sein Gegentheil zu verkehren: die Poesie soll sich nicht anmaßen, sinnliche Gegenstände durch Worte zu malen; die Malerei ihrerseits muß ihr Augenmerk auf die Darstellung schöner Körperformen richten. Besonders nach Seiten der Poesie hat Lessing diesen seinen Ausspruch mit den allerfeinsten Bemerkungen unterstützt. Er macht zuerst darauf aufmerksam, wie steif es fast immer herauskomme, wenn ein Dichter eine Blume, eine Landschaft, ein schönes Gesicht in Worten abzuschildern versuche. In welcher Weise der Dichter zu verfahren habe, wenn er doch einen sinnlichen Gegenstand darstellen wolle, zeigt Lessing sodann schlagend durch eine Vergleichung der Schilderung, welche Homer von dem Schilde des Achilles, Virgil von dem des Aeneas entwirft. Virgil unternimmt es, das fertige Schild nach seinen einzelnen nebeneinander befindlichen Theilen uns vorzuzeigen. Das giebt eine frostige und ermüdende Schilderung. Homer dagegen führt uns in die Werkstatt des Vulcan, der das Schild schmiedet, und läßt uns als Zu-

*) Hettner in seiner „Gesch. der deutsch. Literatur im 18. Jahrh.", 2. Buch, S. 565 macht darauf aufmerksam, daß schon Mendelssohn in seinen 1757 in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" erschienenen „Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften" denselben Gedanken angeregt, nur aber ihn nicht mit der Schärfe und Consequenz, wie hier Lessing, entwickelt habe. Wir hätten also hier ein zweites Beispiel (wenn unsere früher ausgesprochene Ansicht von Nicolai's Priorität betreffs der Hindeutung auf Shakspeare richtig ist), wie Lessing derartige Gedankenkeime seiner Freunde weiter auszubilden und zur schönen Frucht zu zeitigen verstand.

schauer gleichsam mit erleben, wie die einzelnen Theile des Schildes und die einzelnen darauf befindlichen Bilder eines nach dem andern aus den Händen des Schmiedenden hervorgehen.

Wie schon aus diesem Vergleiche erhellt, will Lessing der Poesie die Darstellung körperlicher Gegenstände, also namentlich auch der körperlichen Schönheit, keineswegs gänzlich verwehren; nur müsse der Dichter dabei anders zu Werke gehen, als der Maler. Auch dafür ist Homer ihm Muster. Dieser versucht nie, ein ausgeführtes Bild von der körperlichen Schönheit zu entwerfen, wohl wissend, daß dies nicht gelingen könne, sondern er begnügt sich entweder mit einer kurzen charakteristischen Bezeichnung eines einzelnen Schönheitsmomentes (die „weißarmige Helena“, die „großäugige Juno“ u. dgl.), oder er deutet die Wirkungen der sinnlichen Schönheit an, also eine Bewegung im Gemüthe, z. B. wenn er schildert, wie die trojanischen Greise ihre Bewunderung der Helena kundgeben. Noch ein anderes Mittel giebt es, wie auch der Dichter die Schönheit wirkungsreich schildern kann, nämlich als Schönheit in der Bewegung*) oder als Reiz, z. B. die lächelnden Lippen, den sich hebenden Busen.

Wenn so die Poesie in Bezug auf die Darstellung sinnlicher Schönheit der bildenden Kunst den Platz räumen muß, so hat sie umgekehrt vor derselben das voraus, daß sie auch das Häßliche in ihren Bereich ziehen kann. Die bildende Kunst kann dies nicht, denn das Häßliche, als solches dargestellt, verstößt gegen das oberste Gesetz aller Kunst, die Erregung von Wohlgefallen; die Poesie kann es, weil sie das Häßliche nicht auf einmal, nicht als solches zur Anschauung bringt, sondern in seinen einzelnen Theilen, einen nach dem andern, wobei es den Eindruck des Häßlichen verliert und nur als erregendes Moment andrer Empfindungen, z. B. des Lächerlichen, dient. Auch dafür hat uns Homer ein treffliches Beispiel gegeben in seiner Schilderung des Thersites.

Damit hatte Lessing einer Gattung der Poesie, die eben damals durch die Brockes und Haller, später durch Kleist's „Frühling“ (obschon, wie Lessing versichert, Kleist selbst gerade mit diesen Partien seines Gedichts am wenigsten zufrieden war) in Aufnahme gekom-

---

*) Schon der Engländer Home in seinen „Principles of criticism“ hatte darauf hingewiesen.

men war, der sog. „malenden Poesie", das Todesurtheil gesprochen. Er hatte aber auch zugleich eine schon früher von ihm mehrfach angedeutete Wahrheit auf das glänzendste bestätigt und zur Evidenz erhoben, die Wahrheit, daß diejenige Gattung der Poesie die höchste und also am eifrigsten zu pflegende sei, welche sich am meisten mit der Darstellung von Handlungen beschäftigt — das Epos und vor Allem das Drama*).

So hatte Lessing während seines Aufenthalts in Breslau zugleich theoretisch und praktisch eine höhere Stufe künstlerischer Auffassung erstiegen. Als schaffender Dichter hatte er zum ersten Male mit dem vollen, ungetrübten Instincte der Realität Charaktere aus dem wirklichen Leben entnommen und aus diesen Charakteren heraus mit der gleichen Lebenswahrheit und innern Nothwendigkeit die Handlung entwickelt. Als Kritiker und Aesthetiker hatte er den Boden für diese realistische Dichtungsart theoretisch geebnet durch Aufdeckung der wahren Natur und der psychologischen Gesetze des poetischen Schaffens, durch scharfe Abgrenzung der Poesie von andern Künsten, mit denen man sie unrichtiger Weise vermischt hatte, durch strenge Verurtheilung der aus dieser Vermischung entstandenen Bastardgattungen und durch energisches Dringen auf die Bevorzugung einer Poesie der Handlungen, also der Realität.

Lessing beabsichtigte, in einem zweiten Theile des „Laokoon" in ähnlicher Weise die verschiedenen Gattungen der bildenden Kunst abzuhandeln, wie er es in dem ersten mit denen der Poesie gethan. Von diesem zweiten Theile besitzen wir leider nur einzelne Entwürfe aus Lessing's Nachlaß. Wir ersehen daraus, daß er der bildenden Kunst im Allgemeinen wohl allzu enge Grenzen steckte, indem er sie fast nur auf die Darstellung schöner Körperformen einschränken, alles darüber Hinausgehende aber, z. B. die Historienmalerei, nur insofern gelten lassen wollte, als sie dazu dient, die schönen Körperformen zur Anschauung zu bringen.

Es ging ihm hier, wie es Reformatoren so leicht geht: indem er das eine Extrem bekämpfte, verfiel er einigermaßen in das entgegengesetzte. Die Malerei hatte damals sich mit Vorliebe der Alle-

*) Eben dies spricht Lessing auch in einem Briefe an Nicolai vom 26. März 1769 aus. („Werke" 12. Bd., S. 225.)

gorie zugewendet, d. h. der Verkörperung oder Personification allgemeiner Ideen durch sinnliche Zeichen. Selbst Winckelmann hatte dieser Verirrung Vorschub geleistet, indem er der Malerei ebenso weite Grenzen anweisen zu dürfen glaubte, wie der Poesie. Lessing ging nach der andern Seite hin zu weit, wenn er der Malerei jede Veranschaulichung eines idealen Inhalts absprach, wie er denn auch in Bezug auf die Dichtkunst vielleicht zu weit ging, indem er als wirkliche Poesie nur die lebendige Darstellung von Handlungen, das Drama, gelten lassen wollte, statt diesem zwar den höchsten Rang einzuräumen, aber doch daneben auch andere Gattungen zu gestatten *).

Indessen war diese Uebertreibung fast wohlthätig zu nennen in einer Zeit, wo die Poesie sich so sehr in alle mögliche Arten von Darstellungen verirrt und verzettelt, dagegen gerade die höchste, das Drama, entweder vernachlässigt oder nur in mißverstandener Weise behandelt hatte.

Lessing's Hamburger „Dramaturgie".

Lessing fand bald Gelegenheit, Das, was er über das Drama im „Laokoon" im Allgemeinen ausgesprochen hatte, im Einzelnen weiter auszuführen. Ein Verein kunstsinniger und patriotischer Männer in Hamburg unternahm es, ein „deutsches Nationaltheater" zu gründen, und Lessing ward berufen, um als dramatischer Dichter und Dramaturg demselben die Unterstützung seines Namens, seines Genie und seiner Erfahrungen zu gewähren.

Lessing hatte nach seinem Weggange von Breslau (1765) eine kurze Zeit in Berlin verweilt, wo seine Freunde ihn durch eine Anstellung als Privatbibliothekar des Königs dauernd festzuhalten wünschten **). Diese Hoffnung schlug fehl; ein Franzose ohne Namen

---

*) Herder in seinen „Kritischen Wäldern" (S. 227), „zittert vor dem Blutbade, das dadurch unter alten und neuen Poeten angerichtet würde".

**) In einem Artikel über Lessing in der Revue des deux mondes vom 1. Jan. 1868 wird behauptet, es sei ihm nach seinem Weggange von Breslau ein Lehrstuhl (!) in Königsberg angeboten worden; er habe ihn aber ausgeschlagen, weil die Bedingung damit verbunden gewesen sei: „den Eroberer Schlesiens alljährlich zu verherrlichen". Woher der französische Schriftsteller diesen Theatercoup hat, wissen wir nicht. In Deutschland ist von einem solchen Anerbieten und einer solchen Weigerung nichts bekannt. Den „Eroberer Schlesiens" hat übrigens Lessing, wie früher erwähnt, so lange er an der Voss. Zeitung arbeitete, „alljährlich (durch ein Geburtstagsgedicht) verherrlicht", und es scheint ihm das keine Gewissensscrupel gemacht zu haben.

und Verdienst erhielt die Stelle, welche, wenn sie dem Dichter der „Minna“ zu Theil geworden wäre, zwei der größten Geister ihres Jahrhunderts, die in vieler Beziehung einander wahlverwandt waren, in directe Berührung mit einander gebracht haben würde.

Lessing ging Anfang 1767 nach Hamburg. Er unterzog sich der ihm gestellten Aufgabe mit all dem Eifer, womit er sich jeder neuen Unternehmung, die ihm die Befriedigung eines geistigen Dranges versprach, zu widmen pflegte. Er begann, in regelmäßigen Theaterkritiken sowohl die Leistungen der Schauspieler, als die Vorzüge und Mängel der aufgeführten Stücke zu beleuchten. Diese einzelnen Kritiken gestalteten sich unvermerkt zu einer Sammlung dramaturgischer Abhandlungen, die, wenn auch nicht ein abgerundetes System der Dramaturgie, doch eine Reihenfolge allgemeiner Grundsätze über das Drama und das Theater enthielt. So entstand die „Hamburgische Dramaturgie“, die freilich Fragment blieb, indem sie mit dem „Hamburgischen Nationaltheater“ selbst nach wenigen Jahren wieder aufhörte, die aber auch in dieser fragmentarischen Gestalt bedeutsame, noch heut der Beherzigung werthe Winke für die darstellenden Künstler, fruchtbare Gedanken über die höchsten Gesetze dramatischer Dichtung, endlich tiefeinschneidende, gründliche Kritiken einer großen Anzahl dramatischer Werke sowohl aus der deutschen als aus fremden Literaturen in sich schließt.

Von den Winken für Schauspieler wollen wir nur einige anführen. Lessing verlangt von dem Schauspieler Naturwahrheit, liebevolles Eingehen in den darzustellenden Charakter; er verlangt von ihm, daß er nicht nur überall mit dem Dichter, sondern da, „wo dem Dichter etwas Menschliches begegnet ist“, für denselben denke, das heißt, daß, wo der Dichter in der Motivirung der Handlung oder der Entwickelung der Charaktere Lücken gelassen hat, der Darsteller durch sein Spiel diese auszufüllen suche. Er giebt Regeln über das Sprechen allgemeiner Sentenzen. Er weist den Schauspieler an, wie er „stärkere Bewegungen“ — die ihm bei seiner Seelenmalerei mit Worten und Mienen wohl verstattet seien („jedoch nicht zu heftige“, fügt er warnend hinzu) — allmälig vorbereiten, nicht plötzlich eintreten lassen, und auch die stärksten „wieder zu dem Gleichmaß ruhiger Schönheit zurückführen müsse“. Auf den Beifall, den er nur dann erlangen könnte, „wenn er die auch bei der heftigsten Leidenschaft nöthige

Mäßigung aufgäbe", solle der Schauspieler lieber verzichten. Ein Schauspieler, der nur auf effectvolle Abgänge, vielleicht nicht im Geiste der Dichtung, und auf lärmende Beifallsbezeigungen speculirt, ist ihm hassenswerth, und unwillig ruft er aus: „Nachzischen sollte einem solchen das Publicum" *).

Bei seiner Beurtheilung der aufgeführten Stücke wendet er sich vor Allem wieder gegen den in Deutschland noch immer nur allzusehr bewunderten und nachgeahmten französischen Geschmack. Er tadelt an den französischen Classikern, daß sie das wahre Wesen der dramatischen Dichtkunst oftmals einer gewissen äußern Regelmäßigkeit aufopfern. „Die strengste Regelmäßigkeit", sagt er, „kann den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen." Wenn die Franzosen sich auf Aristoteles berufen, so weist Lessing nach, daß sie diesen mißverstanden haben, und wenn sie sich rühmen, den alten Tragikern nachzuahmen, so läßt er auch das nicht gelten. „Die Franzosen", bemerkt er, „finden sich mit den Regeln blos äußerlich ab, während die Alten dieselben wirklich befolgten." Bei den Alten war die oberste Regel Einheit der Handlung, „wobei sie bemüht waren, die Handlung selbst so zu vereinfachen, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte". Die Einheit des Ortes und die Einheit der Zeit waren nur eine Folge davon, zum Theil auch nur eine äußerliche Nothwendigkeit wegen der fortwährenden Anwesenheit des Chores auf der Bühne. Die Franzosen aber machten diese letzten beiden Einheiten zu ihren Tyrannen und gaben nicht selten das Wesen der Sache, die innere Wahrscheinlichkeit, dafür preis **).

---

*) „Lessing's Werke, von Lachmann", 7. Bd , insbesondre S. 4, 16, 26. Lessing wollte eine förmliche Theorie der Schauspielkunst schreiben, ein Plan, der, wie manche andere, unausgeführt blieb. Interessant sind auch Lessing's Bemerkungen über die Zwischenactsmusik im Theater (a. a. O. S. 115). Dieselbe soll, so will er, den Zuschauer zu der für den nächsten Act erforderlichen Stimmung hinüberleiten. Ganz denselben Gedanken hatte der Engländer Home in seinen „Principles of criticism" ausgesprochen (in der Uebersetzung von Meinhard: „Grundsätze der Kritik", 3. Bd., S. 300), dem Lessing wahrscheinlich hierin folgte. Ein deutscher Tonkünstler, Scheibe, hatte die gleiche Idee ebenfalls angeregt in seinem „Deutschen Musikus" (1745).

**) A. a. O. S. 200, 207, 208.

Ebenso äußerlich verfahren die französischen Dichter in Bezug auf die Charaktere und die sonstigen bewegenden Kräfte in ihren Dramen. Und hier ist es, wo Lessing den unendlichen Vorzug Shakspeare's vor den Franzosen schlagend nachweist und so das im Einzelnen ausführt und mit Beispielen belegt, was er im 17. Literaturbriefe nur mehr im Allgemeinen ausgesprochen hatte — die Ueberlegenheit des englischen, insbesondere des Shakspeareschen Drama gegenüber dem französischen und die viel größere Wahlverwandtschaft des erstern, als des letztern, mit dem deutschen Geiste. Er vergleicht die Geistererscheinung in Voltaire's „Semiramis“ mit der in Shakspeare's „Hamlet“. Dort erscheint der Geist des Ninus; aber diese Erscheinung ist nicht ausreichend motivirt; was er sagt, trägt zum Fortgange der Handlung nicht wesentlich bei; es ist ein deus ex machina, der nur auftritt, um den geschürzten Knoten zu zerhauen. Wie anders der Geist von Hamlet's Vater! Sein Erscheinen, seine Worte machen auf uns den Eindruck der Wahrheit und Nothwendigkeit; die Wirkung dieser Worte auf Hamlet bildet den Kernpunkt aller Handlungen und Gemüthsbewegungen dieses Letztern. Aehnlich verhält es sich mit Voltaire's Liebestragödie „Zaire“ im Vergleich zu Shakspeare's „Romeo und Julie“. „Dort“, sagt Lessing, „hört man nur die Sprache der Galanterie oder den Kanzleistyl der Liebe; hier allein ist es die Liebe selbst, die spricht.“ Ebenso weit steht der Orosman Voltaire's (in demselben Stücke) als Verkörperung der Eifersucht hinter Shakspeare's Othello zurück. Selbst die „Rodogune“ des Corneille, diese von den Franzosen als das Nonplusultra eines dramatischen Meisterwerkes bewunderte Tragödie, findet vor Lessing's Augen keine Gnade. Corneille, sagt er, dichtete nur als witziger Kopf, Shakspeare allein als ein wirkliches Genie. „Der witzige Kopf sucht durch künstliche Verwicklungen zu spannen oder zu überraschen; das Genie wirkt durch Einfalt und Natur. Groß aber ist Nichts als die Wahrheit*).“

Ein anderes Mal bricht er bei Betrachtung der Shakspeareschen Dichtungen in die bewundernden Worte aus: „Auf die geringste von Shakspeare's Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher der ganzen Welt zuruft: Ich bin Shakespeare's! Und wehe der fremden Schön-

*) A. a. O. S. 50, 134 ff.

heit, welche das Herz hat, sich neben diese zu stellen! Shakspeare will studirt, nicht geplündert sein. Er muß dem Genie das sein, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist; er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projicirt, aber er borge Nichts daraus*)"!

Auch im sprachlichen Ausdruck dringt Lessing auf größte Einfachheit und Naturwahrheit. Sogar die Sprache der alten Classiker ist ihm theilweise zu rhetorisch; allein er erklärt dies daraus, daß die Personen des antiken Dramas immer im Angesicht des Chores sprechen und deshalb eine gewisse Würde wahren mußten. Der moderne Dichter könne seine Personen einfacher sprechen lassen. Je schwülstiger die Ausdrucksweise, desto weniger wahre Empfindung. Selbst vornehme Personen sollten auf der Bühne möglichst natürlich sprechen. Denn, wenn die Etikette des Hofs aus Menschen Maschinen mache, so sei es Sache des Dichters, aus Maschinen wieder Menschen zu machen. Wirkliche Königinnen möchten affectirt sprechen, der Dichter leihe den seinigen eine möglichst natürliche Sprache**).

Allen überspannten Empfindungen, aller Bezugnahme auf übernatürliche Einwirkungen, überhaupt Allem, was nicht aus natürlichen Ursachen und den Charakteren der Handelnden sich erklären läßt, ist Lessing, wie sich denken läßt, entschieden abgeneigt. Das Theater, sagt er, soll eine Schule der moralischen Welt sein. Daher weist er selbst solche Beweggründe des Handelns zurück, die zwar aus einer nicht blos individuellen, sondern allgemeinen Lebensauffassung fließen, aber einer solchen, die mit der gegenwärtig und in den Kreisen, für die das Drama berechnet ist, vorherrschenden streitet. So tadelt er an Cronegk's „Olint und Sophronia" das Martyrium, das Olint auf sich nimmt, indem er mit Gefahr seines Lebens das Marienbild aus der Moschee, wohin es versetzt worden, hinwegzubringen unternimmt. Wohl gab es Zeiten, meint er, wo ein solcher Bilderglaube allgemein war; vielleicht giebt es Länder, wo er es noch ist. Allein „der Dichter schrieb sein Trauerspiel nicht für jene Zeiten und nicht, um in Spanien oder Böhmen gespielt zu werden. Der gute Schriftsteller hat immer die Erleuchtetsten und

*) Ebenda, S. 329.
**) Ebenda, S. 266.

Besten seiner Zeit und seines Landes vor Augen, und schreibt nur, was diesen gefallen, was diese rühren kann. Selbst wenn er sich zum Pöbel herabläßt, thut er dies nur, um ihn zu erleuchten und zu bessern, nicht, um ihn in seinen Vorurtheilen zu bestärken". Ein Märtyrerthum, das nicht die triftigsten Beweggründe für sich habe, widerstrebe den Ansichten einer Zeit der gesunden Vernunft. „Der Dichter kann uns über Mißverhältnisse dieser Art durch Schönheiten des Details täuschen; aber er täuscht uns nur einmal, und wenn wir kälter geworden sind, nehmen wir unsern Beifall zurück*)."

Die „christliche Tragödie" möchte Lessing am liebsten ganz vom Theater verbannt sehen, denn die christliche Gelassenheit stimme nicht recht zu dem Zweck der Tragödie, welcher kein anderer sei, als der: „Leidenschaften durch Leidenschaften zu reinigen".

Auch hier ist Lessing der strenge Realist, der die Dichtung, zumal die dramatische, weder auf eine blos eingebildete Phantasiewelt, noch auf Anschauungen vergangener Zeiten, ebenso wenig auf Motive überirdischer und darum unberechenbarer Natur, vielmehr soviel möglich immer auf die aus dem wirklichen Leben, aus der umgebenden Gegenwart, aus der gegenwärtigen Zeitbildung erwachsenden Empfindungen begründet wissen will.

Fast noch mehr, als bei der Tragödie, findet es Lessing bei der Komödie nothwendig, daß sie heimische, nicht fremde Sitten darstelle, denn die Komödie soll das „gemeine Leben" abspiegeln. Freilich müssen diese heimischen Sitten dazu angethan sein, als Gegenstand der Komödie zu dienen. Elias Schlegel schrieb zwei Komödien, den „Geschäftigen Müßiggänger" und den „Triumph der guten Frauen". In der ersten hält er sich ganz an die Sitten und die Charaktere einer kleinen sächsischen Provinzialstadt — dafür ist das Stück mit all der Langweile und Trivialität behaftet, die damals im Hause eines „meißnischen Pelzhändlers" zu finden waren. Die zweite ist munterer und unterhaltender, aber freilich schildert sie nicht deutsche, sondern französische Sitten**).

Warum es dem deutschen Dichter an ausgiebigen heimischen Stoffen für das Lustspiel fehle, hat Lessing mit gewohntem Scharf-

*) Ebenda, S. 8 ff.

**) Ebenda, S. 233.

blicke herausgefunden. „Unser deutsches Lustspiel", sagt er, „ist zu provinziell; es fehlt uns die große Hauptstadt, die Frankreich hat, wo sich mannigfaltigere Sitten, lebhaftere Charaktere, spannendere Situationen bilden können" *).

Aber auch die Tragödie, meint Lessing, werde immer wohl thun, sich vorzugsweise an vaterländische Stoffe zu halten. Die Griechen hätten dies gethan; sie hätten, auch wo sie zu Fremdem griffen, wie Aeschylos in den „Persern", dieses Fremde den heimischen Sitten anbequemt **).

Der durchaus realistische Zug der Lessingschen Anschauung vom Drama zeigt sich auch in seinen äußerst feinsinnigen Bemerkungen über die Charaktere in der Tragödie sowohl als in der Komödie. Er verlangt für diese eine richtige Mischung von Individualität und von Allgemeinheit. Die Charaktere in der Komödie sollen nicht blos eine abgezogene Allgemeinheit, wie Geiz, Heuchelei oder dergleichen, ausdrücken, sondern diese Eigenschaften in einer bestimmten, individualisirten Form, und andererseits sollen die Helden der Tragödie, ein Regulus, ein Brutus u. s. w., nicht blos bestimmte Einzelwesen als solche, sondern zugleich in ihrer Allgemeinheit — als Patriot, Republikaner u. dgl. — veranschaulichen. Auch müsse der Dichter sich hüten, seine Helden so handeln zu lassen, wie nur etwa in ganz besonders seltenen Fällen ein solcher Charakter handle; vielmehr müsse er danach streben, daß die Handlungs- und Empfindungsweise seines Helden immer möglichst einen gewissen Durchschnitt des Handelns und Empfindens repräsentire, so daß der Zuschauer das Gefühl habe: ein so angelegter Charakter, in solcher Lage, werde in der Regel ebenso handeln, wie der Held.

Auch in diesem Werke Lessing's begegnen wir wieder den Untersuchungen über das eigentliche Wesen der dramatischen Wirkungen, oder, wie man es damals ausdrückte, über „den Zweck der Tragödie". Lessing setzt hier den Gedankengang gleichsam fort und erweitert ihn, den er mehr als zehn Jahre vorher, in dem Briefwechsel mit Nicolai und Mendelssohn ***), zuerst angesponnen hatte. Noch jetzt ist ihm die

---

*) Ebenda, S. 99.

**) Ebenda, S. 427.

***) S. oben S. 275 ff.

Poetik des Aristoteles (die rechtverstandene, nicht, was die Franzosen sich willkürlich daraus zurechtgemacht haben) ein „ebenso unfehlbares Werk, wie die Elemente des Euklides", ein Werk, von dessen Regeln insbesondre die Tragödie „sich keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen"*). Noch immer gelten ihm daher auch „Mitleid und Furcht" als die Angelpunkte alles tragischen Interesses, und er ist eifrig bemüht, sowohl die Wirkungen dieser beiden Empfindungen auf den Zuschauer, als die Art, wie beide durch das Drama hervorgebracht werden, mit allerlei sinnigen Bemerkungen zu erläutern**). Daneben beschäftigt ihn aber hier noch die Frage wegen der „Reinigung der Leidenschaften" (der sogenannten *κάθαρσις*), welche Aristoteles als letzten Zweck der Tragödie aufgestellt hatte.

Die Erklärungen Corneille's und Dacier's darüber genügen ihm nicht und er berichtigt sie. Was seine eigene Ansicht betrifft, so scheint sie darauf hinauszukommen, daß Aristoteles, wie er überhaupt in seiner Philosophie überall das Maßhalten empfehle, auch hier eine gewisse Mäßigung bei den Affecten des Mitleids und der Furcht im Auge gehabt habe***). Einen directen Besserungszweck des Drama — z. B., daß die Tragödie den Menschen lehre, seine Leidenschaften zu bezähmen, wie dies Corneille's Ansicht war — will Lessing nicht zugeben†). Indirect freilich kommt er von dem Gedanken eines solchen Zweckes auch jetzt noch so wenig los, wie damals in dem Briefwechsel mit seinen Freunden. „Bessern sollen alle Gattungen der Poesie", sagt er; „die Tragödie soll es dadurch, daß sie die Leidenschaften des Mitleids und der Furcht reinigt." Ein anderes Mal scheint er den Zweck des Drama darin zu finden, daß es uns mit den Merkmalen des Guten und des Bösen, des Anständigen und des Lächerlichen bekannt mache und dadurch „uns unterrichte, was wir zu thun oder zu lassen haben"††). Der Komödie insbesondere weist er als ihre Aufgabe die „Uebung der

---

*) Ebenda, S. 453.
**) Ebenda, S. 338 ff.
***) Ebenda, S. 349.
†) Ebenda, S. 153.
††) Ebenda, S. 74.

Fähigkeit" zu, „das Lächerliche zu bemerken". Und von dem „Spieler" des Regnard sagt er: wenn derselbe auch keinen wirklichen Spieler von seiner Leidenschaft heile, „genug, wenn er nur den Gesunden in seiner Gesundheit befestigt".

Zu einer völligen Klarheit in sich selbst über diesen Punkt scheint Lessing niemals gelangt zu sein. Er bricht die Erörterung darüber plötzlich ab, die Lösung der Frage, wie er öfters that, einer spätern Wiederaufnahme der Untersuchung vorbehaltend, die aber in diesem Falle niemals erfolgte.

Auffallend ist, daß Lessing nie auf den Zweifel kam, ob denn diese ganze aristotelische Theorie von „Mitleid und Furcht", so begründet sie war in dem Wesen der antiken Tragödie, auch für das moderne Drama noch Geltung und Berechtigung habe. Aber Lessing hielt überhaupt an den Traditionen des antiken Drama allzusehr fest, auch darin, daß ihm als das Wichtigste in der Tragödie lediglich das Schicksal, das Leiden des Helden erschien, nicht das eigne Thun desselben, wodurch er sich sein Schicksal bereitet. Der Begriff der tragischen Schuld blieb ihm daher verborgen, wie nahe er auch bisweilen daran zu streifen scheint. Es ist dies doppelt unbegreiflich, weil Lessing für das Endziel des dramatischen Dichters wiederholt das erklärt hatte: die Handlung aus den Charakteren der Handelnden selbst zu entwickeln.

Der Zweck, den Lessing in seiner „Hamburger Dramaturgie", wie schon in den „Literaturbriefen", beharrlich verfolgte: den verderblichen Einfluß zu zerstören, den das französische Drama mit seiner kalten Regelmäßigkeit und seinem falschen rhetorischen Pathos auf die deutsche Bühne und die deutsche Literatur übte, dieser Zweck war im Allgemeinen erreicht, ja in gewisser Richtung sogar überschritten, so zwar, daß Lessing selbst gegen diese Uebertreibung nach der andern Seite hin protestiren zu müssen glaubte. Noch während Lessing an der „Dramaturgie" schrieb (1768), erschien Gerstenbergk's „Versuch über Shakspeare's Werke und Genie" *), und bald darauf auch dessen „Ugolino". Hier war theoretisch und praktisch eine Regellosigkeit gepredigt, mit welcher sich Lessing ebenso wenig, als mit der steifen Regelmäßigkeit der Franzosen, zu befreunden vermochte.

*) In dessen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur".

Lessing versäumte nicht, Verwahrung dagegen einzulegen, als ob die Bekämpfung dieser letztern zu solchen Consequenzen führen müsse. „Das Vorurtheil", sagte er, „als ob die Franzosen ganz nach den Regeln des Aristoteles gearbeitet hätten, ward zerstört durch die englische Bühne. Wir machten die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sei, als die ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber, geblendet von diesem plötzlichen Strahle, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen bekannt gemacht hatten. Man schloß daraus, daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse, ja daß diese Regeln schuld sein könnten, wenn man ihn nicht erreiche. Mit diesen Regeln fing man an alle Regeln zu vermengen, es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen und von den Dichtern zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs Neue für sich erfinden sollte*)."

Dieser Ausfall gegen die „Genies", wie Lessing die neue Schule spöttisch nannte, bildet nahezu den Schluß der „Hamburger Dramaturgie". Nach kaum zweijährigem Bestehen ging diese wieder ein (zu Anfang des Jahres 1769), nachdem sie es nur auf zwei Bände oder 99 Nummern gebracht hatte. Im gleichen Jahre verschwand auch das „Hamburger Nationaltheater", dem sie und das ihr zur Stütze hatte dienen sollen. Schon im ersten Jahre seines Bestehens war dasselbe, weil das Publicum die höheren künstlerischen und patriotischen Tendenzen, aus denen es hervorgegangen, nicht zu würdigen verstand, genöthigt gewesen, zu dem Niveau gewöhnlicher Bühnen und zu den landläufigen Mitteln oft ziemlich geistloser „Zugstücke" herabzusteigen. „Der süße Traum, ein Nationaltheater zu gründen", schrieb Lessing, „ist schon wieder verschwunden." Und mit dem bittern Gefühl, welches mit Recht Die erfüllt, die einer hohen Idee nachgehangen haben, aber durch die Nüchternheit der Zeitgenossen sich enttäuscht sehen, setzt er hinzu:

„O über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein National-

*) Ebenda, S. 453.

theater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind. Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eignen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen" *).

Lessing's kritisch-dramaturgische Thätigkeit war damit zu Ende. Ja, es hatte das Ansehen, als sollte auch seine Beschäftigung mit dem Theater und mit der Poesie überhaupt zu Ende sein.

Lessing in Wolfenbüttel.

Lessing nahm die Stelle eines herzogl. braunschweigischen Bibliothekars in Wolfenbüttel an; er begrub sich in die Einsamkeit eines kleinen, abgelegenen Ortes und in das staubige Reich der Bücherwelt. Damit schien er Allem abzusagen, was mit der lebendigen Bewegung der Gegenwart in Beziehung stand, und ausschließlich auf jene gelehrten Studien sich zurückzuziehen, denen er bisher immer nur vorübergehend und nebenbei seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. An diesem Entschlusse hatte wohl, neben dem berechtigten Wunsche, es endlich einmal zu einer festen Stellung im Leben zu bringen — er war nun schon in das vierte Jahrzehnt seines Alters getreten — auch der Unmuth einigen Antheil, den er über die wenig hoffnungsreichen Zustände der nationalen Bühne empfand.

Aber auch Lessing erfuhr an sich die Wahrheit des Spruches: naturam furca expellas, tamen usque recurret. Mitten unter gelehrten bibliothekarischen Arbeiten, zwischen der Herausgabe des Berengarius und einer Schrift über die Ewigkeit der Höllenstrafen, lockte es ihn doch wieder zur dramatischen Thätigkeit. Er legte Hand an die Vollendung seiner „Emilia Galotti", zu welcher er schon mehr als vierzehn Jahre früher den Plan entworfen hatte. Zu Anfang des Jahres 1772 war das Stück vollendet **).

„Emilia Galotti."

Auch bei diesem Drama, wie bei der „Minna von Barnhelm", sind es zunächst die Charaktere, welche unser Interesse auf sich lenken. Hier, wie dort, tritt Lessing's Kunst des Individualisirens in vollendetster Weise zu Tage. Jede der beiden Gruppen, der Prinz und Marinelli auf der einen, die Familie der

*) Ebenda, S. 457.

**) Siehe Lessing's Brief an seinen Bruder („Werke", 12. Bd. S. 348).

Galotti sammt Appiani auf der andern Seite, ist charakteristisch gestaltet, so zwar, daß die einzelne Person etwas durchaus Eigenthümliches hat und nicht blos einen abstracten Gattungsbegriff repräsentirt, während doch in jeder zugleich ein allgemeiner Charakterzug der Zeit anschaulich verkörpert sich darstellt. Der Prinz ist der Typus jener leichtsinnigen, egoistischen, genußsüchtigen Fürsten, wie das 18. Jahrhundert sie zu Hunderten in Deutschland sah, welche Alles nur für sich geschaffen und sich selbst zu Allem berechtigt wähnten, welchen der strenge Begriff der Pflicht unbekannt und nur die Vorstellung des eignen souveränen Ich mit allen ihren Consequenzen geläufig war. Aber dieser Grundzug des Charakters, wie meisterhaft ist er individualisirt, mit wie vielen feinen und absonderlichen Zügen ist er ausgestattet! Der Prinz ist kein gemeiner Tyrann, der mit plumper Gewalt sich seiner Opfer bemächtigt; aber er ist ein Schwächling, ein Sclave seiner Leidenschaften und daher auch ein Sclave Derer, welche es verstehen, diesen Leidenschaften zu fröhnen. Er läßt sich dadurch zu Verbrechen verleiten, die eigentlich ein gewisser edlerer Sinn in ihm verabscheut, die er aber geschehen läßt, weil sie der Befriedigung seiner Begierden dienen, und deren Frucht hinterher zu genießen er sich kein Gewissen macht. Er ist kein bloßer Lüstling von der gröbern Sorte; er hat Geschmack für die Kunst und eine freigebige Hand für die Künstler; er liebt auch nicht blos mit den Sinnen; seine Leidenschaft hat einen gewissen geistigen und sogar romantischen Beigeschmack; er schwärmt wie ein schmachtender Liebhaber; er spricht mit Entzücken von dem Ideal seiner Liebe; er fühlt etwas von Schüchternheit, indem er sich ihm naht — und doch ist es schließlich nur die sinnliche Lust, die hinter diesen scheinbar edleren Aufwallungen eines verfeinerten Gefühls lauert. So hat dieser Prinz nicht das Abschreckende eines gewöhnlichen lüsternen Despoten, vielmehr etwas Bestechendes, ja Liebenswürdiges*), gerade wie ihn der Dichter braucht. Ein bloßer

*) Wir freuen uns, diese unsere Auffassung bei L. Tieck wiederzufinden, der in seinen „Kritischen Schriften", (4. Bd. S. 30) von der Rolle des Prinzen sagt: es sei eine solche, „die Alles mit dem Zauber der Liebenswürdigkeit bezahlen und so ihre Bösartigkeit vergessen machen soll". Denn „sonst wird aus diesem Prinzen nur ein roher, begehrlicher Jüngling, der mehr als einmal an das Gemeine streift".

Tyrann und Wüstling würde uns abstoßen; dieser Prinz, obschon er aus Schwäche, aus Weichlichkeit sich zu den heillosesten Schlechtigkeiten fortreißen läßt, gewinnt doch unser Interesse; wir sind geneigt, seiner Selbstanklage zu glauben und eine versöhnliche Stimmung für ihn zu empfinden, wenn er an der Leiche Emiliens ausruft: „Ist es nicht genug, daß Fürsten Menschen sind? Müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verwandeln?"

Ein solcher „Teufel" ist dagegen Marinelli, der Helfershelfer und mehr noch der Verführer des Prinzen. Auf ihn wird der größere Theil des sittlichen Abscheus, den wir gegen die fluchwürdige That und ihre Urheber empfinden, abgewälzt. Bei ihm verschlägt es nichts, daß er nur hassenswerth erscheint, denn er ist ja nicht der Held, und unser Interesse an ihm ist nur das verstandesmäßige der Bewunderung seiner ausgesuchten Schlauheit in Benutzung der Menschen und der Verhältnisse. Aber selbst diesem durch und durch kaltberechnenden Charakter ist ein gewisser Zug menschlicher Empfindung angehaucht; er dient seinem Fürsten nicht blos aus Egoismus, sondern mit jener bei den Hofleuten jener Zeit nicht seltenen Hingebung, die aus der Befriedigung aller Launen und Lüste des gebietenden Herrn eine Art von Pflichterfüllung, von Cultus machte.

Diesen beiden Vertretern eines tiefentarteten Fürsten- und Höflingsthums gegenüber stehen die Repräsentanten tüchtiger Männlichkeit und stolzen Unabhängigkeitssinnes, Odoardo und Appiani, beide ebenfalls mit scharfen, individuellen Zügen gezeichnet, Odoardo als der Mann der „rauhen Tugend", wie ihn seine Gattin nennt, Appiani als der edel und tief empfindende, nur etwas schwermüthige Charakter. Augenscheinlich hat Lessing an diese beiden Persönlichkeiten die hervorstechenden Eigenschaften seines edlen, von ihm so hochverehrten und so innig betrauerten Freundes Ewald von Kleist vertheilt.

Auch die männlichen Nebenpersonen, der Maler Conti, der Rath Rota, die beiden Banditen, sind scharf ausgeprägte, lebensvolle Figuren. Wie trefflich ist in den wenigen Worten des Rathes Rota die strenge Gewissenhaftigkeit des ächten Richters dargestellt — im grellen Contraste zu der Leichtfertigkeit, womit der Prinz, der geborne höchste Vertreter des Rechts in seinem Lande, ein Todesurtheil un-

geprüft unterschreiben will, nur um rascher zu seinen Vergnügungen eilen zu können!

Von den weiblichen Charakteren erscheint Claudia, die Mutter Emiliens, nicht glücklich angelegt. Sie ist eine jener gewöhnlichen Frauen, die durch Schwäche mehr Verschulden über sich und mehr Unglück über ihre Umgebungen bringen, als andere durch noch so starke Leidenschaften. Aus Schwäche der geschmeichelten Muttereitelkeit hatte sie ihre Freude an den Huldigungen, die der Prinz ihrer Tochter darbrachte. Aus Schwäche der Feigheit, der Furcht vor dem allerdings sehr sittenstrengen Gemahl beredet sie Emilien, ihre Begegnung mit dem Prinzen in der Kirche dem Grafen Appiani zu verschweigen, und wird so mitschuldig daran, daß dieser nicht ernstere Vorsichtsmaßregeln gegen eine vom Prinzen drohende Gefahr ergreift. Und als nun das Unglück geschehen, hat sie nichts als ohnmächtige Klagen und Verwünschungen gegen Marinelli, wortreiche Entschuldigungen zur Abwendung des nur zu wohlberechtigten Zornes ihres Gatten. Vielleicht wollte Lessing, dem bekanntlich der Muth der Wahrhaftigkeit über alles ging, absichtlich gerade eine Unwahrheit als das hinstellen, was die traurige Katastrophe veranlaßt. Doch zweifeln wir, ob es wohlgethan war, eine bloße Unterlassungssünde, also etwas Negatives, zum Angelpunkte der tragischen Verwicklung zu machen.

Ganz das Gegentheil dieser mehr passiven Natur ist die Gräfin Orsina. Hier haben wir es, wie bei der Marwood in „Miß Sara Sampson“, mit einer Fülle von gährender und wildausbrechender Leidenschaft zu thun. Und doch ließe sich auch hier der Zweifel anregen, ob dieser Charakter an der rechten Stelle stehe. Die Marwood sehen wir im Mittelpunkte der ganzen Handlung des Stückes; sie ist das treibende, das zerstörende dämonische Princip darin; von ihr direct geht die tragische Katastrophe aus. Die Gräfin Orsina dagegen ist, trotz aller vom Dichter auf sie verwendeten Kunst, doch eine blos episodische Figur; sie tritt erst in einem Stadium des Drama auf, wo es überhaupt bedenklich ist, noch neue Charaktere, vollends so bedeutende, einzuführen, und ihr Einfluß auf den Gang der Handlung bleibt immerhin, bei all ihrer leidenschaftlichen Betheiligung daran, ein mehr äußerlich, als innerlich eingreifender. Der Prinz, einen Augenblick lang durch ihr Erscheinen verwirrt,

läßt sich doch in seinen Plänen nicht aufhalten. Odoardo wird allerdings in seinem Entschlusse, auch das Aeußerste zu wagen, um nicht seine Tochter in der Gewalt des Prinzen zu lassen, durch Orsina's Erzählung von der Annäherung des Prinzen an Emilien in der Kirche bestärkt; allein, was sie eigentlich beabsichtigt, was ihr glühendes Rachegefühl ersehnt, die Ermordung des Prinzen durch Odoardo, das eben geschieht nicht, und so bleibt ihr ganzes Eingreifen ein vorwiegend episodisches.

Was den Charakter der Heldin selbst, Emiliens, betrifft, so giebt sich derselbe von Haus aus höchst anmuthig und liebenswürdig, mädchenhaft naiv und durchsichtig; allein im Fortgange der Handlung wird er einigermaßen schwankend und unklar. Daß Emilia der Feigheit und Unwahrhaftigkeit ihrer Mutter sich theilhaftig macht, indem sie dem Zureden dieser und nicht ihrem ersten, bessern Gefühle folgt, das ihr gebot, den Vorgang zwischen ihr und dem Prinzen ihrem Bräutigam offen mitzutheilen, mögen wir ihr allenfalls hingehen lassen, weil sie darin der mütterlichen Autorität nachgeben zu müssen glaubt. Schwerer schon wird es uns, die Emilia des ersten Actes, diese zwar leicht verstörte, aber doch von dem richtigen Instincte einer reinen und starken Mädchenseele geleitete Emilia, in der Scene wieder zu erkennen, wo der Prinz ihr auf seinem Schlosse die Betheuerungen seiner Liebe wiederholt und wo sie sich, wenn auch nicht ohne „Sträuben", vom Prinzen in seine Gemächer „fortführen" läßt. Wenn aber gar in der Schlußscene Emilia ihren Vater in dem Entschlusse, sie zu tödten, dadurch zu bestärken sucht, daß sie ihm vorstellt: „auch meine Sinne sind Sinne", wenn sie also sich selbst zuzutrauen scheint, die Verführungskünste des Prinzen möchten auf sie nicht wirkungslos bleiben — und das in demselben Momente, wo sie weiß, daß der Prinz ihren Bräutigam hat morden lassen — dann wissen wir nicht, ob jene so mädchenhafte, so unschuldsvolle, so gar nicht überspannte Emilia des ersten Actes eine bloße Maske gewesen, oder wohin dieselbe plötzlich gekommen ist.

Offenbar ist hier der Dichter sich selbst untreu geworden, indem er den Charakter seiner Heldin willkürlich so umwandelte, wie er es für die Entwickelung der Handlung nöthig fand, statt diese Entwickelung vielmehr (wie er dies theoretisch so oft gepredigt) aus der natürlichen und nothwendigen Bewegung der Charaktere hervorgehen

zu lassen. Emilia spricht in der Scene mit ihrem Vater so, wie sie sprechen muß, um diesen dahin zu bringen, daß er ihr den Tod giebt, nicht aber so, wie man nach ihrem Auftreten im Anfange des Stückes sie sprechen zu hören erwarten durfte*).

Dieser Mangel in der Führung des Hauptcharakters ist die Folge eines Mangels in der Composition des Stückes. Es rächte

---

*) Schon die Zeitgenossen Lessing's nahmen hieran Anstoß. Claudius sagte: er begreife nicht, wie Emilia so zu sagen an der Leiche des Appiani an ihre Verführung durch einen andern Mann habe denken können. Goethe äußerte gegen Eckermann: wenn Emilia den Prinz nicht liebe, so sei sie ein „Luderchen". Noch andere zeitgenössische Urtheile ähnlicher Art hat Hettner („Gesch. der deutschen Literatur", 3. Thl., 2. Buch, S. 536 ff.) gesammelt. Börne in seinen „Dramaturgischen Schriften" versucht, dem Charakter der Emilia die im Stück ihm mangelnde Einheit zu verschaffen, indem er der Darstellerin der Emilia folgenden Wink giebt, wie sie dieselbe aufzufassen habe: „Ihre heitere Vergangenheit liegt hinter ihr; sie erscheint wie ein geschmücktes Schlachtopfer. Keine Kraftäußerungen, keine Heldin; ihr Spiel sei leise und düster; das augenblickliche Aufflackern, da sie mit Appiani vom Hochzeitkleide spricht, mache das Nachtstück nur schauerlicher". Das ist sehr fein gedacht als Vorbereitung auf das Spätere, aber wo liegt der Anhalt dazu in den Worten und Handlungen Emilia's? Von den neueren Literarhistorikern hat am entschiedensten Löbell (a. a. O. S. 260) die Ansicht von einer Neigung Emilia's zu dem Prinzen, wenn auch einer ihr selbst kaum recht bewußten, zu vertheidigen gesucht, freilich mehr nach ihrer Nothwendigkeit zur Erklärung der Schlußscene, als nach ihrer Begreiflichkeit aus dem Vorausgegangenen oder aus dem Charakter der Emilia. „Eine urplötzliche, aber tiefe Neigung für den Prinzen", sagt Löbell, „die sie mit aller Kraft abwehrt, aber doch nicht bemeistern kann, hat sie ergriffen, sie, die Braut eines Andern, mit dem sie vor den Altar zu treten im Begriff ist. Dieser Kampf erzeugt in ihr die bedeutungsvolle Ahnung eines unglückseligen Verhängnisses, dem zum Opfer zu fallen sie bestimmt ist, und dies ist die das Stück zum tragischen Ausgang treibende innerliche Kraft." Ganz logisch, wenn es so wäre; aber ist es auch so? Wo sind die Worte Emilia's, aus denen dieses Alles sich herauslesen ließe? Und wenn es sich ließe, so träfe dann erst recht den Dichter der Vorwurf, die Heldin mit dem Scheine der Unschuld zu einer vollendeten Heuchlerin gemacht zu haben. Aber im Gegentheil bezeugen die Aeußerungen, die Emilia noch ganz kurz vor jenen räthselhaften Worten thut, in denen sie sich selbst einer möglichen Schwäche für den Prinzen zu beargwöhnen scheint, ihren ganzen Abscheu vor diesem und seinem ihr bekannt gewordenen ruchlosen Verbrechen. Man dient dem Dichter schlecht, wenn man, um ihm die eine Inconsequenz abzunehmen, ihm eine viel schlimmere aufbürdet, eine solche, die den Hauptcharakter des Stücks zu einer dramatischen Fehlgeburt machen würde.

sich hier an dem Dichter Lessing die Einseitigkeit der Theorie, in welcher der Dramaturg Lessing befangen geblieben war, der Theorie, wonach der Zweck der Tragödie nur der sein sollte, Mitleid und Furcht zu erregen. Eine bemitleidenswerthe That, eine That, die unser Herz mit Schauder erfüllt, ist gewiß die Ermordung einer Tochter durch ihren Vater. Allein die zwingende Nothwendigkeit dieser That sehen wir nicht ein und empfinden sie darum auch nicht als eine tragische Katastrophe, die sich nach den unentfliehbaren Gesetzen einer geschichtlichen und sittlichen Weltordnung vollzieht, sondern als eine That entweder krankhafter Ueberspanntheit, oder eines Mangels an Muth, da wir erwarten durften, Odoardo werde eher den Fürsten, als sein eigenes unschuldiges Kind ermorden. In der Geschichte jener römischen Virginia, welcher die „Emilia Galotti" nachgebildet ist, war die Ermordung der Tochter durch den Vater das einzig mögliche Mittel, dieselbe dem Tyrannen zu entziehen, zugleich ein nothwendiger und wirksamer Appell an den unterdrückten Freiheitstrieb der Römer, um diese aus ihrem Schlummer aufzurütteln und zur Abschüttelung des Joches der Decemvirn zu entflammen. Die tragische Sühne vollzog sich dort in dem Sturze des Appius Claudius, den dieser durch sein tyrannisches Attentat auf die Ehre einer freien Römerin sich selbst bereitet hatte. Eine solche Sühne fehlt aber hier, und sie wird nicht dadurch ersetzt, daß der alte Odoardo über der Leiche Emilia's den Prinzen vor einen höchsten Richter citirt. In der antiken Welt, wo das Göttliche als unmittelbar eingreifend in das Menschliche vorgestellt wurde, mochte ein Dichter wirksam den Frevler an eine solche höhere Macht, die Nemesis oder die Erinnyen, überantworten; wir, die Träger einer andern Lebensanschauung, wollen die sittliche Weltordnung selbstthätig nach eignen Gesetzen wirkend erblicken; uns genügt nicht der Glaube, daß der Schuldige innerlich bereue, auch nicht die Erwartung, daß er in einem andern Leben Das, was er hier verbrach, büßen werde; wir verlangen, daß äußerlich sichtbar, schon in der Gegenwart, die Macht der schuldvollen That gebrochen, das durch sie verletzte Gesetz an dem Frevler gerächt werde. Und das ist's, was in der „Emilia Galotti" fehlt. Denn die tugendhafte Gefühlsregung, welche der Prinz an der Leiche der durch ihn geopferten Emilia äußert, wird, das sagt sich Jeder, nur zu bald wieder vergessen, die Mißempfin-

dung über die ihm entzogene Beute seiner Lust, die er schon sicher zu haben wähnte, wird bald wieder untergegangen sein in einem neuen Taumel von Genüssen, und wenn der Prinz jetzt seinen Helfershelfer Marinelli opfert, indem er nach ächter Tyrannenart die eigne Schuld einem Andern aufbürdet, so wird er bald entweder den gleichen oder einen ähnlichen frivolen Höfling wieder in seinen Dienst nehmen, mit dessen Hülfe das alte Treiben von Neuem beginnt.

Es bezeugt das außerordentliche Talent Lessing's für den technischen Aufbau eines Drama, daß trotz dieser gewichtigen Mängel in dem Grundriß des Ganzen dennoch Gang und Gliederung der Handlung mit einer so großen Lebendigkeit und Folgerichtigkeit sich entwickeln, Alles so gewaltig vorwärts drängt, und die Spannung des Zuschauers bis zum Ende niemals ermattet. Besonders die Exposition ist meisterhaft: der Charakter des Prinzen, seine wachsende Leidenschaft, die Rücksichtslosigkeit, womit er Alles dieser opfert, ist mit scharfen Zügen und doch mit einer wahrhaft epigrammatischen Kürze geschildert.

Freilich, wenn man sich von der Art dieser Spannung klare Rechenschaft giebt, so ist es weniger die der eigentlichen Tragödie, wo wir mit klopfendem Herzen lauschen, ob der Held sich in das Netz, welches seine Leidenschaften um ihn ziehen, unrettbar verstricken, oder durch eine stärkere Kraft daraus befreien werde, als vielmehr die Neugierde, mit welchen Mitteln der Prinz und Marinelli ihren Zweck durchführen und ob sie damit ans Ziel kommen werden oder nicht, daneben ein Gefühl des Bangens für die andre Gruppe, welche vom Anbeginn an mehr leidend als handelnd jenen beiden gegenübersteht. Dieser äußere Verlauf der Handlung ist es, nicht die innere Entwickelung der Charaktere und ihr Antheil an der Handlung, was unser Interesse auf sich zieht und uns in Spannung erhält. Mit andern Worten: das intriguenhafte Moment hat die Oberhand vor dem eigentlich tragischen*).

Die technischen Vorzüge des Stücks, der äußerst lebendige und doch knappe, fast epigrammatisch zugespitzte Dialog, so wie die scharfe und klare Ausprägung der meisten, besonders der männlichen Cha-

*) Hettner a. a. O. S. 534 nennt die „Emilia Galotti" geradezu eine bloße „Intriguentragödie", und er hat darin nicht Unrecht.

raktere, alles Dieses macht es begreiflich, daß „Emilia Galotti", trotz jener von der Kritik alsbald gerügten, auch von Lessing selbst, wie es scheint, zugestandenen Mängel, in der scenischen Aufführung sich bis auf den heutigen Tag als ein äußerst wirksames und eindrucksvolles Stück erwiesen hat. Der große Künstler Eckhof, der den Odoardo gab, äußerte zu Nicolai, als dieser ihm seine Bewunderung über die Darstellung dieses Charakters aussprach: „Wenn der Autor so tief ins Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler wohl nachtauchen, bis er ihn findet". Und Ramler schrieb: „Die Schauspieler haben alle mögliche Gelegenheit, ihren Verstand und ihre Talente zu zeigen, nicht darin, daß sie den Dichter verschönern, sondern darin, daß sie den Geist des Dichters erreichen können". Aber auch ein lebhaftes stoffliches Interesse nahm das Publicum an der „Emilia Galotti". Es ergötzte sich an dem Strafgericht, welches darin über die Höfe gehalten ward, und fand seine Lust daran, die Scene, die der Dichter wohlweislich nach Italien verlegt hatte, von dort an einen oder den andern deutschen Hof zurückzuverlegen*).

Nach der Vollendung der „Emilia Galotti" vergingen wieder sechs Jahre, ohne daß Lessing zur Poesie zurückkehren zu wollen schien. In diese Zeit fielen außer einer Reise nach Italien, die er 1775 als Begleiter des Erbprinzen von Braunschweig machte, zwei flüchtige Besuche des Dichters in Wien und in Mannheim, von wo Berufungen an ihn zu bleibendem Aufenthalt daselbst ergangen waren, beide ohne das erwartete Resultat. Im Uebrigen schien Lessing gründlich in Anspruch genommen und ausgefüllt durch die Herausgabe der „Wolfenbüttler Fragmente" und die daran sich knüpfende theologisch-philosophische Polemik. Es war daher für seine Freunde eine große Ueberraschung, als er seinem Bruder schrieb:

---

*) Am nächsten lag es und geschah daher wohl auch am häufigsten, daß man an den Hof zu Braunschweig dachte und unter der Orsina die Marquise Branconi versteckt glaubte, des Herzogs schöne italienische Geliebte. In Gotha wurde die Aufführung, weil man dergleichen Anspielungen vermuthete, verboten. Auch die Kritik hob diesen Gedanken einer politischen Tendenz des Stückes theilweise hervor. Ramler wollte an die Spitze des Stücks schreiben: Et nunc, reges, intelligite! Erudimini, qui judicatis terram! Und Herder erinnerte an das: Discite justitiam moniti et non temnere divos!

„Ich will versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, dem Theater, wenigstens noch ungestört wird predigen lassen", und dabei zugleich die Hoffnung aussprach: „den Theologen einen ärgern Possen damit zu spielen, als mit zehn Fragmenten". Es war „Nathan der Weise", dessen Erscheinen er so ankündigte. „Es kann wohl sein", schrieb er weiter an seinen Bruder, „daß ‚Nathan' im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, was wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich nur mit Interesse liest und unter tausend Lesern nur einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt." Und in dem Entwurf einer Vorrede zu dem Stücke sagte er: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!" In dem Titel selbst bezeichnete er den „Nathan" nicht als wirkliches Drama, sondern nur als „dramatisches Gedicht".

„Nathan der Weise."

Wir dürfen daher an „Nathan den Weisen" den Maßstab der strengern Anforderungen, die wir an ein wirkliches Drama machen, nicht anlegen. Die Handlung, einem orientalischen Mährchen nachgebildet, hat selbst etwas Mährchenhaftes, insofern man dem Dichter gar bald anmerkt, wie es ihm gar nicht darum zu thun ist, die Sache zu einer tragischen Katastrophe zu treiben, noch aber auch, sie einer glatten Lösung im Sinne des Lustspiels entgegenzuführen. Es kommt nirgends zu einer rechten Verwickelung, daher aber auch zu keiner rechten Entwickelung. Allerhand Knoten werden geschürzt, aber nicht einer wird fest zugezogen. Anläufe zu leidenschaftlichen Erregungen fehlen nicht, wohl aber wirkliche Ausbrüche solcher — denn auch die Neigung des Templers zu Recha ist keine wirkliche Leidenschaft; wie käme er sonst dazu, sich hinter den Patriarchen stecken zu wollen, statt selbst um die Liebe des Mädchens zu werben und darauf gestützt mit Nathan um deren Besitz zu streiten, und wie ertrüge er so leicht die Verwandlung der Geliebten in eine Schwester? Es sind mehr Mißverständnisse, als wirklich gespannte Gegensätze, an welchen die Handlung fortgeleitet wird, und auch diese Mißverständnisse bleiben schließlich eigentlich unaufgelöst. Weder giebt Nathan seine Rechte auf Recha wirklich auf, noch erkennt der Templer dieselben an; wir wissen nicht einmal recht, ob Recha

künftig als Jüdin, ob sie als Christin oder gar als Muhamedanerin gehalten werden wird. Auch kam es dem Dichter auf alles dieses sehr wenig an, sondern darauf kam es ihm an (wie er selbst offen bekennt), daß der sittlich-philosophische und humanitäre Zweck erreicht werde: das Vorurtheil von der alleinseligmachenden Kraft irgend einer Religion und die auf diesem Vorurtheil fußende Unduldsamkeit gegen Andersgläubige gründlich zu zerstören.

Auch die Charaktere sind eben deshalb im „Nathan“ anders angelegt, als in einem gewöhnlichen Drama. Die Personen im „Nathan“ werden nicht durch ihre Charakterbeschaffenheit angetrieben, etwas zu thun, wodurch sie in die Handlung fördernd oder hemmend eingreifen, sondern sie handeln, sie thun oder sagen etwas, um ihre Charakterbeschaffenheit zu manifestiren, um die Ideen zur Anschauung und Geltung zu bringen, zu deren Trägern sie bestimmt sind. Wäre der „Nathan“ ein Drama der Leidenschaften (wie dies jedes Drama im höhern Style eigentlich sein muß), so hätte der Patriarch nicht gewartet, bis der Templer ihm die Räthselfrage wegen Nathan's und Recha's vorlegte, sondern er hätte mit dem Spüreifer des Fanatismus längst den Juden, der ein Christenkind jüdisch erzogen, wirklich ausgefunden und seinen der Inquisition würdigen Ausspruch: „Hilft Nichts, der Jude wird verbrannt“, zur Vollziehung zu bringen versucht. Und dabei wäre er dann wahrscheinlich einerseits auf des Sultans hochherzige Duldsamkeit, andrerseits auf des Templers Leidenschaft für Recha und Recha's Liebe zu Nathan gestoßen und hätte an allen diesen Factoren Hemmnisse erfahren, aus denen dramatische Collisionen der mannigfachsten Art erwachsen wären. So aber genügt es dem Dichter für seinen Zweck, wenn der Patriarch seinen Zelotismus, der Sultan seine freiere und mildere Anschauung, Nathan seine rein menschlichen Ansichten vom Wesen der Religion, kurz jede der Personen des Drama ihre Stellung zu dem Grundgedanken des Stücks in irgend einer significanten Weise kundgiebt, — jenem Grundgedanken, der nirgends kürzer und prägnanter ausgesprochen ist, als in den Worten Nathan's:

„Sind Christ und Jude eher Christ und Jude,
Als Mensch?“,

nirgends ergreifender und überzeugender, als in der berühmten Erzählung von den drei Ringen.

Um so meisterhafter sind die Charaktere des Stücks nach ihrem Verhältniß zu eben diesem Grundgedanken abgestuft: auf der einen Seite von der blos äußerlichen Gewöhnung des Glaubens und Gehorchens im Klosterbruder, die in ihrer Naivetät (mit dem stereotypen: „Sagt der Patriarch") sich selbst ironisirt, und von der gläubigen Befangenheit Daja's und des Templers bis zu der blutdürstigen Verfolgungswuth des Patriarchen — auf der andern von der so zu sagen instinctiven Duldsamkeit des Derwisch, des Sultans, seiner Schwester Recha, bis zu der völlig abgeklärten, nicht blos in der Gesinnung, sondern auch in Thaten ausgeprägten, wahrhaft hoheitvollen Vorurtheilslosigkeit und Humanität Nathan's. Ein schlechter Dichter hätte aus Nathan einen empfindsamen Moral- und Toleranzprediger gemacht; Lessing läßt ihn nur in den einfachsten, aber aus dem Leben gegriffenen und deshalb um so wirksameren Beispielen sprechen, wie in der herrlichen Unterweisung Recha's, wie viel bequemer es sei, phantastisch zu schwärmen, als thatkräftig zu helfen, in dem unvergleichlichen Bilde von dem ächten Ringe, der — wie der ächte Glaube — „die Wunderkraft besitzt, beliebt zu machen, bei Gott und den Menschen angenehm", endlich in der tieferschütternden Erzählung aus seinem eignen Leben, wie er, nachdem die Christen ihm sein Weib und sieben Söhne getödtet, das ihm zur Pflege übergebene Christenkind auf sein Lager trägt, es küßt und schluchzend ausruft: „Gott, auf sieben doch nun schon eines wieder!" Also auch hier überall höchste Einfachheit und Naturwahrheit in den Mitteln und ein bedeutender, durch sich selbst packender Stoff — das große Geheimniß aller ächten Poesie! So ist und bleibt Lessing's „Nathan" das unvergängliche, herrliche poetische Evangelium von der Humanität!

Zwar dauerte es bis zum Jahre 1783, bevor der „Nathan" auf die Breter gelangte (in Berlin), und auch dann machte er wenig Glück, so daß es fast schien, als sollte Lessing's Voraussagung in Erfüllung gehen. Aber zwanzig Jahre später ward er durch die eifrigen Bemühungen eines wahlverwandten Genius, Schiller's, wieder auf die Bühne gebracht (in Weimar), und seitdem hat er auf dem deutschen Theater bleibendes Bürgerrecht gewonnen; die größten Darsteller haben den Nathan unter ihre höchsten und zugleich dankbarsten Aufgaben gezählt, und ein stets wachsender Kreis gewählter

Zuschauer sucht und findet immer von Neuem in dieser „dramatischen Dichtung", wenn auch nicht die starken Erregungen einer Tragödie der Leidenschaften, so doch die stille und beinahe andächtige Erhebung einer weihevollen Verklärung durch große Gedanken und edle, ächt menschliche Empfindungen.

Im „Nathan" feierten die beiden Naturen Lessing's, die poetische und die philosophische, gleichsam ihre Vermählung. Der „Nathan" bezeichnet, neben seiner Bedeutung als poetische Schöpfung, zugleich die höchste Blüthe und das praktisch-sittliche Endresultat der philosophisch-religiösen Speculationen Lessing's. Auf diese selbst werden wir, im Zusammenhange mit der gesammten theologischen und philosophischen Bewegung jener Zeit, von welcher sie ein so hervorragendes Moment bilden, an einer andern Stelle zurückkommen. Hier haben wir es nur mit dem Dichter Lessing und seinen Einwirkungen auf die Entwicklung der schönen Literatur in Deutschland zu thun*).

„Nathan der Weise" war der Schwanengesang Lessing's. Seitdem hat er nichts mehr gedichtet. Wenige Jahre darauf, am 15. Febr. 1781, ereilte den erst Zweiundfunfzigjährigen der Tod. Er

*) Die Streitfrage: ob Lessing überhaupt ein Dichter gewesen, können wir wohl auf sich beruhen lassen. Zwar sagte er selbst in übergroßer Bescheidenheit, vielleicht auch in einer Anwandlung von Hypochondrie, einmal in seiner „Dramaturgie": „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk, durch Röhren aus mir herauspressen". Tieck in seinen „Kritischen Schriften" (2. Bd. S. 204) hat daraufhin kurzen Proceß gemacht, indem er sagt: „Lessing, so deutsch sein Wesen und Streben war, war kein Dichter, worüber man sich doch endlich, ohne dem großen Manne im Mindesten dadurch zu nahe zu treten, wohl vereinigen könnte". Wir denken denn doch, ein Schriftsteller, dessen Dramen, eine „Minna", eine „Emilia Galotti", ein „Nathan", trotz einzelner Mängel, noch jetzt, nach zum Theil mehr als hundert Jahren, auf unsrer Bühne fortleben und immer von Neuem das Entzücken der Zuschauer, die Lieblingsaufgabe, selbst in ihren Nebenrollen, der größten Darsteller bilden (während von den Dramen Tieck's und seiner Genossen von der romantischen Schule kaum noch Jemand etwas weiß): ein solcher ist ein Dichter und wird es in der Schätzung der Nation immerdar bleiben.

starb mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß der Weg, auf den er die deutsche Literatur durch seine Kritik so deutlich hingewiesen, den er selbst mit seinen dichterischen Schöpfungen so erfolgreich beschritten, schon bei seinen Lebzeiten wieder verlassen, daß der Geschmack der Nation von Neuem in Bahnen abgelenkt sei, von denen sie für immer zurückgebracht zu haben, ihm als der beste Lohn seiner so mühevollen und so unermüdeten Bestrebungen auf diesem Gebiete vorgeschwebt hatte.

Lessing und die neuere Schule der jungen „Genies".

Fast unmittelbar vor Lessing's Tode, im J. 1780, erschien jene vielberufene Schrift Friedrich's II. „über die deutsche Literatur". Der große König hatte darin viele, zum Theil gewichtige, zum Theil freilich auch unbegründete Ausstellungen gegen die deutsche Literatur erhoben, aber doch mit dem wohlwollenden und hoffnungsreichen Ausrufe geschlossen: „Die schöne Zeit unserer Literatur ist noch nicht da, aber sie ist im Anbrechen; wie Moses, sehe ich das gelobte Land von fern, aber ich werde es nicht mehr betreten". Lessing schied von der deutschen Literatur, der er seine besten Kräfte gewidmet, mit einem viel weniger trostreichen Gedanken. Er selbst zwar hatte den sichern Hafen erreicht und den Fuß auf festen Boden gesetzt, aber er sah seine Nachfolger, unfähig, das von ihm entdeckte und in Besitz genommene Land zu behaupten, abermals ins weite Meer hinaus stoßen und allen Gefahren einer neuen Irrfahrt sich überliefern.

Lessing hatte niemals das gehabt, was man „eine Schule" nennt. Er selbst war seiner Natur nach der Bildung geschlossener literarischer Cliquen und Coterien gründlich abhold. Als Jüngling hatte er sich von dem Kreise der sog. „Bremer Beiträge", von Gellert und seinen Genossen, mit denen er in Leipzig zusammentraf, ferngehalten, während Klopstock sich von denselben bereitwillig auf den Schild heben ließ und sie dafür seinerseits verherrlichte. Lessing's Freunde, Nicolai, Mendelssohn u. A., blickten zwar zu ihm als zu einer höheren Autorität empor; gleichwohl mochte er mit ihnen lieber auf dem Fuße geistiger Gleichheit und Gegenseitigkeit verkehren, indem er das, was jeder von ihnen Selbstständiges und Eigenthümliches hatte, achtete und zur Geltung brachte, als daß er sich darin gefallen hätte, sie zu bloßen Nachtretern und Schatten seiner selbst herabzudrücken. Lessing war für seine Person im höchsten Grade

eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit, aber er ehrte solche auch ebenso in jedem Andern. Wie er sich niemals anmaßte, die volle Wahrheit im Besitze zu haben, vielmehr seinen ganzen Ehrgeiz und sein ganzes Glück nur darin fand, derselben unablässig nachzujagen, so hätte er es nicht über sich vermocht, den kritischen Dictator zu spielen, wie Gottsched, oder den poetischen Messias, wie Klopstock. Seinem hohen Geiste entsprach es besser, allein zu stehen und das bescheidene, aber ächte Verdienst eines immerfort weiter Strebenden für sich in Anspruch zu nehmen, als mit einer Schaar fanatischer Nachbeter sich zu umgeben und von diesen als ein Muster der Vollkommenheit und als unfehlbare Autorität proclamirt zu werden.

Lessing's Genius war überdies so geartet, daß nicht leicht ein Anderer sich ihm anzubilden vermochte. Was einem Schriftsteller Nachahmer schafft, das ist fast immer irgend etwas Gemachtes und Erkünsteltes, eine gewisse Manier. Gerade davon aber hatte Lessing wenig oder nichts. Bei ihm kam Alles so sehr aus dem Ganzen und Vollen, aus seinem innersten, eigensten Wesen, daß, wer ihm auch nur hätte nahe kommen wollen, eben ein zweiter Lessing hätte sein müssen. Zwar fehlte es nicht an solchen, welche die von ihm vorgebildeten neuen Formen der Dichtung äußerlich nachzubilden versuchten. Seine „Miß Sara Sampson“ regte zu manchem Versuch im „bürgerlichen Trauerspiel“ an. Seine „Minna von Barnhelm“ rief eine Fluth von „Soldatenstücken“ ins Leben*). Auch einzelne Züge aus seinen Dichtungen suchte man ihm abzulauschen und zu copiren. Er selbst belächelt es, wie in Lenzens „Arria“ die Scene mit Conti dem Maler aus seiner „Emilia Galotti“ sich widerspiegelt. Aber es ist uns kein Stück bekannt, in welchem man auch nur entfernt eine „Lessingsche Schule“ in ähnlicher Weise wiederfände, wie sich in den teutonischen Klängen der „Barden“ das Klopstocksche oder in Thümmel's und Heinse's Werken das Wielandsche Vorbild verräth, und ebenso wenig wüßten wir einen Kritiker, der sich in Lessing's Styl und Kampfesart auch nur annähernd so hineingelebt hätte, wie die Schüler Gottsched's in die ihres Herrn und Meisters.

---

*) Z. B.: „Die abgedankten Officiere“, von Stephani dem Jüngern, „eine plumpe Nachahmung der ‚Minna‘“, wie sich Karl Lessing ausdrückt („Lessing's Werke von Lachmann“, 13. Bd., S. 302).

Wenn daher Lessing einen nachhaltig fortwirkenden Einfluß auf seine Zeitgenossen und Nachkommen üben sollte, so konnte dieser nicht in der Ueberlieferung einer bestimmten, fertigen Schablone, in der Gründung einer literarischen Schule bestehen, sondern nur darin, daß Andere nach ihm den Weg, den er durch seine Geistesthaten ihnen eröffnet und vorgezeichnet hatte, eben so selbstständig wie er zu wandeln, daß sie eben so eigengeartete Werke wie er zu schaffen unternahmen, vielleicht, durch sein Beispiel belehrt, noch abgeklärtere und vollkommenere.

Der Weg aber, den Lessing seinen Nachfolgern erschlossen und gleichsam für sie erobert hatte, war kein anderer, als der, welcher aus der Beengtheit des blos individuellen Phantasie- und Empfindungslebens hinausführte in die äußere Welt großer Ereignisse und Erlebnisse; das Erbtheil, das er ihnen hinterließ, war das unbefangene und sorgfältige Studium der Situationen und der Figuren, die sich auf dieser größeren Bühne des Lebens bewegen, mit einem Worte, eine Poesie der Handlungen und der Charaktere aus dem wirklichen Leben an Stelle einer bloßen Poesie subjectiver Gefühle, eine Poesie männlicher Reife an Stelle einer entweder blos jünglinghaften, wie die der Klopstockschen Schwärmer, oder einer weibischen, wie die der Wielandschen Genußmenschen.

Aber hier ließ den Dichter der „Minna von Barnhelm" und den Verfasser des „Laokoon" seine Zeit und seine Nation im Stiche. Statt ihm auf diesem Wege entschlossen zu folgen, warf der deutsche Geist sich wiederum in die ganz entgegengesetzte Richtung. Statt in die Interessen der umgebenden Wirklichkeit, in die Realität des Lebens sich beharrlich hineinzuarbeiten, wie Lessing es versucht und annähernd erreicht hatte, begann er von Neuem entweder in das Reich individueller Empfindungen zurückzufliehen, oder um weit entlegene Ideale zu schweifen. Auf Lessing's männlich starke und klare Poesie folgte abermals eine jünglinghaft gährende oder auch weibisch empfindelnde, auf seinen zwar freien, doch streng geschulten Styl eine Form- und Gestaltlosigkeit zum Theil der bedenklichsten Art. Ein neues Geschlecht trat auf die Bühne, welches sich vermaß, mit einem einzigen kühnen Griffe den Dichterlorbeer zu erfassen, nach dem ein Lessing sein ganzes Leben lang mit unermüdet eifrigem Bemühen gerungen hatte, durch eine einzige rasche Eingebung dessen,

was man „Genie“ nannte, das zu erreichen, was nach Lessing's Ansichten nur das Werk sorgfältigen Studiums des Lebens und einer gereiften Erfahrung sein konnte.

Schon in seiner „Hamburger Dramaturgie“ hatte Lessing, wie wir sahen, für nöthig befunden, davor zu warnen, daß man nicht, nachdem die Tyrannei des französischen Classicismus mit seiner falschen Regelrechtigkeit glücklich überwunden sei, nun ins andere Extrem verfalle und völlige Regellosigkeit für das Anzeichen eines wahren „Genie“ halte. Aber diese Warnung wurde nicht gehört.

Seitdem verhielt er sich schweigend und nur in der Stille grollend gegen das neue Treiben. Bisweilen wohl packte ihn der Grimm darüber und die Begier, noch einmal mit seiner kritischen Autorität darein zu fahren und der übermüthigen Jugend ein Quos ego zuzurufen*). Allein er begnügte sich, in Briefen an seine Vertrauten sein Herz auszuschütten. „Wenn ich nicht überhaupt Ekel am Theater hätte“, schrieb er seinem Bruder Karl am 11. Novbr. 1774, „so liefe ich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wirklich fängt es an, in ein solches auszuarten) ärgerlich zu werden und mit Goethe, trotz seines Genie, worauf er pocht, anzubinden“ **). Als Wieland ihn zu Beiträgen für seinen „Deutschen Mercur“ aufforderte, antwortete er mit unverholener Bitterkeit: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genie? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf Einem Wege möchte finden lassen“ ***).

Goethe's „Prometheus“ zwar hatte seinen Beifall. Dagegen war ihm der „Götz“ zu regellos. Als dieser 1774 in Berlin aufgeführt worden war und Erfolg gehabt hatte, schrieb Lessing an seinen Bruder: „er fürchte, daß dies weder dem Verfasser noch den Berlinern zur Ehre gereiche, und daß der Hauptantheil an diesem Erfolge dem Darsteller des Götz (Meil) gebühre“. Werther's Selbstmord aus Liebesschwärmerei widerte ihn an. Kein griechischer oder

*) „Lessing ist über Goethe's und seiner Compagnie Haupt- und Staatsactionen sehr aufgebracht; er schwur, das deutsche Drama zu rächen“, — schreibt Weiße an Uz 1775. Besonders verdrieße ihn Lenzens Gewäsch übers Theater.

**) „Lessing's Werke von Lachmann“, 12. Bd. S. 421. Ebenda spricht er von einem „neuen Verderben“, vor dem es gelte das deutsche Theater zu retten.

***) Ebenda, S. 426.

römischer Jüngling würde sich aus solchem Grunde das Leben genommen haben; ja kaum einem griechischen Mädchen wäre zu des Sokrates Zeiten so Etwas verziehen worden*). Und dann spottet er über den Dichter, der „ein körperliches Bedürfniß (den sinnlichen Trieb) so schön zu einer geistigen Vollkommenheit herausgeputzt habe". Er wünschte daher ein Schlußkapitel zum Werther, „je cynischer, desto besser".

Doch hielt er es für verlorene Mühe, wider die neue Richtung anzukämpfen. Als sein Bruder Karl über Lenzens „Arria" eine scharfe Kritik veröffentlichen wollte, schrieb er ihm am 16. Juni 1776: „Deine Kritik ist recht gut, aber, wenn ich Dir rathen soll, gieb Dich nicht mehr mit diesen Leuten ab! Sie wollen nun einmal nicht anders". „Die jungen Genies", klagte er, „verscherzen muthwillig alle Erfahrungen der vergangenen Zeit und scheinen es darauf anlegen zu wollen, daß Jeder die Kunst aufs Neue für sich erfinden solle**)."

Damit hatte er in der That das Wesen der neuen Richtung treffend bezeichnet. Der Uebergang von Lessing zu der sogenannten „Sturm- und Drangperiode" ist eine Rückkehr von einer Poesie der Realität zu einer Poesie des Individualismus, des vorwiegenden innerlichen Empfindungslebens.

---

*) „Werke" 12. Bd. S. 420. Man erinnert sich hier unwillkürlich der Worte Mendelssohn's im „Phädon" (1. Gespräch), wo mit Bezug auf den Selbstmord gesagt wird: „Wir Menschen sind hinieden ausgestellt wie die Schildwachen und dürfen also unsre Posten nicht verlassen, bis wir abgelöst werden", — ein Ausspruch, der ebenso, wie jenes Lessingsche Urtheil, scharf den grellen Contrast kennzeichnet, der zwischen der auf dem Boden des straffen Fridericianischen Staates stehenden Lebensanschauung Lessing's und der andern Berliner und derjenigen der jüngern Dichterschule bestand, die sich wieder unter die unbeschränkte Herrschaft des rein subjectiven Empfindens begab.

**) Ebenda, S. 455.

Vierter Abschnitt.

Die deutsche Poesie abermals unter dem Einflusse einer einseitigen Herrschaft des innern Empfindungslebens. Die „Sturm- und Drangperiode“. Goethe's und Schiller's Jugenddichtungen.

Veranlassende äußere Ursachen dieser Wandlung. Wiederermatten der von Friedr. II. ausgegangenen Impulse.

Die realistische Richtung Lessing's war wesentlich hervorgerufen, ermuntert und unterstützt worden durch die großen Ereignisse der Fridericianischen Aera und deren gewaltige Eindrücke auf die Gemüther der Zeitgenossen. Nun aber begannen jene Ereignisse allmälig in den Hintergrund zu treten, diese Eindrücke mehr und mehr sich abzuschwächen. Die Großthaten des siebenjährigen Krieges selbst verblaßten nach und nach, wenn nicht in dem Gedächtniß, so doch in der unmittelbaren Empfindung der Menschen*). Nur etwa ein allgemeines Gefühl

*) Wie rasch auch die gewaltigsten Eindrücke solcher Art wieder zurücktreten vor Empfindungen oft der ganz entgegengesetzten Richtung, davon haben wir näherliegende unzweideutige Beispiele. Wer hätte inmitten der großen Volkserhebung 1813 es für möglich gehalten, daß wenige Jahre darauf das deutsche Geistesleben dem Quietismus der Romantik, den freiheitsfeindlichen Theorien christlich-germanischer Staatskunst, oder den Trivialitäten und Gemeinheiten der Clauren, Schilling u. A. verfallen könnte? Und das war die Zeit nach einem wirklichen Nationalkriege! Ja selbst heut — wer hätte geglaubt, daß so bald nach dem höchsten Aufschwunge nationaler Begeisterung, nach Thaten und Erfolgen, wie sie uns die Jahre 1870 und 1871 gebracht, die kleinlichste Erbärmlichkeit eines verbissenen Particularismus und die unverhohlene Reichsfeindlichkeit eines vaterlandslosen Ultramontanismus (von der rothen Internationale ganz zu schweigen), so bald und so keck sich wieder ans Licht hervorwagen und in so weiten Kreisen Anhang oder doch Duldung finden würden? Kann es da Wunder nehmen, wenn die viel weniger spontane Erhebung nur eines Theils der Nation, nämlich des preußischen Volks, wie sie im siebenjährigen Kriege stattgefunden, so rasch wieder anderen Eindrücken weichen mußte?

der Erregung blieb davon noch längere Zeit zurück; allein, da ihm ein bestimmter Gegenstand und Anhalt je länger je mehr verloren ging, so nahm dasselbe allmälig unklare, nebelhafte Formen an und schweifte in seinen Kundgebungen oftmals nach ganz fremdartigen Richtungen ab. Der erwachte Trieb nach Thaten fand sich unbefriedigt in einer wieder thatenarm gewordenen Zeit. Man empfand „Ekel vor dem tintenkleckſenden Säculum". Die öffentliche Kritik kleinstaatlicher Jämmerlichkeiten, wie sie namentlich seit der Mitte der sechziger Jahre in Flug- und Zeitschriften immer stärker sich regte*), entflammte leidenschaftlicher empfindende Gemüther zu brennender Ungeduld nach der Beseitigung von Mißständen, gegen welche der überall erwachte Geist der Humanität und der durch Friedrich's Regiment ermuthigte lebendigere Rechtssinn sich empörte. Je weniger aber eine Aussicht, ja auch nur eine Möglichkeit vorhanden schien, so berechtigte Wünsche im praktischen Leben wirklich durchzusetzen, um so stürmischer und ungeberdiger meinte der Einzelne in seiner Idealwelt und deren poetischen Abspiegelungen denselben Ausdruck geben zu müssen. Die erregte Phantasie „schuf sich Tyrannen", die sie bekämpfte, und fand in Räubern und Raubrittern Ideale eines Thaten- und Freiheitsdranges, für dessen Verwirklichung das Leben selbst keinen Raum bot**).

---

*) Hier kommen besonders die Schriften von K. Fr. von Moser und Justus Möser in Betracht, auf welche beide auch Goethe in seinen Aufzeichnungen ausdrücklich Bezug nimmt. (S. I. Bd. S. 140 2c.)

**) Goethe, in dessen vielseitigem und weiterschlossenem Geiste nahezu alle Richtungen und Strebungen der Periode, die wir hier zu schildern unternehmen, in einer oder andern Gestalt sich spiegeln, ist uns durch das Gewirr der mannigfachen und zum Theil heterogenen Erscheinungen, die sich darin bald kreuzen, bald verschmelzen, ein unschätzbarer Führer; wir werden beinahe zu jeder solchen Erscheinung, oder zu einer Gruppe derselben, eine Aeußerung Goethe's oder ein poetisches Werk von ihm als Erläuterung beibringen können. So gleich hier. In „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 26. Bd., S. 142) sagt er: „Das von Klopstock erregte Vaterlandsgefühl fand im Frieden keinen Gegenstand, an dem es sich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinen Siegen zu nehmen. Aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerischen Trotzgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen, welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es blos poetische Form, und die nachher so oft gescholtenen „Barden-

In dem eignen Lande des großen Königs verlor der Geist, den dieser seinem Volke eingehaucht hatte, wieder viel von seiner ursprünglichen Spannkraft. Furchtbar erschöpft und wirthschaftlich bis aufs äußerste ausgesogen durch den langen und verheerenden Krieg, mußte wohl das preußische Volk den hohen Flug seiner Gedanken, den ihm die glorreichen Thaten seines Königs verliehen hatten, wieder herabspannen. In den Beschäftigungen und Sorgen des kleinbürgerlichen Lebens, zu denen es jetzt zurückkehrte, empfand es nicht mehr jenen gewaltigen Zug eines starken Gemeingeistes, der in den Thaten und Leiden des Kriegs („wo Fürst und Volk", um mit Goethe zu reden, „für Einen Mann standen") alle Glieder des Volkes wie des Heeres unter sich und mit einem einzigen großen Ganzen verschmolzen hatte; vielmehr trat überall der schroffe Gegensatz wieder in den Vordergrund zwischen dem unbeschränkt, wenn auch in wohlwollender Weise, gebietenden Herrscher und dem blindlings, aber vielleicht widerwillig, gehorchenden Unterthan. Friedrich selbst scheint diesen Gegensatz schmerzlich empfunden zu haben, ohne ihn gleichwohl beseitigen zu können; man erzählt von ihm, er habe kurz vor seinem Tode ausgerufen: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen". Goethe, der 1778 Berlin besuchte, empfing von dieser Hauptstadt der Monarchie Friedrich's den Eindruck einer großen Maschine, in welcher jeder Einzelne nur ein willenloses Rad sei, das von der „alten Walze Friedrich" in Bewegung gesetzt werde. Lessing selbst, der einst in dem jugendlich aufstrebenden Berlin so gern geweilt und für sein eigenes Streben so kräftige Impulse empfangen hatte, fühlte sich fast unbehaglich in dem Berlin der späteren Jahre, das zugleich mit seinem Könige zu altern schien.

Wenn Solches in Preußen selbst, gleichsam unter den Augen Friedrich's, geschah, wie dürften wir uns darüber wundern, daß der frische Zug, den Friedrich's Persönlichkeit und Regierung dem deutschen Geiste auch außerhalb Preußens mitgetheilt zu haben schien,

---

lieder" häuften sich durch diesen Trieb, durch diesen Anstoß. Keine äußern Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man sich Tyrannen" u. s. w. Nicht undeutlich giebt Goethe weiterhin zu verstehen, daß auch sein „Götz" wesentlich mit aus solchen vom siebenjährigen Kriege nachzitternden Erregungen entstanden sei.

noch rascher wieder ermattete und entgegengesetzten Strömungen wich? Im übrigen Deutschland hatte man von dem siebenjährigen Kriege unmittelbar keine anderen Wirkungen empfunden, als verwüstete Fluren und hohe Contributionen. Es war schon viel, wenn der gewaltige Kriegsruhm Friedrich's diese bittern Empfindungen augenblicklich zum Schweigen brachte und dem großen Könige Bewunderer und Anhänger selbst in solchen Ländern schuf, deren Regierungen sich im Kriege mit ihm befanden. Aber dieser Schwung der Begeisterung ging mit den Thaten selbst, die ihn erzeugt hatten, vorüber, und an seine Stelle traten bald wieder die nüchterne Berechnung, die angewöhnte Beschränktheit kleinstaatlichen Bewußtseins und der eingewurzelte Haß der Nachbarn gegen das machtvoll aufstrebende Preußen. Selbst der Tod Friedrich's vermochte, wie wir aus einem Briefe Garve's*) ersehen, nicht überall diesen Haß zu versöhnen und einer gerechteren Würdigung des großen Königs Raum zu schaffen. Nicht zufrieden, in Friedrich den Feind und Bedrücker des eigenen Landes zu hassen und anzugreifen, bemäkelte man auch seinen Ruhm als Feldherr und Regent. So gelangte man dahin, das Gefühl der Bewunderung, das Friedrich, wie jeder wahrhaft große Mann, auch seinen Gegnern eingeflößt hatte, in weiten Kreisen wieder zu zerstören und so dem deutschen Geiste das Einzige zu nehmen, was ihm seit langer Zeit einmal wieder einen würdigen Gegenstand der Begeisterung, und zwar einer nationalen Begeisterung, geboten hatte.

Die Rückwirkung, die dies auf die deutsche Literatur hatte, können wir nicht besser als durch Goethe's treffende Worte und durch sein eigenes Beispiel veranschaulichen. Wie er in „Dichtung und Wahrheit" erst das Aufgehen einer neuen, gehaltreicheren Epoche deutscher Dichtung als eine Folge des siebenjährigen Krieges und seiner Thaten geschildert, so erzählt er weiterhin, wie ihm während seines Aufenthaltes in Leipzig (1766—1768) die Begeisterung für Friedrich abhanden gekommen und verleidet worden sei im täglichen Verkehr mit solchen Kreisen, welche in Friedrich II. nicht blos den Landesfeind haßten, sondern auch an seiner Regententhätigkeit, ja

*) Garve schreibt am 26. Septbr. 1786 an Weiße in Leipzig: „Welchen Eindruck hat der Tod des Königs bei Ihnen gemacht? Haben sich jetzt Die, welche er beleidigt hatte, mit ihm ausgesöhnt?" („Briefe", 1. Thl., S. 259.)

an seiner Feldherrngröße wenig gelten lassen wollten. Gleichzeitig aber deutet er an, welche Folgen für seine eigene dichterische Entwicklung es gehabt habe, daß ihm solchergestalt jeder würdige und anregende Stoff aus dem äußern Leben entgangen, wie er dadurch genöthigt worden sei, „Alles in sich selbst zu suchen“ und „immer nur in seinen eigenen Busen zu greifen“, mit andern Worten, sich einer rein subjectiven Dichtweise zuzuwenden*). Und so ging es im Allgemeinen. Der abermalige Sieg des Individualismus in der Poesie, die nothgedrungene Selbstbeschränkung des Dichters auf den Umkreis seiner eigenen, subjectiven Erfahrungs- und Gefühlswelt war von dem Augenblicke an entschieden, wo der entgegengesetzten, realistischen Anschauung, wie sie Lessing gepflegt hatte, jener Anschauung, welche ihre dichterischen Motive in der äußeren Welt mit ihren „großen Begebenheiten“ und „großen Empfindungen“ sucht, der Boden unter den Füßen weggezogen, wo dem Dichter die Freude an dieser äußeren Welt, ihren Thaten und ihren Persönlichkeiten wieder verleidet ward.

Die Regententhätigkeit Friedrich's selbst nahm seit dem Ende des siebenjährigen Krieges einen wesentlich andern Charakter an, einen Charakter, der viel weniger geeignet war, auf den Geist der deutschen Nation belebend und kräftigend einzuwirken. Das Meiste von dem, was Friedrich für die Verwirklichung der höchsten Ideale der Philosophie und der Aufklärung gethan, fällt in jene frühere Periode: die Verkündigung der großen Grundsätze der Toleranz, der Gewissens- und Denkfreiheit, der Gerechtigkeit, der Gleichheit Aller vor dem Gesetz. Was ihm weiter zu thun blieb, das waren größtentheils nur Maßregeln zur Durchführung jener Grundsätze im Einzelnen, Maßregeln, die nach außen und in der Ferne viel weniger Effect machten, ja oft kaum bemerkt wurden. Seine angestrengteste Thätigkeit aber verwendete er in der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege auf die Linderung und Heilung der Wunden, welche dieser dem materiellen Wohlstande seines Volkes geschlagen hatte. Gewiß war diese landesväterliche Sorgfalt nicht weniger wohlthätig und vielleicht im Augenblicke noch dringlicher, als jene reformatorische, allein sie bewegte sich ihrer Natur nach mehr in engbegrenzten und

*) „Werke“, 25. Bd. S. 108 und 126.

unscheinbaren, meist provinzialen und localen Verhältnissen, ward daher zwar von den Nächstbetheiligten dankbar verehrt, allein in weiteren Kreisen weniger beachtet, noch weniger sympathisch mitempfunden. Dazu kam, daß die nothwendige Rücksicht auf Wiederbelebung des Handels und Gewerbfleißes im eigenen Lande den großen König in dieser Zeit vielfach nöthigte oder doch verleitete, diesen Zweck auf Kosten anderer deutscher Länder durch Sperr- und Zwangsmaßregeln aller Art zu erreichen, was nicht blos zwischen Preußen und seinen deutschen Nachbarn die Schranken von Neuem aufrichtete, welche des Königs frühere Regierungshandlungen in andern Beziehungen zum Theil beseitigt hatten, sondern auch den erhebenden Eindruck der befreienden Kraft des Fridericianischen Geistes bei Vielen wesentlich abschwächte*).

So versiegte allmälig der Quell großer gemeinsamer Empfindungen, welche der deutsche Geist eine Zeit lang aus Friedrich's II. Thaten und seiner allbewunderten Persönlichkeit gesogen hatte, und an ihre Stelle trat wieder das verödende Gefühl der Zerrissenheit, der Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit des deutschen Lebens, namentlich bei den Bevölkerungen der Kleinstaaten, welche im ganzen Umkreise der schalen Alltäglichkeit, in der sie sich bewegten, nichts fanden, was sie hätte aufrichten und begeistern, nichts, was einem höheren Geistesfluge oder einem stärkeren Thatendrange würdige Ziele hätte bieten können.

Zwar schien gerade damals, als der belebende Einfluß, der eine Zeit lang vom Norden her auf den deutschen Nationalgeist geübt worden war, wirksam zu sein aufhörte, dafür im Süden ein anderer sich zu erschließen. In der neu aufgehenden Sonne des jugendlichen Habsburgers, Josephs II., der 1764 den deutschen Kaiserthron bestieg, meinte Mancher einen Ersatz, vielleicht mehr als das, für das von seiner Höhe allmälig herabsinkende Gestirn des „großen Salomon im Norden“ (wie Gottsched seinerzeit Friedrich II. genannt hatte) zu begrüßen. Nicht blos Klopstock und Wieland richteten ihre Blicke hoffnungs- und sehnsuchtsvoll nach Wien, sondern selbst Lessing,

*) Macaulay in seinem Essay über Friedrich II. hat diese Seite der Regierungsthätigkeit des großen Königs ungerechter Weise, in Verkennung der Verhältnisse, unter denen dieselbe stattfand, allzu hart beurtheilt.

dessen frühere Begeisterung für preußisches Wesen neuerdings einem Unmuth gewichen war, an welchem die Empfindlichkeit über die erfahrene persönliche Zurücksetzung sicherlich weniger Antheil hatte, als die Mißstimmung über des Königs allzu französische Geistesrichtung, die ihn gegen deutsche Geistesbestrebungen ungerecht machte, — selbst Lessing verschmähte es nicht, durch einen persönlichen Besuch Wiens sich wenigstens zu überzeugen, was von dorther zu erwarten sei. Allein er kehrte enttäuscht zurück. Ebenso wenig brachte es Klopstock, außer einigen emphatischen Lobgedichten auf den Kaiser, brachte es Wieland, trotz seines mit dem Blicke auf Joseph verfaßten „Goldenen Spiegels" und trotz des großen Beifalls, den seine schlüpfrigen Schriften in der lebenslustigen Kaiserstadt an der Donau fanden, zu einem näheren Verhältniß mit dem Wiener Hofe. Am allerwenigsten aber kam von dorther dem deutschen Geistesleben auch nur entfernt ein ähnlicher belebender und verjüngender Anstoß, wie er von Berlin ausgegangen war.

Joseph selbst sah sich, so lange seine Mutter lebte, beim besten Willen außer Stande, dem engherzigen Geiste der österreichischen Staatskunst und dem verdunkelnden Einflusse der mächtigen römischen Hierarchie wirksam entgegenzutreten. Als Kaiser vermochte er ebenso wenig dem altersschwachen Reiche einen neuen Geist einzuhauchen. Als er endlich (1781) zur Regierung seiner Erbländer gelangte und dann allerdings mit raschem, nur zu raschem Eifer im Fluge nachholen wollte, was sein großes Vorbild im Norden vierzig Jahre vorher ausgeführt hatte, da vermochte auch dieses sein Walten, bei aller gerechten Anerkennung, die seine guten Absichten in Deutschland fanden, gleichwohl nicht entfernt eine ähnliche elektrisirende Wirkung auf den deutschen Nationalgeist im Allgemeinen zu äußern, wie jene früheren Befreiungsthaten Friedrich's. Zwischen den habsburgischen Ländern mit ihrer zurückgebliebenen Geistesbildung und dem übrigen Deutschland war der Zusammenhang schon lange ein so lockerer, daß von dorther unmöglich dem deutschen Culturleben, vollends der norddeutschen Literatur, eine Verjüngung und Kräftigung kommen konnte*).

---

*) Wenn Hillebrand (a. a. O. 1. Bd. S. 271) Kaiser Joseph gewissermaßen mit zu den Männern der „Sturm- und Drangperiode" zählt und von

Noch viel weniger freilich war dies der Fall mit jenen einzelnen Anläufen zu einer angeblichen Neubildung des nationalen Geistes, durch welche einige deutsche Fürsten zweiten Ranges wirklich oder zum Schein sich zu Reformatoren deutscher Kunst und Wissenschaft aufzuwerfen versuchten, wie der Gründer der Carlsschule, der würtembergische Herzog Carl Eugen, oder der des sogenannten Nationaltheaters und der Akademie zu Mannheim, der pfälzische Carl Theodor.

Auch dem im fernen Rußland aufleuchtenden Gestirne der Zaarin Katharina, welcher ein Voltaire und ein Diderot als der „Semiramis des Nordens" huldigten, wandten manche der strebsameren Geister in Deutschland sich hoffnungsreich zu, zumal dann, als die deutschen Ostseeprovinzen mit dem an Bildungseinflüssen reichen Riga so gut wie unmittelbar der Herrschaft jener kaiserlichen Frau unterworfen und von ihrer Gunst abhängig geworden waren. Verstieg sich doch Herder in seiner Jugend zu dem schwärmerischen Gedanken, Katharina II. für gewisse reformatorische Pläne im Fache der Erziehung und Menschenbildung zu gewinnen und mit ihrer Hülfe von Rußland aus die Ostseeprovinzen, Deutschland, ja Europa in einem ganz neuen Geiste zu gestalten. Aber wie hätte eine wirkliche Neubelebung des deutschen Geistes von Rußland her, überhaupt von außerhalb Deutschlands kommen können?

Abermaliges Ueberhandnehmen individueller Stimmungen in der deutschen Literatur. — Fortdauernder Einfluß der Klopstockschen und der Wielandschen Richtung.

Je mehr aber so die Einströmungen des äußeren Lebens, der größeren Welt der Ereignisse und der allgemeinen Interessen, welche eine Zeit lang der deutschen Literatur einen höheren Schwung und einen volleren Gehalt verliehen hatten, wieder zurücktraten, um so mehr Gewalt erhielten über diese aufs Neue theils individuelle Stimmungen, theils literarische Einflüsse. Frühere Richtungen der Poesie, durch Lessing, unter der mitwirkenden Gunst äußerer Verhältnisse, eine Zeit lang zurückgedrängt, aber niemals ganz beseitigt, — tiefgewurzelt, wie sie waren, in der Wesenheit und der

---

Wien sagt: „der Sturmdrang sei dort, wenn auch weniger literarisch nachhaltig, doch immerhin symptomatisch hervorgetreten", so ist uns dies nicht recht verständlich — man müßte denn Joseph's Vorliebe für Rousseau geltend machen, was doch schwerlich ein ausreichender Grund dafür wäre. Sonnenfels, den Hillebrand hier anführt, gehört vielmehr zu den „Aufklärern" und ist als solcher früher (1. Bd. S. 129) erwähnt worden.

Geschichte des deutschen Volks — traten in voller Stärke wieder hervor. Gottsched zwar mit seinem französisch-classischen Zopf war durch Lessing ebenso gründlich aus dem Felde geschlagen und vernichtet, wie die Franzosen durch Friedrich bei Roßbach. Allein der überfliegende Klopstocksche Idealismus und der weichliche Wielandsche Eudämonismus erreichten eben jetzt ihren Höhepunkt. Der Erstere fand eine schwärmerische Propaganda zu Anfang der 70er Jahre in dem Göttinger Hainbund*); Wieland aber ging schon bald nach 1760 mit immer schnelleren Schritten vom Seraphismus zum Epikuräismus über, schrieb Agathon, die komischen Erzählungen, Musarion, und gewann damit Sympathien nicht blos in den von französischer Frivolität angesteckten vornehmen, sondern selbst in vielen bürgerlichen Kreisen.

Mit diesem Wiederemporstreben heimischer literarischer Einflüsse, welche der realistischen Richtung Lessing's direct entgegengesetzt waren, verbanden sich andre, vielleicht noch mächtigere, von außen, welche den deutschen Geist in gleicher Weise davon ablenkten.

---

*) S. oben S. 169 ff. Die Mitglieder dieses Kreises hatten in ihrer frühesten Jugend, welche noch in die Zeiten des siebenjährigen Krieges fiel, auch einen Hauch von Friedrich's Geiste gespürt. Die beiden Grafen Stolberg spielten als Knaben mit ihren Altersgenossen Gerstenberg, Schönborn, Münster, Resewitz, dem jüngern Cramer „Krieg", wobei der Besiegte regelmäßig den Feldmarschall Daun (Friedrich's d. Gr. unebenbürtigen Gegner) vorstellen mußte. Voß, in seinem stillen mecklenburgischen Heimatsorte, sammelte seine dörfischen Spielkameraden unter einer Papierfahne mit dem preußischen Adler. Aber, wie Klopstock selbst, so wurden auch seine Nachahmer von dem Enthusiasmus für Friedrich abgelenkt auf mehr abstract menschliche und freiheitliche Empfindungen, und das um so leichter, als sie, zu Jünglingen herangewachsen, Friedrich's Gestirn schon nicht mehr im Zenithe seines Glanzes erblickten. (S. „Eutiner Skizzen", von Bippen, S. 54, 142.) Wenn übrigens, wie häufig geschieht (u. a. von Hillebrand a. a. O. 1. Bd. S. 274) die Göttinger geradezu den Dichtern der „Sturm- und Drangperiode" beigezählt werden, so widerspricht dem ihr entschiedener Antagonismus gegen Wieland und dessen eudämonistische Richtung, welche in der Denk- und Dichtweise dieser letztern einen so wesentlichen Factor bildet. Daß zwischen einzelnen der Göttinger und einzelnen Dichtern der „Sturm- und Drangperiode" Beziehungen — persönliche oder auch wahlverwandtschaftliche — bestanden, daß insbesondere manche von jenen durch die ersten Goetheschen Dichtungen beeinflußt wurden (wie die Stolberge und Bürger durch den „Götz", Miller durch den „Werther"), soll damit nicht geleugnet werden.

Durch ein verhängnißvolles Zusammentreffen geschah es, daß diese letzten Einflüsse gerade um dieselbe Zeit sich geltend machten, wo die Einwirkungen vom äußern Leben her schwächer wurden.

Literarische Einwirkungen von außen: Richardson, Young, Ossian.

Schon die Dichter der Empfindsamkeit, Gellert, Klopstock und ihr Anhang, waren bei jenen englischen Schriftstellern in die Schule gegangen, welche gegen die nach England eingedrungene theils kaltverständige, theils leichtfertige französische Manier zu Gunsten des natürlichen Gefühls und der unverdorbenen volksmäßigen Denkweise eine siegreiche Reaction ins Werk gesetzt hatten. Bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte diese neue Richtung dort ihren vollen Sieg gefeiert und sich in den mannigfachsten Formen ausgebreitet. Der empfindsame Roman erreichte seinen Höhepunkt in Richardson's „Grandison" (1753), dessen Held auch in Deutschland das Ideal aller schwärmerischen Jünglings- und Mädchenherzen ward. Die „Nachtgedanken" Young's — des persönlichen Freundes und Correspondenten Klopstock's —, welche 1760 erschienen und alsbald von Ebert, einem ehemaligen Genossen des Gellertschen Kreises, übersetzt wurden, nährten den Geist tiefsinniger Schwermuth. Sie wurden, wie der englische Gesandte in Berlin, Mitchell, verwunderungsvoll bemerkte, in Deutschland weit mehr, als in England selbst, gelesen und nachgeahmt*). Der Humor Sterne's, dessen „Tristram Shandy" 1759, dessen „Empfindsame Reise" 1768 erschien**), ein ächter Sohn Englands in seiner Doppelgestalt als halb lachend, halb weinend, brachte auf die zur Empfindsamkeit neigenden Deutschen vorzugsweise von der letzteren Seite einen lebhaften Eindruck hervor. Die rührenden Figuren der seelenkranken Maria und des sanften Mönches Lorenzo machten manche Thräne fließen; die „Lorenzodosen" waren lange Zeit förmlich Mode, ja wurden das Symbol eines durch Deutschland und bis nach Italien hinein weitverbreiteten „Ordens der Sanftmuth und Versöhnung"***). Auch die

*) Abbt's „Schriften", 2. Bd.

**) Letztere noch im gleichen Jahre ins Deutsche übersetzt von Bode.

***) Goethe schreibt die damals so weit verbreitete und so hoch gesteigerte „Sentimentalität" vorzüglich auf Rechnung Sterne's. „Es entstand", sagt er, „eine Art zärtlich leidenschaftlicher Ascetik, welche, da uns die humoristische Ironie

andern englischen Humoristen fanden in Deutschland die Sympathien wahlverwandter Geister. Swift ward Herder's Liebling; von Goethe wissen wir, daß er den „Vicar of Wakefield" von Goldsmith in das idyllische Stillleben der Pfarrersfamilie von Sesenheim einführte und damit Dichtung und Wahrheit in einander verwob.

Besonders folgereich in ihren Rückwirkungen auf Deutschland ward noch eine andere Richtung der damaligen englischen Poesie: das Zurückgehen auf die älteren Denkmale der Volksdichtung, gleichsam als den Urquell aller natürlichen, unverkünstelten Denk- und Empfindungsweise. Im Jahre 1760 erschienen, als ein wieder aufgefundener und dem Dunkel vieljahrhundertjähriger Vergessenheit entrissener Schatz, die Gedichte des alten schottischen Barden Ossian, Schilderungen einer sagenhaften Heldenzeit mit ihren fast übermenschlichen Heroengestalten, ihren wilden Kämpfen und Abenteuern zu Land und zur See, aber auch mit Scenen voll sanfter Herzensempfindungen, voll Liebesgram und Liebessehnsucht, dazu mit einer Naturstaffage voll schwermuthsvoller Erhabenheit: weiten, öden Haiden, auf denen nur „die Distel sich im Winde schaukelt", einsamen Felsenhöhen, kahlen Bergesgipfeln, um welche ein Nebelmeer wogt, grauen Wolken, auf denen „die Geister der Erschlagenen reiten". Erst viel später entdeckte man, daß diese angeblich uralten Dichtungen nichts weiter als das Machwerk einer kecken, aber nicht ungeschickten Täuschung waren, daß ihr Herausgeber, Macpherson, sie mit Hülfe einiger noch in den schottischen Hochlanden im Munde des Volkes lebenden Sagen selbst gefertigt und, um ihnen mehr Reiz und leichteren Eingang zu verschaffen, den zauberischen Schleier des Geheimnisses und des unvordenklichen Ursprungs um sie gebreitet hatte. Damals aber gelang diese Täuschung vollkommen, und nicht blos die Ein- und Anwohner der schottischen Hochlande und ihre Nachbarn, die Engländer, sondern auch die Deutschen berauschten sich (wiederum Letztere in fast noch höherem Grade als Jene) in den schwermuthsvollen, pathetischen, Phantasie und Gefühl mit ganz neuen, bisher ungekannten Tönen ergreifenden Klängen dieser vermeintlich

---

der Britten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei ausarten mußte." („Werke", 30. Bd., S. 213. Vgl. auch „Nachgelassene Werke", 5. Bd. S. 300.)

urächt nationalen und volksthümlichen Nordlandspoesie*). Klopstock fand sich dadurch sympathisch ergriffen und von der Welt der heiteren Griechen, deren Formen er bis dahin nachzubilden gestrebt, zu der erhabenen Düsterheit der nordischen Götter- und Heldensage hinübergelockt. Herder hatte schon in seinen „Kritischen Wäldern" (1768) auf Ossian aufmerksam gemacht und den Wunsch geäußert: „Ossian möge der Lieblingsdichter junger epischer Genies werden". Er selbst schwelgte bald darauf, auf der Reise, die er nach Frankreich unternahm, in dem Genuß, im Vorbeifahren an den rauhen Küsten Schottlands des alten „Barden" Gedichte zu lesen und dessen Helden gleichsam lebendig vor seinen Augen über die felsigen Klippen wandeln oder auf den darüber hinziehenden Nebelstreifen reiten zu sehen. Ein noch jüngeres Geschlecht dichterischer und empfindsamer Seelen fand eine süßschmerzliche Befriedigung darin, seine eigenen Herzensleiden auszuströmen in dem Klageliede Minona's und den sehnsuchtsvollen Klängen des einsam sterbenden Alpin. Goethe läßt seinen Werther dem Freunde schreiben: „Ossian hat bei mir den Homer verdrängt", und in jener letzten, hocherregten Scene mit Lotten, die unmittelbar der Katastrophe vorhergeht, vor ihr die wilden Todesgedanken, mit denen er sich trägt, in den schwermüthigen Weisen Ossian's, die er ihr vorliest, halb verbergen und halb enthüllen.

Hervorsuchen der alten Volksdichtung. Bekanntschaft mit der italienischen und spanischen Poesie.

In ähnlicher Richtung wirkten zwei andere Versuche der Wiederbelebung des Geistes altvolksthümlicher Geschichte und Poesie des germanischen Nordens. Im Jahr 1765 erschienen Percy's Reliques of ancient english poetry („Ueberreste altenglischer Dichtkunst"), welche alte Volkslieder enthielten, und ungefähr um dieselbe Zeit wurde in Deutschland die sogenannte jüngere Edda bekannt, die älteste Quelle jener nordländischen Götter- und Heldensage.

Klopstock vertauschte alsbald die griechische Mythologie mit derjenigen der Edda und meinte eine große poetische und noch größere patriotische That zu thun, indem er in seinen Oden an die Stelle homerischer Götternamen die Namen Odin, Thor, Freya und ähnliche

---

*) Die erste deutsche Uebersetzung von Ossian erschien 1764, dann rasch nach einander mehrere, so 1767 zwei auf einmal, 1768 die des österreichischen Präsidenten Denis in Hexametern.

setzte. Goethe studirte in Leipzig Percy's Reliques und ward dadurch zuerst auf die alte Volks- und Heldenpoesie hingelenkt.

Dieses Zurückgreifen theils in die eigene Vergangenheit, theils in den Schatz fremder Literaturen, nicht um von ihren Kunstformen zu lernen, sondern um ihre Schöpfungen stofflich sich anzueignen, sie gleichsam anzuempfinden, sie mit Stumpf und Stiel in die Gegenwart und die eigene Literatur zu verpflanzen, — dieses Bestreben (allezeit ein Symptom, daß der poetische Schaffenstrieb im eignen Leben der Gegenwart keinen geeigneten Stoff und keine genügende Anregung findet) griff damals nach den verschiedensten Seiten hin um sich, ward auch durch die Fortschritte der Wissenschaft auf verwandten Gebieten aufgemuntert und unterstützt. Die ältere deutsche Poesie — die Nibelungen, die Minnesänger, das Heldenbuch — war bereits durch die Bemühungen Gottsched's, der Schweizer, Lessing's der Gegenwart näher gebracht und theilweise erschlossen worden. Die alten italienischen Dichter Dante, Ariosto, Tasso wurden jetzt (1763 ff.) durch Uebersetzungen von Meinhard in Deutschland bekannt. Durch Bodmer lernte man (1765) den Hudibras von Butler, eine Art von englischem Don Quixote, durch Bertuch zwei Jahre darauf (1767) das spanische Original selbst kennen.

Die classische und die alttestamentliche Dichtung als Muster einer Naturpoesie der Völker.

Um dieselbe Zeit nahm auch die Beschäftigung mit der classischen alten Welt einen neuen Aufschwung. Wenn man früher nur die einzelnen Dichtwerke der Griechen und Römer studirt hatte, um sie poetisch zu genießen oder nachzuahmen, so suchte man jetzt in den Geist der antiken Weltanschauung im Ganzen einzudringen, sich damit zu erfüllen und diese Weltanschauung selbst so viel als möglich in der Gegenwart wieder lebendig zu machen. Winckelmann in seiner epochemachenden Kunstgeschichte hatte an den plastischen Kunstwerken der Griechen nachgewiesen, wie der griechische Geist in voller Naivetät, unter dem fördernden Einflusse günstiger politischer und socialer Verhältnisse, lebensvolle, naturwahre Gestalten geschaffen habe. Der Engländer Wood in seinem „Essay on the original genius and the writings of Homer", 1769, („Untersuchung über das Originalgenie und die Schriften Homer's") führte aus, wie Homer nach eigner Anschauung der Landschaften, die er schildert, und in unmittelbarer Erfassung des großen Heldengeistes seines Volkes seine

unsterblichen Dichtungen geschaffen habe. „Homer“, sagte er, „hatte keine Muster vor sich, er ist nichts als die Natur.“ „Er hatte die Natur als ein Jonier und als ein Reisender beobachtet, und das in einem Zeitalter, wo das politische, bürgerliche und häusliche Leben auf einer Stufe stand, von welcher die nächsten Zeiten sogleich weiter fortschritten *).“

Noch höher ins Alterthum hinauf führten die Untersuchungen über die heilige Poesie der Hebräer, welche schon anderthalb Jahrzehnte früher ebenfalls ein Engländer, Rob. Lowth, in seinen Praelectiones de sacra Hebraeorum poësi („Vorlesungen über die heilige Poesie der Hebräer“) veröffentlicht hatte**). Die deutsche Theologie hatte seit Ernesti angefangen, die heiligen Schriften gleich den profanen mit dem allgemeinen Maßstabe philologischer Kritik zu messen. Jetzt wendete sich die Aufmerksamkeit und das Interesse einer ästhetisch angeregten Zeit vorzugsweise der poetischen Seite jener Schriften des alten Bundes zu, in denen das auserwählte Volk seine gottbegeisterten, seine patriotischen, seine Natur- und Familienempfindungen ausgeströmt hatte. Man wollte an den Propheten und Psalmisten ebenso die Eigenthümlichkeit und die ursprünglich schaffende Volkspoesie des Judenthums studiren, wie in Homer's Gesängen die des Griechenthums. Einer der am vielseitigsten, besonders auch ästhetisch und geschichtlich, gebildeten deutschen Theologen jener Zeit, der Göttinger Michaelis, gab die Schrift von Lowth übersetzt und mit Anmerkungen begleitet (1758) heraus und machte sie so seinen Landsleuten bekannt.

Diese Auffassung der Dichtungen Homer's und ebenso der Schriften des Alten Testaments, als unmittelbarer, nicht fremden Mustern nachgebildeter Ausflüsse des Geistes ihrer Zeit und des Genius ihrer Verfasser, war an sich eine vollkommen richtige und höchst fruchtbare. Nur durfte man nicht vergessen, unter welchen Voraussetzungen die dichterische Kraft in einem Homer, einem Je-

*) Schon 1770 ward diese Schrift durch eine Besprechung Heyne's in den „Göttinger Anzeigen“, später (1775) durch eine Uebersetzung den Deutschen zugänglich gemacht.

**) Hamann, nachdem er das Buch von Lowth studirt hatte, nennt Griechen und Römer „durchlöcherte Brunnen“ im Vergleich zu den „lebendigsten Quellen des Alterthums“, den „Juden“. („Hamann's Werke“, von Roth, 2. Bd., S. 288.)

saias, einem Salomon wirksam gewesen war, nicht vergessen, daß in dem einzelnen Dichter oder Propheten das reiche Leben eines ganzen Volkes mit all seinen Erlebnissen, Thaten und Empfindungen pulsirt hatte. Wenn man dagegen unter der Natürlichkeit und Originalität Homer's nur das verstand, daß Homer nicht nach fremden Mustern oder äußeren Gesetzen, sondern lediglich aus einer inneren Eingebung seines Geistes gedichtet habe, und wenn man dann weiter folgerte: um ein zweiter Homer zu werden, brauche ein Jeder nur, mit Nichtachtung aller Kunstregeln, nach dem Drange seines Innern, nach dem, was man „Genie" nannte, zu dichten, — dann freilich lag die Gefahr nahe, daß bloße Regellosigkeit für Genie, ein unbestimmter Drang des Dichtens ohne die Kunst des Gestaltens, des Individualisirens und Charakterisirens, die doch allein den wahren Dichter macht, für Poesie genommen werden möchte.

Das aber geschah in der That. Und, der diese Verwirrung in den deutschen Köpfen anrichtete, war wiederum kein Anderer als der Verfasser der „Nachtgedanken", Arthur Young.

Young hatte schon zehn Jahre vor Wood (1759) „Gedanken über die Originalwerke" in einem Briefe an den Verfasser des „Grandison" veröffentlicht. Darin sagte er: „den Homer nachahmen, heiße, so wie er an den Brüsten der Natur trinken; das Buch der Natur und das Buch des Menschen — das seien die Quellen gewesen, aus denen Homer geschöpft, das seien die allein wahren castalischen Quellen, aus denen jede Originaldichtung fließen müsse. Das Genie sei der Gott in uns; das Genie komme völlig reif aus der Hand der Natur; das Genie allein, ohne die Regeln der Gelehrsamkeit, leite uns sicher in der dichterischen Composition, wie das Gewissen, ohne äußere Gesetze".

Der „Nordische Aufseher" von Cramer, einem Anhänger Klopstock's, theilte diese Schrift seinen Lesern alsbald mit, erst im Auszuge, dann in einer vollständigen Uebertragung, und schon das nächste Jahr (1760) brachte zwei selbständige Uebersetzungen davon, ein Zeichen, wie sehr jene Gedanken Young's mit einer in Deutschland weitverbreiteten Denkweise harmonirten.

Nach dieser Auffassung ward die Autorität Homer's für die „jungen Genies" zu einer Art von Freibrief, mit Vernachlässigung aller Regeln, mit Absehen von aller Erfahrung, nur den augenblick-

lichen Eingebungen der eignen Phantasie und Empfindung zu folgen, gleichsam als ob, wie Lessing es in der „Dramaturgie" ausdrückte, „Jeder für sich allein die Kunst neu erfinden wollte".

Hinneigung der Zeit zur Idylle, als der Schilderung eines Naturzustandes der Menschheit.

Bezeichnend übrigens für das wieder unkriegerisch gewordene Zeitalter und die wieder überhandnehmende Sentimentalität des deutschen Volkes war es, daß nicht das Heldenepos Homer's, die „Ilias", sondern die Schilderung individueller Abenteuer und idyllischer Zustände, die „Odyssee", das Interesse des jüngeren Geschlechts vorzugsweise auf sich lenkte. Man fand Gefallen an der Sehnsucht des Odysseus nach der langentbehrten Heimath, an der zärtlichen Gattenliebe der Penelope, an den ländlichen Gelagen auf Ithaka, an dem „treuen Sauhirten" und seinem „treuen Hunde" *). Werther erbaut sich an dem Lesen der „Odyssee" in seiner ländlichen Einsamkeit, während er die Erbsen selbst auskernt, die ihm zum einfachen Mahle dienen sollen.

Diese Vorliebe für die „Odyssee" hing eng zusammen mit der wiedererwachenden Neigung der Deutschen zur Idylle, einer Neigung, welche, wie durch Homer's „Odyssee", so auch durch Theokrit's Dichtungen genährt ward, von denen eben damals mehrere Uebersetzungen gleichzeitig erschienen **).

Ein Zurückgehen auf die Zustände derjenigen Gesellschaftsclassen, die von der verfeinerten Cultur am wenigsten beleckt waren, wie Hirten, Jäger, Fischer, Bauern, war selbst in der Periode des Zopfstyls keineswegs ausgeschlossen gewesen. Es hatte etwas Pikantes für die galonnirten und gepuderten Herren und Damen des Hofes gehabt, sich als Schäfer und Schäferinnen, Bauern und Bäuerinnen zu maskiren und in bisweilen sehr derben Späßen, in Versen oder in Prosa, angebliche Naturlaute des Volks in die gedrechselten Phrasen der steifen höfischen Etikette zu mischen ***).

Die Empfindsamkeitsdichter nahmen die Sache ernsthafter. In Gellert's Schäferspiel „Das Band", in Geßner's „Idyllen" treten arkadische Schäfer auf mit der wirklichen Prätention, für solche zu

---

*) Wir bedienen uns hier der treffenden Worte von Cholevius (a. a. O., 2. Bd., S. 94).

**) Von Geßner, Lieberkühn, Schwabe, Grillo.

***) S. über die sog. „Wirthschaften", 2. Bd., 1. Thl., S. 91.

gelten und die Harmlosigkeit, die Unschuld, die Sitteneinfalt eines gewissen primitiven Naturzustandes zu vergegenwärtigen. Freilich waren auch das meist noch Salonschäfer in zierlich geschnörkeltem oder idealisirtem Costüm und mit ebenso zierlich aufgestutzten Redewendungen*).

Von anderer Seite trat man eben damals dem eigentlichen „Volke" näher durch die humanen Bestrebungen von Regierungen und Privaten, dem Bauer ein menschenwürdigeres Dasein zu verschaffen**), und durch die lebhafte Bewegung, welche der öffentlichen Meinung nach dieser Seite hin sich bemächtigte***). Die Poesie wollte dahinter nicht zurückbleiben. Gleim gab „Lieder für's Volk" heraus, die Lessing höflich lobte, die aber doch nur der Ausdruck eines künstlichen Herabsteigens des Höhergebildeten zum Volke, also das directe Gegentheil der eigentlichen Volksdichtung waren. Voß dichtete in der Mundart des Volks (plattdeutsch), aber dennoch nicht wirklich volksmäßig. Besser gelang ihm später (in der „Luise") das Idyll eines zwar einfachen, aber doch schon auf dem Boden der Zeitbildung stehenden norddeutschen Pfarrhauses. Für die Rechte des Volks gegen den Uebermuth der bevorrechteten Stände traten sowohl Voß, — er selbst der Enkel eines Leibeigenen — als auch Bürger mannhaft ein.

Näher schon dem eigentlichen Volksleben kam Matthias Claudius in seinen Schilderungen heiterer und ernster Scenen auf einem holsteinischen Herrenhofe mit seinen Hintersassen. In noch ungleich mannigfaltigeren und zugleich feinsinnigeren Charakteristiken der Sitten, der Anschauungen, der veralteten Vorurtheile und der berechtigten Eigenthümlichkeiten der unteren Volksstände — Bauern und Bürger — erging sich der Verfasser der „Patriotischen Phantasien", Justus Möser.

Alle die letztgenannten Schriftsteller bewegten sich indeß auf einer durchaus realistischen Basis. Von einer schwärmerischen oder

---

*) Auch Goethe in seiner Jugenddichtung: „Die Laune des Verliebten", huldigte noch dieser Richtung, wenn er ihr auch bereits einen etwas muntereren Ton lieh.

**) „Du machst den Bauer zum Menschen" — singt Klopstock von Joseph II.

***) S. 1. Bd. S. 244.

gar krankhaften Sehnsucht nach einem idyllischen Naturzustande, von einer Flucht dahin aus der umgebenden Wirklichkeit war bei ihnen nicht die Rede. Viel weniger naiv war die Schwärmerei für das sogenannte Volksmäßige, für die einfachsten Lebens- und Bildungsformen, für die „Dorfgeschichten", wie sie in den Kreisen der Genialitätsdichter sich äußerte. Wie diese in den Urzuständen der Völker, in dem Culturmangel der ältesten Zeiten lebendige Offenbarungen jener Natürlichkeit und Ursprünglichkeit zu finden glaubten, in die sie das höchste Glück und die höchste Bestimmung des Menschen setzten, so meinten sie eben dieser Naturwüchsigkeit auch in der Gegenwart wenigstens nahe kommen zu können, wenn sie in die Einsamkeit der Natur und in die Gesellschaft Derer flöhen, welche am meisten mit dieser Natur und am wenigsten mit der Cultur zu schaffen haben. So war hier die Naturschwärmerei gemischt aus wirklicher Freude an den stillen Reizen des Landlebens, der idyllischen Einsamkeit einer schönen Gegend, und aus dem Gefühle der Abneigung gegen die beengenden Fesseln großstädtischer Sitte, denen man entflohen zu sein sich glücklich pries. Das Ergötzen an der ländlichen Einfalt der Dörfler gewann einen besondern Reiz durch den Contrast mit dem, was man die Unnatur der Civilisation nannte, — jener größern Welt da draußen, wo zuletzt doch Alles (wie Werther sich ausdrückt) „auf eine Lumperei hinausläuft"*).

Die idyllischen Bilder der „Odyssee" und die Schilderungen von den patriarchalischen Sitten der Urväter der Menschheit im Alten

---

*) Zu allem Obigen finden wir wieder die besten Belege bei Goethe, zumal in dessen „Werther". Zuerst schildert Werther dem Freunde sein „Walheim" (ein stilles Dörfchen, wohin er zu wandern pflegt) von Seiten seiner anmuthigen Lage, der schönen Aussicht u. s. w. Dann aber hebt er den Reiz der Zurückgezogenheit und Weltvergessenheit hervor, den er dort empfindet, wenn er in einem abgelegenen Gärtchen seinen Homer liest. Er führt eine ganze Dorfgeschichte aus von der Liebe eines Knechtes zu seiner Bäuerin; dann weiter sagt er: „Wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs (er hat sich vorher mit einer Frau aus dem Dorfe unterhalten), das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt". („Werke", 16. Bd. S. 18. 20. 22. 118. 146.)

Testamente schienen diesen Hang der Zeit nach Natureinfalt zu unterstützen und zu legitimiren*).

Demselben Bedürfniß, Alles nur aus innerer Eingebung, aus individueller Stimmung und Erregung, nicht aus einer Beobachtung der Außenwelt und einer Anregung durch diese zu schöpfen, mußte endlich auch ein Dichter als Vorbild und Autorität dienen, der sich dies wohl am wenigsten hätte träumen lassen — Shakspeare.

Shakspeare als Vorbild der „Originalgenies".

Shakspeare hatte in seinem eignen Vaterlande, England, lange Zeit dem französischen Modegeschmack weichen müssen. Erst allmälig war er wieder bekannt, gewissermaßen von Neuem entdeckt worden. Garrick's meisterhafte Darstellung Richard's III. (1741) riß das Londoner Publicum, dem dies etwas ganz Neues war, zu lebhafter Bewunderung hin. Kritik und Dramaturgie folgten diesen Spuren. Dodd schrieb 1757 Beauties of Shakspeare („Schönheiten Shakspeares"); Home in seinen Principles of criticism („Grundsätze der Kritik", 1762) rühmte Shakspeare's Talent in der Schilderung von Leidenschaften und von Charakteren, in der Kenntniß des menschlichen Herzens nach seinen feinsten und seinen dunkelsten Regungen**). Dabei gebrauchte er einen Ausdruck, der von der jungen deutschen Dichterschule begierig ergriffen ward: das Genie, sagte er, sei oft selbst ein „Raub der Leidenschaften"***).

In Deutschland hatte man sich fast noch früher, als in England selbst, mit Shakspeare zu beschäftigen angefangen. In demselben Jahre, wo Garrick in London Richard III. auf die Bühne brachte, erschien in Deutschland die erste Uebersetzung eines Drama des großen Briten, der „Julius Cäsar" des Herrn v. Borck; im Jahre darauf schrieb Elias Schlegel jene Vergleichung Shakspeare's mit Andreas Gryphius in Gottsched's „Beiträgen", worin er dessen Genie wenigstens ahnen ließ; 1755 wies Nicolai in seinen Briefen

*) Als Werther die Mädchen aus der Stadt an einem Brunnen Wasser holen sieht, so fallen ihm einerseits (aus der „Odyssee") die „Töchter der Königin ein, die dieses Geschäft selbst verrichteten", und andrerseits lebt ihm (aus der Bibel) die patriarchalische Idee auf, „wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien". („Goethe's Werke", 16. Bd., S. 9.)

**) A. a. O., 2. Bd., S. 241 ff.

***) Ebenda, 1. Bd., S. 14.

schon entschiedener auf die Bedeutung Shakspeare's hin, ein Urtheil, das Lessing dann in dem berühmten 17. Literaturbriefe (1760) bekräftigte und weiter ausführte.

Was Lessing an dem britischen Dichter vor Allem bewunderte, war die Naturwahrheit in seinen Schilderungen inhaltvoller Handlungen und tüchtiger Charaktere. Im Shakspeare wie im Homer sah Lessing Söhne und Apostel einer lebensvollen, thatkräftigen, von großen Interessen bewegten Zeit. Die Regellosigkeiten Shakspeare's nahm er mit in den Kauf, ohne gerade eine besondere Freude daran zu haben.

Von ganz anderer Seite faßten den großen britischen Dichter die Männer der neuen Genieperiode. Young in seiner Schrift über die Originalwerke hatte an ihm, wie an Homer, die Kraft des „Genie" hervorgehoben, und den modernen Dichtern gerathen, ebenso nur den Eingebungen ihres Genie zu folgen. Gerstenbergk, der Verfasser des „Ugolino" (jenes schauerlichen Drama, in welchem er Shakspeare nachzuahmen meinte, weil er Ungeheuerlichkeiten auf Ungeheuerlichkeiten häufte), schrieb seinen „Versuch über Shakspeare", worin er zwar, wie Lessing, Shakspeare's Talent des Charakterisirens hervorhob, jedoch daneben auch die „Einheitslosigkeit" in Führung der Handlung, die Abstreifung aller beengenden Regeln ihm als Vorzug anrechnete, besonderes Gewicht aber auf einzelne Kraftstellen legte, die, wie er meinte, einen „Sturm und Drang des Enthusiasmus" zu erregen geeignet seien. Lenz in seiner Schrift über das Theater hob noch entschiedener diese Seite an Shakspeare hervor. Bei Shakspeare's Helden, sagt Lenz, denkt man immer: „Das sind Kerls"! Shakspeare's Sprache vergleicht er mit der Kraftsprache in Klopstock's Bardieten. Von Goethe wissen wir*),

*) „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 25. Bd., S. 188). — Schatz in seinen „Anmerkungen, Berichtigungen und Zusätzen zu Meinhard's Uebersetzung von Home's „Principles of criticism" sagt (S. 478): „Unsre Dichter — mit Ausnahmen! — haben dem Shakspeare nachgeahmt mehr in der Form, dem Außerwesentlichen, als in dem wahrhaft Großen und Trefflichen seiner Manier, der Schilderung der Charaktere und Darstellung der Leidenschaften". Dies geht offenbar auf die dii minorum gentium unter den „Stürmern und Drängern", wie Lenz u. A. Aehnlich äußert sich Hillebrand a. a. O. 1. Bd. S. 268: „Freilich waren es mehr die Auswüchse und Ausschreitungen jenes Urgenie, als seine substantielle Geistesoriginalität, welche Ziel der Nacheiferung wurden".

wie er und sein Straßburger Kreis vor Allem an Shakspeare's souveräner Verachtung der strengeren Regeln, seinen Wortwitzen, den derben Späßen seiner Narren und Aehnlichem Gefallen fanden*).

So zog die junge Schule aus Allem, was im Leben und in der Literatur ihr nahe kam, selber dem Ungleichartigsten, immer neue Nahrung für jenen Drang, von dem sie erfaßt war, nach „Ursprünglichkeit", „Natürlichkeit", nach fesselloser Erschließung und Ergießung eines gewaltig erregten innern Empfindungslebens, ähnlich wie in der Fabel dem König Midas Alles, was er berührte, sich in Gold verwandelte, oder wie in gewissen Krankheiten alle dem Körper zugeführten Stoffe nur dazu dienen, die Kraft des Fiebers zu vermehren.

Rousseau und sein Einfluß.

Welch ein Messias mußte daher für diese junge Schule ein Schriftsteller sein, der diesen Drang nach Natürlichkeit so recht eigentlich zum Mittelpunkte seines ganzen literarischen Wirkens, zum Losungsworte einer mit dem reichsten Aufgebote von Geist, Witz, Phantasie und Gefühl angestrebten allgemeinen sittlichen und socialen Revolution erhob! Und, sonderbar! dieser Schriftsteller gehörte dem Lande an, welches immer als das Vaterland der strengsten Regelmäßigkeit, der überfeinertsten Civilisation, des kalten Verstandes gegolten hatte, — Frankreich!

Allerdings war die starre Eisesdecke jener kalten Verstandesbildung auch dort schon früher theilweise durchbrochen worden von einer etwas wärmeren Strömung des Gefühls. Zuerst die „rührende Komödie" von Destouches und Nivelle de la Chaussée, entschiedener noch Diderot's „bürgerliches Trauerspiel" hatten neben dem Heldenpathos des classischen Kothurns auch der einfach menschlichen Empfindung, wie sie mehr den bürgerlichen Kreisen eignet, ihr Recht verschafft. Viel weiter aber ging Rousseau, von Geburt ein Genfer, seiner Bildung nach durch und durch Franzose.

Rousseau's Schrift über die Künste und Wissenschaften (1750), worin er seine Theorie von der Verderbtheit der Civilisation und der Nothwendigkeit einer Rückkehr zum Naturzustande entwickelte,

---

*) Bemerkenswerth ist auch, daß gerade „Hamlet" das Lieblingsstück des Goetheschen Kreises war, — „Hamlet", von dem Börne („Gesammelte Schriften, 1. Thl. S. 474) treffend sagt, er sei „eigentlich nicht im Geiste Shakspeares", weil „zu deutsch".

war von den Männern der realistischen Schule in Deutschland, Lessing, Mendelssohn, Garve, Justus Möser, zwar mit Achtung für den Geist und die guten Absichten des Verfassers, aber doch mit einem mehr oder minder entschiedenen Proteste gegen seine letzten Consequenzen aufgenommen worden*). Ganz anders wirkten die Ansichten Rousseau's auf das jüngere Geschlecht. Zumal in der verführerischen Gestalt, welche diese Ansichten in zwei späteren Schriften des Genfer Philosophen annahmen, der „Neuen Heloise" (1759) und dem „Emile oder über die Erziehung" (1761). In der „Neuen Heloise" sah man im ersten Theile die sinnliche Liebe (diesen in einem französischen Romane niemals fehlenden Factor) mit großer Virtuosität als Leidenschaft des Herzens und als berechtigte Forderung der Natur verherrlicht**); im zweiten Theile dagegen vernahm man den Ton empfindsamer Resignation und einer hohen, idealen, selbst schwärmerischen Lebensauffassung — bis zu jener rührenden Scene der sterbenden Julie, bei der in den Kreisen der Verehrer Rousseau's kein weibliches und kaum ein männliches

---

*) S. oben S. 257. — Friedrich d. Gr. selbst verhielt sich gegen Rousseau ebenso. Im J. 1762 hatte R., in seiner Heimath Genf verfolgt, sich in das damals preußische Neufchâtel geflüchtet. Von dort schrieb er an Friedrich und bat um seinen Schutz. Einer von Friedrich's literarischen Freunden, Lord Marishal, verwandte sich für ihn bei dem König. Dieser schrieb am 1. Septbr. 1762 an den Lord über Rousseau: „Wären wir nicht im Kriege und wären wir nicht ruinirt, so ließe ich ihm eine Eremitage mit Garten bauen, wo er so leben könnte, wie er glaubt, daß unsere Urväter gelebt haben. Ich gestehe, daß meine Ideen von den seinigen so weit entfernt sind, wie das Endliche vom Unendlichen. Er wird mich schwerlich je bereden, Gras zu verzehren und auf allen Vieren zu gehen. Es ist wahr, daß all dieser asiatische Luxus, diese raffinirten Genüsse der Tafel, der Wollust und der Trägheit nichts für unsere Erhaltung Nothwendiges sind, daß wir einfacher und nüchterner leben könnten; aber warum den Annehmlichkeiten des Lebens entsagen, wenn man sie genießen kann? Ich halte mich an Locke, Lucrez und Marc Aurel; diese haben uns Alles gesagt, was uns mäßig, gut und weise machen kann . . . Ihr Rousseau hätte sollen ein Säulenheiliger, ein Einsiedler in der Wüste werden."

**) Hierher paßt der Ausspruch, den Lessing über den „Werther" that: „Der Dichter habe ein körperliches Bedürfniß so schön zu einer geistigen Vollkommenheit herausgeputzt". Höchst merkwürdig ist, wie die Heldin des Romans in ihren Briefen, worin sie ihr Liebesverhältniß poetisch schildert, gleich von Haus aus lebhafte Besorgnisse für ihre Tugend äußert, Besorgnisse, die denn auch nur zu bald (als könnte das eben gar nicht anders sein) sich erfüllen.

Auge trocken blieb. Man fand hier gewissermaßen Wieland und Klopstock in Einer Person, und noch dazu mit dem bestechenden Zusatz französischen Geistes und französischer Rhetorik. Dazu die phantasievollen Schilderungen abwechselnd sanfter und großartiger Naturscenen, hier der anmuthigen Gestade des Genfer See's, dort einer gigantisch wilden Alpengebirgswelt — ein wohlthuender Contrast zu den zwar erhabenen, aber doch etwas eintönigen Staffagen der Dichtungen Ossian's.

Was Wunder, wenn Rousseau der Abgott aller feurigen, zärtlichen, schwärmerischen Seelen in Deutschland ward! Hamann hatte seine Freude an der in diesem Romane aufgehäuften „Kraft der Leidenschaft". „Man reißt sich das Buch aus den Händen", schreibt Mendelssohn in den Literaturbriefen. Vor der Julie Rousseau's traten Richardson's Pamelen und Clarissen, vor dem Chevalier St. Preux dessen Grandison in den Hintergrund.

In gewisser Hinsicht noch tiefer und nachhaltiger war die Wirkung des „Emile". Mit wirklich genialischem Blick wurden hier die vielen Mißstände einer unnatürlichen, verkünstelten, verschnörkelten Erziehung, wie sie damals namentlich in den höhern, theilweise aber auch schon in den mittlen Classen betrieben ward, schonungslos enthüllt und unerbittlich gegeißelt, wurden für eine naturgemäßere und vernünftigere Ausbildung des Körpers und des Geistes treffliche Winke gegeben — freilich mit allerhand ächt französischem Beiwerk, welches indeß hier nur wie eine leicht abzulösende Schale den gesunden Kern umgab.

Goethe nennt den „Emile" das „Naturevangelium der Erziehung". Die beiden jungen Grafen Stolberg, um die Rousseausche Theorie von der Vortrefflichkeit des Naturzustandes gleich praktisch anzuwenden, badeten bei Zürich im offenen See — zum großen Aergerniß der Schweizer Landleute, die mit Steinen nach ihnen warfen*).

Viel weniger Eindruck machte auf die ästhetischen Kreise Deutschlands Rousseau's Schrift: der Contrat social (1762). Die Politik war nicht das Feld, um welches die junge Schule sich kümmerte.

*) Bippen a. a. O., S. 67. Goethe: „Nachgelassene Werke", 8. Bd. S. 96, 136.

Andere Bewegungen im geistigen Leben Deutschlands, die sich mit der neuen literarischen Richtung berührten. Der Philanthropismus.

Dahingegen war die Erziehung des einzelnen Menschen für sie ein Thema von höchstem Interesse, insofern es mit ihren auf Herstellung natürlicher, normaler Zustände in der Poesie wie im Leben gerichteten Bestrebungen in unmittelbarstem Zusammenhange zu stehen schien. Und so sehen wir denn dieses Erziehungsthema von den Vertretern jener Richtung nicht etwa blos neben ihren poetischen Beschäftigungen interessevoll verfolgt und behandelt (wie etwa Lessing derartige Gegenstände in den Literaturbriefen und sonst nebenher besprochen hatte), nein, wie einen integrirenden Theil ihrer eignen Bestrebungen betrachtet und als einen der mitwirkenden Factoren bei der allgemeinen Verjüngung der Menschheit den andern Factoren: der Poesie, dem Studium der ältesten Vorzeit, dem idyllischen Leben in der Natur u. s. w., an die Seite gestellt*). Wie es denn überhaupt eine bezeichnende Eigenthümlichkeit dieser nachlessingischen Richtung in der deutschen Literatur ist, daß, während Lessing nicht blos die einzelnen Künste, sondern auch Kunst und Wissenschaft, Kunst und Religion u. s. w. streng von einander geschieden und einer jeden eine besondere, selbstständige Behandlung angewiesen hatte, jetzt gerade in der Verschmelzung und gegenseitigen Durchdringung aller Seiten des Lebens und aller Kraftäußerungen des Menschen der höchste Triumph der neuen Richtung und die vollgültigste Erfüllung der Bestimmung des menschlichen Daseins gesucht wird.

Die Erziehung des Menschen hatte längst in Deutschland die helleren Geister beschäftigt. Männer wie Leibnitz, Chr. Thomasius u. A. hatten dafür geeifert, daß man neben der todten Gelehrsamkeit auch dem Leben und seinen Bedürfnissen ihr Recht gewähre, neben den Sprachen Griechenlands und Latiums auch die eigne Muttersprache pflege. H. A. Francke und seine Schüler hatten den Realien zur Geltung verholfen. Alle diese Bestrebungen bewegten sich indessen wesentlich im Rahmen des Hergebrachten, suchten dasselbe nur zu ergänzen und zu verbessern.

Aber eine viel weitergehende Reform des ganzen Erziehungswesens stand bevor. Schon Locke in seinem berühmten Buche:

---

*) So z. B. bei Goethe im „Wilhelm Meister", namentlich den „Wanderjahren".

„Gedanken von der Erziehung der Kinder“ (1693) hatte darauf hingewiesen, daß ein Hauptfehler aller Erziehung in der Verweichlichung des Körpers und der Verkünstelung des Geistes bestehe, und daß man damit anfangen müsse, jenen abzuhärten und diesen nach den Gesetzen natürlicher Selbstentwickelung zu bilden. Locke's Ideen hatten auch in Deutschland, zunächst, wie es scheint, von der Schweiz aus, Eingang gefunden. In Sulzer's „Versuch von der Erziehung und dem Unterricht der Kinder“ (1746) werden nach Locke's Vorgange stärkende Leibesübungen, besonders das Schwimmen, für Knaben empfohlen. Auch die Beschäftigung der Zöglinge mit allerlei Handarbeiten neben den geistigen Studien, wie sie Locke vorgeschrieben, findet Sulzer's Beifall, ebenso die „stufenweise Entwickelung“ und die Bevorzugung des Einfachen, Natürlichen vor dem Künstlichen in der Bildung des moralischen Sinnes und des Geschmacks*).

In diesem Punkte ward Locke's Autorität auch noch durch die vielgeltende Shaftesbury's unterstützt.

Ungleich radicaler verfuhr Rousseau. Bei ihm zuerst erscheint der Gedanke einer Entwickelung des Individuums ganz aus dem Frischen, gleichsam aus dem ersten Keime, abseits von aller Civilisation und ihren Verkünstelungen, consequent durchgeführt. Bei ihm erst kommt die Natur zu ihrem vollsten, höchsten Rechte. Der Zögling Rousseau's soll Zögling der Natur und eben dadurch ein Mensch im höchsten Sinne des Wortes sein. Alles, was die Civilisation an ihm gesündigt, soll abgethan und nach Kräften gutgemacht, Alles, was sie noch an ihm sündigen könnte, sorgfältig ferngehalten werden. Der Gang der Erziehung, will Rousseau, soll derselbe sein, den die Natur, wenn man sie frei walten läßt und ihren Winken folgt, vorschreibt. „Thut das Gegentheil des Herkömmlichen“, sagt er, „und Ihr werdet fast immer das Rechte thun.“

Was Rousseau in genialer Eingebung hingeworfen, das brachte man in Deutschland in ein System. Basedow schrieb 1768 seine „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schule, Studien und ihren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt“, 1771 sein „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker“, und sein „Elementarwerk mit Kupfern“ für Kinder. Zu-

---

*) A. a. O. S. 222 ff.

gleich betrieb er persönlich eine lebhafte Propaganda für Errichtung einer Anstalt zur praktischen Ausführung seiner Ideen. Mit Hülfe eines jungen edeldenkenden Fürsten, Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, rief er 1774 die erste Anstalt dieser Art, das „Philanthropin“ in Dessau, ins Leben.

Der Gedanke der neuen philanthropinischen Erziehung fand rasch Anklang und Verbreitung. Nicht blos der feurige Dichterjüngling Goethe und der leicht entzündbare Lavater, auch der ernste Philosoph Kant interessirte sich lebhaft dafür*). Der elsässische Geistliche Oberlin, der bekannte edle Menschenfreund, begrüßte gleichfalls mit Begeisterung die neue Richtung der Pädagogik**). Vieler Orten in Deutschland und in der Schweiz entstanden Erziehungsanstalten nach dem Muster der Basedow'schen. Zu Marschlins in Graubünden errichtete ein warmherziger Edelmann, v. Salis, 1775 ein Philanthropin, an welchem der Freidenker Bahrdt eine Zeit lang Director war. Als dieser sich mit v. Salis entzweite, berief ihn der Graf von Leiningen zu sich, um auf seinem Schloß Heidenheim eine ähnliche Anstalt einzurichten. Campe, eine Zeit lang Mitarbeiter am Dessauer Institut, gründete später eine Töchteranstalt zu Hamburg. Salzmann verpflanzte die Basedowschen Grundsätze nach Schnepfenthal in Thüringen.

Eine lebhaft angeregte und anregende pädagogische Literatur schloß sich an diese praktischen Versuche zur Verwirklichung der neuen Erziehungsmethode an und trug die Ideen derselben in die weitesten Kreise. Campe, dem Winke Rousseau's folgend, der Defoe's Robinson Crusoe als eine Quelle naturgemäßer Befriedigung der kindlichen

*) Bekannt ist Goethe's Gedicht auf die Reise, die er mit den beiden, ihrem Wesen nach so verschiedenen Männern machte: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten“. Kant empfahl Basedow's Institut in einem Aufsatze in der Königsberger Zeitung (1777) mit den Worten: „Wir würden in Kurzem ganz andere Menschen um uns sehen, wenn diejenige Erziehungsmethode allgemein in Schwung käme, die aus der Natur selbst gezogen, nicht von der alten Gewohnheit roher und unerfahrener Zeiten sclavisch nachgeahmt wäre. Aber vergeblich ist es, dieses Heil des Menschengeschlechts von einer allmäligen Schulverbesserung zu erwarten. Nicht eine langsame Reform, sondern eine schnelle Revolution kann dies bewirken“.

**) „Pädagog. Unterhaltungen“, 1. Stück, S. 97 ff. (S. K. v. Raumer's „Geschichte der Pädagogik“, 2. Thl., S. 292.)

Phantasie empfohlen hatte, schrieb seinen „Robinson den Jüngeren", der, trotz aller Unnatur der beigemischten altklugen Kinderfragen und aller Geschmacklosigkeit der moralisirenden Belehrungen, dennoch durch die Schilderung primitiver Zustände und eines ohne die Voraussetzungen unserer herkömmlichen Cultur sich selbst forthelfenden Abenteurers nicht blos die Jugend, sondern auch das Alter entzückte und zahllose Auflagen erlebte. In seinem „Revisionswerk des gesammten Schul- und Erziehungswesens" breitete er die Ideen Locke's und Rousseau's weiter aus, bekämpfte die alte und vertheidigte die neue Methode der Menschenbildung. Auch der Baseler Iselin folgte in seinen „Philanthropischen Aussichten redlicher Jünglinge" (1775) den Spuren Rousseau's, wenn schon, nach Schweizer Art, mit einem Beisatz nüchtern-praktischen Sinnes.

Herder mit seiner thatendurstigen Seele glühte in seiner Jugend ebenfalls für Locke's und Rousseau's pädagogische Ideale. Nach des Letzteren Anleitung wollte er ein „Buch zur menschlichen und christlichen Bildung" schreiben; er wollte darin zeigen, wie der Mensch zuerst als Einzelner an Leib und Seele zu bilden sei; dann aber wollte er den „menschlich wilden Emil Rousseau's" in die Gesellschaft, den Staat, die nationale Bildung einführen. Noch von Frankreich aus schreibt er von einem großartigen Plane, den er entworfen, um „eine Pflanzschule und ein Muster für die Menschheit, für Welt und Nachwelt zu begründen, wie Lykurg"; sein Ehrgeiz sei, es einem Locke und Rousseau nachzuthun*).

Sowohl Herder als Kant kamen später von ihrer Begeisterung für die philanthropinischen, theilweise auch für die Rousseauschen Ideen zurück. Iselin in seiner „Geschichte der Menschheit" (1777) stellte dem Rousseauschen Naturzustande das höhere Ziel einer Entwickelung und Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft gegenüber. Goethe mit seinem genialen Blicke hatte das Gemachte und Unwahre in Basedow's Wesen schon bei der ersten Bekanntschaft mit diesem durchschaut und war von dessen Persönlichkeit zwar angezogen, aber auch abgestoßen worden.

---

*) S. Herder's „Reisetagebuch", in dessen „Lebensbild", 2. Bd. S. 191, 195, das „Ideal einer Schule", in „Herder's Werken", 10. Bd. S. 311, ferner „Erinnerungen aus dem Leben Herder's von Caroline von Herder", 1. Bd. S. 140.

Die Philanthropine bargen in sich neben vielem Neuen, Richtigen und wirklich Befreienden auch manches Verkehrte, Erkünstelte, sogar (wie so oft derartige neue Erziehungsexperimente) manche Charlatanerie. Durch ihre Uebertreibungen verfielen sie dem Spott und der Satire*). Doch wirkten sie in vieler Beziehung erfrischend, anstoßgebend und umbildend auf die veralteten Erziehungssysteme. Sie pflegten einen gewissen praktischen Zug zum Leben, indem sie ihre Zöglinge nicht blos zu geistigen Studien, sondern auch zu allerlei realistischen Beschäftigungen anhielten, ihren Körper übten und sie zum Fortkommen in der Welt geschickt zu machen suchten.

Für die schwärmerischen Verehrer der Natürlichkeit lag in diesem ganzen Treiben ein großer Reiz und eine neue Bekräftigung ihres Princips. Sie sahen hier Ernst gemacht mit der Zurückführung des Menschen zur Natur. Die jungen Zöglinge des Philanthropins in ihrer leichten, gesunden und bequemen Kleidung an Stelle des geschniegelten und beengten Anzugs, zu dem sonst schon die zarte Kindheit verurtheilt war, mit bloßem Halse selbst in winterlicher Zeit, mit frei wallendem Haar, kräftig und gewandt in ihren Bewegungen infolge ihrer gymnastischen Uebungen, einfach in ihren Genüssen, sich selbst im Gegensatz zu ihren erkünstelten und verzärtelten Altersgenossen gewöhnlichen Schlags als ganz neue Menschen fühlend und sich dessen laut rühmend**), erschienen wie eine lebendige Probe auf jene Theorie der Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit, wie eine Erneuerung des classischen oder des altgermanischen reinen Menschenthums, wie eine praktische Kriegserklärung gegen die veraltete und verzopfte Civilisation. Das jüngere Geschlecht, soweit es den neuen Ideen huldigte, ließ ebenfalls das Haar frei wallen, entledigte sich der steifen, beengenden Tracht, badete im kühlen Flusse, lief Schlittschuh, wozu schon Klopstock das

*) Eine solche Satire auf den Philanthropismus ist der Roman: „Spitzbart, eine komisch-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert", 1779, von Schummel.

**) „O, wir sind Philanthropisten, wir können Alles", hörte man diese Knaben frohlocken, wenn ihnen bei ihren Spielen oder ihren Uebungen ungewöhnliche Kraftanstrengungen, Strapazen oder Entbehrungen zugemuthet wurden. Auch die Campeschen Kinder im „Robinson" finden einen Genuß darin, dem Robinson in Einfachheit der Lebensweise es nachzuthun.

Beispiel gegeben, kurz, vertauschte die pedantisch erkünstelte Lebensweise mit einer naturgemäßeren.

Lavaters Physiognomik. Bedenklicher, als dieser philanthropinische, und gleichwohl noch verlockender, war ein anderer Weg, auf dem man dem „wahren Menschenthum“ damals nahe zu kommen meinte. Lavater gab 1774 den 1. Band seiner „Physiognomischen Fragmente“ heraus, denen später noch andere folgten. In der Vorrede sagte Lavater: „Der Leser soll aus diesem Buche sich und seine Nebenmenschen und den Schöpfer besser kennen lernen, sich freuen, daß er ist und daß solche Menschen neben ihm sind, mehr Achtung für die menschliche Natur, ein heilsames Mitleid mit ihrem Verfalle, mehr Liebe zu einzelnen Menschen, mehr ehrfurchtsvolle Freude an dem Urheber derselben in sich erwecken“. In der Einleitung spricht er dann ausführlicher über die „Gottähnlichkeit des Menschen“; er bekämpft die Ansicht (die namentlich von französischen Philosophen wie Helvetius vertreten ward), als ob Alles oder das Meiste, was der Mensch sei, auf Bildung und Erziehung beruhe, nicht auf der „ersten Organisation“. Es gebe ein „geerbtes Schönes“ im Innern und Aeußern des Menschen, wenn schon allerdings eine Verbesserung oder Verschlimmerung dieser ursprünglichen Anlage durch die Erziehung möglich sei. Der moralischen Schönheit entspreche eine körperliche Schönheit, wenn auch nicht blos die Tugend schön und blos das Laster häßlich mache.

Daneben gestand Lavater ganz naiv, daß er sehr wenig physiognomische Kenntnisse besitze und sich in seinem physiognomischen Urtheil unzählige Male geirrt habe; allein auf seine reizbaren Nerven hätten die Physiognomien der Menschen immer einen starken Eindruck gemacht; es sei ihm Aehnlichkeit in den Gesichtszügen und den Charakteren aufgefallen; nachdem dann seine ersten physiognomischen Versuche durch Zimmermann veröffentlicht worden, habe er „unzählige Aufforderungen von den weisesten, redlichsten, frömmsten Männern in und außerhalb seines Vaterlandes erhalten, darin fortzufahren“ *).

---

*) „Lavaters Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, verkürzt herausgegeben von J. M. Armbruster“. (1783, 3 Bde.) 1. Fragment.

Man kann darüber streiten, wie viel oder wie wenig Wahrheit und Zuverlässigkeit in der Kunst, das Wesen des Menschen aus den Zügen seines Gesichts und seiner sonstigen Körperbildung zu lesen, verborgen sei. Für den Menschenbeobachter wird es immer ein interessantes Studium sein, aus dem Strahle des Auges, der Wölbung der Stirn, dem Schwunge der Nase, der Gedrungenheit des Kinnes die feurige Phantasie, den Denkergeist, den stolzen Sinn oder die Willenskraft eines Menschen herauszulesen, ohne doch darauf allein die Kenntniß des Individuums zu gründen. Aber Lavater ging weiter. Ihm ward die Physiognomik zu einer Wissenschaft voll apodiktischer Gewißheit „so gut wie die Physik", zu einem Organ, um in die tiefsten Mysterien der Natur und der Menschenwelt einzudringen, zu einer göttlichen Gabe der Prophetie*).

---

*) „Die Physiognomik", sagt Lavater (a. a. O.), „kann Wissenschaft werden wie die Physik, denn sie ist Physik, wie die Medicin, denn sie ist Medicin, wie die Theologie, denn sie ist Theologie, wie die schönen Wissenschaften, denn sie gehört dazu. So wie diese alle, muß sie viel dem Genie, dem Gefühl überlassen (!), hat sie für Vieles noch keine bestimmten und bestimmbaren Regeln." .... „Jetzt sehen wir die Herrlichkeit des Menschen nur durch ein düstres Glas, bald von Angesicht zu Angesicht, jetzt fragmentarisch, dann durch und durch, wie ich von Dem erkannt bin, aus dem, durch den und in dem alle Dinge sind. Ehre sei ihm in Ewigkeit, Amen!" Dann weiter: „Alle Menschen urtheilen in allen Dingen nach deren Physiognomie, deren Aeußerlichkeit, der Kaufmann von den Waaren, der Bauer von dem Ansehen seiner Feldfrüchte, der Arzt nach Symptomen, der Verliebte, der Menschenfreund u. s. w. Ist nicht die ganze Natur Physiognomik — Oberfläche und Inhalt, Leib und Geist, äußere Wirkung und innere Kraft?" — „Die Physiognomik im weitern und engern Verstande ist die Seele aller menschlichen Urtheile, Bestrebungen, Handlungen, Erwartungen, Befürchtungen, Hoffnungen, aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche durch Dinge außer uns veranlaßt werden." — „Vom Wurm bis auf den erhabensten Weisen — warum nicht den Engel, warum nicht Jesus Christus? — ist die Physiognomik Grund von Allem, was wir thun und lassen" („Fragmente", V. Abschnitt, „Von der Wahrheit der Physiognomik"). Mit Recht verfiel diese anmaßliche und dabei doch unzureichende Physiognomik Lavater's der Satire, wie sie in milderer Form Claudius, mit seinem bekannten beißenden Spott Lichtenberg übte, Letzterer in der „Physiognomik der Schwänze", worin z. B. die Stelle vorkommt: „Lieber Leser, theurer Seelenfreund, betrachte diesen Hundeschwanz — durchaus nichts weichlich Hündelndes, nichts Damenschößigtes, kein zuckernes, winziges Wesen, überall Mannheit, Drangdruck, hoher, erhobener Bug" u. s. w.

„Er fühlte sich“, wie Goethe es ausdrückt, „im Besitz der geistigsten Kraft, jene sämmtlichen Eindrücke zu deuten, welche des Menschen Gesicht und Gestalt auf Jeden ausübt, ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wüßte*).“

Die Wirkungen dieser prophetischen Gabe waren bedeutungsvolle sowohl für Den, der sie zu besitzen vorgab, wie für Die, auf welche sie angewandt wurde. Die Letzteren gewannen unwillkürlich ein erhöhtes Gefühl von sich selbst, ihren Gaben und ihrer künftigen Bestimmung, indem sie sich durch den auserwählten Kenner und Erforscher der Menschen in den Kreis der seiner besonderen Theilnahme und Beobachtung gewürdigten Individuen aufgenommen, von ihm als mit bedeutenden Anlagen ausgestattet, vielleicht als zu Großem berufen beurtheilt fanden. Natürliche Eitelkeit, ein gewisser dunkler Trieb, ins Innere der Natur einzudringen, und ein halb mystischer Glaube an Lavater's Persönlichkeit bewirkten nur zu leicht eine schwärmerische Exaltation und Selbsttäuschung**), um so leichter,

---

*) „Goethe's Werke“, 30. Bd. S. 214.

**) Goethe drückt dies sehr treffend (ebendort) so aus: „Lavater ließ, theils aus Heißhunger nach grenzenloser Erfahrung, theils um so viele bedeutende Menschen als möglich an sein luftiges Werk zu gewöhnen und zu knüpfen (!), alle Personen abbilden, die nur einigermaßen durch Stand und Talent, Charakter und That ausgezeichnet ihm begegneten. Dadurch kam denn freilich gar manches Individuum zur Evidenz; es ward etwas mehr werth, aufgenommen in einen so edlen Kreis; seine Eigenschaften wurden durch den deutsamen Meister hervorgehoben; man glaubte sich einander näher zu kommen, und so ergab sich's aufs Sonderbarste, daß mancher Einzelne in seinem persönlichen Werthe entschieden hervortrat, der sich bisher im bürgerlichen Lebens- und Staatsgange ohne Bedeutung eingeordnet und eingeflochten gesehen. Diese Wirkung war stärker und größer, als man sie denken mag; ein Jeder fühlte sich berechtigt, von sich selbst als von einem abgeschlossenen und abgerundeten Wesen das Beste zu denken, und, in seiner Einzelheit gekräftigt, hielt er sich oft wohl für befugt, Eigenheiten, Thorheiten und Fehler in den Complex seines werthen Daseins mit aufzunehmen“. Merck schrieb an Lavater: „Die bösen Monumente, die Sie allen jungen Leuten, welche noch Nichts in der Welt gethan hatten, in Ihrer Physiognomik setzten“! (Hegner, „Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Lavater's,“ S. 113). Dagegen schwärmte Jacobi: „Ich halte die Physiognomik für eins der herrlichsten Werke, wenn auch an eigentlicher Physiognomik, d. h. wissenschaftlicher, kein wahres Wort sein sollte“ (Hegner a. a. O. S. 116). Herder in seiner „Plastik“ ahmte wenigstens

als immer mehr Solche sich fanden, welche an diesem Cultus der Physiognomik Theil nahmen.

Wenn Lavater einen Goethekopf als das Muster menschlicher Vollkommenheit schilderte, so durfte er sicher sein, weder seinen Ruf als Prophet, noch die Strebsamkeit des so Verherrlichten auf's Spiel zu setzen. Wenn er fast mit der gleichen Verzückung von einem Fritz Stolberg sprach, so war die Gefahr schon größer. Wenn er aber einen Menschen wie Kaufmann, der Nichts war, als ein kecker Renommist und Abenteurer, für „seinen geweihten Apostel" erklärte, der „Alles könne, was er wolle", so bereitete er damit sich und dem von ihm so Begünstigten den ärgsten und nachtheiligsten Selbstbetrug. Wesentlich mit auf diesen Freibrief hin unternahm Kaufmann jene Apostelreise durch Deutschland, wo er mit mähnenartig flatterndem Haar, mit langem Bart, offner Brust, im grünen Friesrock und dito Hosen, als der Typus eines „Kraftmenschen", nicht blos bei Männern wie Hamann und Herder, sondern selbst an fürstlichen Höfen sich einführte. Durch die günstige, fast begeisterungsvolle Aufnahme, die er nicht allein bei einem Schwärmer wie Hamann, sondern unbegreiflicher Weise auch bei Personen von feinster Geistesbildung, wie Herder und dessen Gattin, fand, in seiner Selbsteinbildung und Anmaßlichkeit bestärkt, steigerte Kaufmann sich in Beidem immer mehr, leistete dabei gar Nichts und endete zuletzt elendiglich in Stumpfsinn — zum nicht geringen Theil ein Opfer der Lavaterschen Physiognomik*).

Das neue Prophetenthum: Lavater, Jung-Stilling, Hamann.

Nicht zufrieden indeß mit diesem indirecten Prophetenthum, das in der Deutung sinnlicher Gotteswerke, der äußeren Gestalt und Physiognomie des Menschen, sich kundgab, maßte Lavater sich ein noch viel directeres

---

theilweise Lavater's Physiognomik nach. Uebrigens gab es schon vor Lavater's Physiognomik verwandte Bestrebungen. So führt die Allg. deutsche Bibl. in ihrem 13. Bande (1770) ein Buch an, betitelt: „Abhandlungen über Physiognomik, Chiromantie, Metaskopie u. s. w.", von Peuschel (Leipzig 1769). Darin macht sich der Verfasser anheischig, aus der Handschrift eines Menschen dessen Haare, Stirn, Gesicht u. s. w. zu errathen.

*) Sehr ausführlich und anschaulich ist aus bester Quelle das ganze hohle und wüste Treiben Kaufmann's geschildert von H. Düntzer in „Raumer's historischem Taschenbuch", Jahrg. 1859, S. 107. Hegner a. a. O. S. 127 nennt Kaufmann einen „Lumpenpropheten".

an, das unmittelbare Schauen der verborgensten Tiefen des Ewigen.

Schon vordem hatten Mystiker und Pietisten sich eines gewissen familiären Verkehrs mit dem höchsten Wesen und der unsichtbaren Welt gerühmt. Aber sie hatten doch meist mit einer gewissen ehrlichen Naivetät sich nur als die demüthig dienenden Werkzeuge dargestellt, welche Gott mit seinem Glanze erleuchte und mit seiner Kraft durchdringe. Lavater trieb die Sache vornehmer, genialischer. Er, der moderne Prophet, war ein ungleich intimerer Vertrauter Gottes; er brauchte nicht geduldig zu warten, bis die höhere Welt der Mysterien sich ihm erschließe; er besaß den Schlüssel dazu und konnte jederzeit nach Belieben damit schalten. In seinen „Aussichten in die Ewigkeit"*) weiß er sehr genau zu berichten, was einstmals nach diesem Leben die verklärten Geister mit ihren verklärten Leibern denken, fühlen, thun, womit sie die Zeit verbringen, wie sie mit Gott und den Engeln verkehren werden. Dabei stellt er sich selbst ziemlich unverholen als einen der Auserwählten Gottes, als einen der „Erstlinge" in diesem Reiche der Ewigkeit dar**).

---

*) 1768—72, 4 Bde. Bezeichnend für diese „Aussichten" und für die ganze eigenthümliche Stimmung der damaligen Zeit, in welcher das Heterogenste durcheinanderwogte, ist u. A. der Umstand, daß diese überfliegend idealen und mystischen Betrachtungen niedergelegt wurden in Briefen an den Schweizer Arzt Zimmermann und daß sie, wie in der Vorrede bemerkt wird, entstanden waren aus Gesprächen Lavater's mit Zimmermann, demselben Zimmermann, durch dessen Einfluß Wieland zuerst von seiner spiritualistisch-platonischen Richtung ab- und zum entschiedensten Eudämonismus und Epikureismus hinübergelenkt worden war!

**) Lavater unterscheidet im künftigen Leben eine Aristokratie der Auserwählten von der gemeinen Menge gewöhnlicher Seelen. „Ich denke mir", sagt er im 8. Briefe, wo er über die sogenannte Auferstehung der Gerechten handelt, „daß diese mit Christus auf Erden herrschenden auferstandenen Propheten, Apostel, Märtyrer und Glaubenshelden einen irdischen, höchst regelmäßigen, schönen, vollkommnen und unverletzlichen Körper bewohnen werden, der nach Belieben des Geistes eine blendende Herrlichkeit an sich ziehen und zurückwerfen, immer grünend, blühend, unermüdlich sich, insonderheit im Hierosolymischen Klima, hin und her bewegen kann, weder des Schlafes noch der Speise, vermuthlich auch keiner Kleidung bedarf". . . „Diese Seligkeit der Erstlinge (!) der Auferstehung wird 1000 Jahre dauern. Nicht lange nach Vollendung dieser 1000 Jahre wird die allgemeine Auferstehung der Todten erfolgen." Im

Jung-Stilling gehörte ebenfalls zu diesen „Auserwählten". Er sowohl als Lavater machten an sich schon früh „die Erfahrung", daß ihr Gebet die unmittelbare Wirkung habe, ihnen aus irdischen Verlegenheiten zu helfen, wenn sie nur mit der vollen Zuversicht des Erhörtwerdens sich wegen Abwendung solcher an Gott wendeten. Geld, dessen sie dringend bedurften, ward ihnen, sogar in Fällen eigner schwerer Verschuldung, auf wunderbare Weise zugemittelt; Versehen, die sie begangen, fanden sich ohne ihr Zuthun ausgeglichen. Wie Lavater, fühlte sich Jung-Stilling als einen jener „großen Männer, großen Geister, ‚Genies', die ihren Lebensplan nach untrüglicher innerer oder vielmehr unmittelbar göttlicher, wunderbarer Eingebung mit zweifelloser Sicherheit entwerfen und zu Ende führen*)".

---

11. Briefe wird (auf 175 Seiten!) „die Natur des verklärten Leibes" (Augen, Zunge, die verschiedenen Sinne, Geruch, Gefühl u. s. w.) abgehandelt. Im 13. Briefe wird die nach jener Auferstehung zu erwartende „Erhöhung der Geisteskräfte" beschrieben, — ein Vermögen des Hellsehens, „wie es schon im jetzigen Leben unter gewissen Umständen hervorblitzt". Auch von der „Beschäftigung der Seelen" im zukünftigen Leben, Betreibung von Künsten, Veredelung der Welten, Reisen in andre Weltkörper u. s. w., weiß Lavater (im 20. Brief) viel zu erzählen.

*) Herbst, „Lavater's Leben", S. 4, erzählt: „Lavater machte bald die Erfahrung, daß das Gebet ihm helfe, ihm Verlegenheiten erspare. Geld, das er berechnen sollte und verthan hatte (!), wurde ihm zufällig gerade auf sein Gebet (!) geschenkt; sogar eine falsche Arbeit fand sich corrigirt". (!) „Ich bedurfte nur", sagt er selbst von sich, „einen gebetanhörenden (erhörenden?) Gott". (Vgl. Lavater's „Tagebuch", S. 126.) Der Herausgeber von Jung-Stilling's „Sämmtlichen Schriften" (1835), Dr. Grollmann, sagt in einem Vorwort dazu, S. 6: „Es ist eine große Idee, welche diesen Mann beseelte und von welcher alle seine Schriften erfüllt sind, die nämlich, daß Gott kindlich auf ihn Vertrauenden auf eine unmittelbare, außerordentliche (!) Weise durch eine alle menschliche Berechnung übertreffende, von dem gewöhnlichen, gesetzlichen, naturgemäßen Gange der Dinge ganz abweichende Schickung aus jeder Noth des Lebens helfe. Die Idee tritt in ihrer Eigenthümlichkeit besonders in dem Glauben hervor, daß ein in der Noth zu Gott geschicktes Gebet nicht etwa blos eine innere Erhörung durch höhere Stärkung des Geistes finde, sondern, wofern es mit den Rathschlüssen Gottes übereinstimmt, eine äußere göttliche Hülfeleistung durch wunderbare (!) Errettung aus leiblicher Noth, Krankheit, Armuth u. s. w. zur Folge habe". Jung-Stilling selbst steht nicht an, sich als einen von den Leuten zu bezeichnen, „die man große Männer, große

Auch Hamann berief sich auf ein solches *δαιμόνιον*, eine unmittelbare, untrügliche göttliche Offenbarung in seinem Innern.

Geister, Genies nennt", Leuten, die durch einen „großen Grundtrieb" sich ihren Lebensplan selbst machen und ausführen. Er habe einen solchen „großen Grundtrieb"; allein derselbe habe in seinem „natürlichen Charakter" gar nicht gelegen, sei erst in ihn gebracht worden (durch eine besondere Veranstaltung Gottes, wie er andeutet). „Gott also hat mich überall geführt; folglich kann ihm sein Werk nicht mißlungen sein" (Jung-Stilling's „Lebensgeschichte", S. 586). Von jener „wunderbaren" Rettung aus Noth weiß sein Biograph (nach Jung-Stilling's eignen Aufzeichnungen) sehr im Einzelnen allerhand zu erzählen (S. 537). „Jung-Stilling hatte 1650 fl. Schulden; unter den Staarblinden, die er (bei einer Reise in die Schweiz) operirte, war eine Person, die kein Wort von seinen Schulden wußte, wenigstens nicht von fern ahnen konnte, wie viel ihrer wären; nur aus innerm Antriebe, um ihm eine bequeme Lage zu verschaffen, bezahlte sie ‚ganz genau' 1650 fl. für die Cur". Aber damit nicht genug. S. 538 heißt es weiter: „Noch mehr! Stilling's himmlischer Führer wußte, daß er (St.) in wenig Jahren noch eine hübsche Summe nöthig haben würde (zum Umzug nach Heidelberg in Folge einer Berufung dahin); Stilling aber wußte davon kein Wort. Diese Summe wurde ihm von verschiedenen wohlhabenden Patienten bezahlt!" Stilling hatte aber auch noch in Straßburg 40 fl. Schulden; „ein Freund Stilling's kommt zu seinem Gläubiger und bezahlt das Geld sammt Zinsen". Der Biograph schließt mit den Worten (S. 542): „Eine Schuldenmasse von 4500 fl. machen zu müssen (?) und sie ganz ohne Vermögen, blos durch den Glauben (!), ehrlich und redlich mit den Zinsen bis auf den letzten Heller zu bezahlen, dieser ‚Stillingsknoten' war nun gelöst — Hallelujah!" Von der wunderthätig hülfreichen Kraft seines Gebets erzählt Jung-Stilling selbst (in dem Buche „Jünglingsjahre und Wanderschaft") u. A. aus seinem Straßburger Aufenthalt folgende Geschichte: Er war, von allen Mitteln entblößt, in größter Noth, und betete um Errettung daraus. Alsbald kommt sein Wirth, ihm eine Summe aus freien Stücken anzubieten. Jung-Stilling verschweigt nicht, daß der Wirth dies that, weil er auf die Meinung gekommen war, Jung-Stilling habe bedeutende Wechsel zu erwarten; Letzterer, obschon er wußte, daß der Wirth in einer Täuschung sich befand und nur wegen dieser so handelte, nahm doch das Geld an, ohne zu wissen, wie es zurückzahlen. Die Allg. deutsche Bibl. macht hierzu die sehr treffende Bemerkung, daß es Einem sonderbar vorkomme, wenn Jung-Stilling bei diesem seinem Verfahren einem „Winke Gottes" gefolgt zu sein vorgebe. „Wenn doch der Verfasser angegeben hätte, was wirklich solch ein Wink Gottes sei, damit nicht zuletzt Jeder jeden plötzlichen Einfall dafür halte; sonst müßte es für die bürgerliche Gesellschaft besser sein, Leute, die solch ein *δαιμόνιον* haben, einzusperren." Goethe im vierten Theil von „Dichtung und Wahrheit" („Nachgelassene Werke", 8. Bd. S. 30) erzählt: ein schalkischer Mann habe ganz ernsthaft ausgerufen:

Das war, wie man sieht, ganz die poetische Theorie der jungen Dichterschule, die Theorie vom „Genie", welche Young gepredigt hatte, nur verallgemeinert und gleichsam ins Praktische übersetzt. Wie das poetische „Genie" durch sich allein, ohne den mühsamen Weg der Erfahrung und des Studiums der Regeln, mustergültige Dichtungen sollte hervorbringen können, so das „Genie" im Leben, der gottbegnadete Prophet, außerordentliche Thaten und eine nicht an die gewöhnlichen Bedingungen menschlichen Daseins gebundene Lebensführung.

Kein Wunder, wenn diese neue Prophetenschule mit der Schule der jungen Genies sich vielfach berührte. Goethe schloß sich als Jüngling an Lavater begeisterungsvoll an. Mit Jung-Stilling verkehrte er als Student zu Straßburg. Er sah in diesem damals vorzugsweise das, was Goethe „eine Natur" nannte, eine aus sich selbst heraus urwüchsig sich entwickelnde, durch alle Schranken der äußeren Verhältnisse mächtig hindurchbrechende Kraft. Auf sein Andringen veröffentlichte der damals noch unerfahrene und schüchterne Jung-Stilling sein erstes Werk, eine Art Selbstbiographie, unter dem Titel „Heinrich Stilling's Jugend", welches alsbald großes Aufsehen erregte und ihn zu einer vielangestaunten Persönlichkeit machte.

Vor Allem jedoch ist es Hamann (der „große Magus des Nordens", wie ihn seine Verehrer bewunderungsvoll nannten), der dieser jungen Schule nahestand, ja, der gewöhnlich als der eigentliche Vorläufer und so zu sagen als die geistige Hebamme der Sturm- und Drangperiode betrachtet wird*). Eine bedenkliche Abstammung freilich, insofern Hamann selbst mit der absolutesten poetischen Unfruchtbarkeit geschlagen und auch als literarischer Theo-

„Wenn ich mit Gott so gut stünde wie Jung, so würde ich das höchste Wesen nicht um Geld bitten, sondern um Weisheit, damit ich nicht so viel dumme Streiche machte, die Geld kosten und elende Schuldenjahre nach sich ziehen".

*) „Deutscher Mercur" von 1774, 4. Bd. S. 164. (Vgl. Koberstein a. a. O. S. 1491 u. 1514.) Es war ein gewisser Schmid, der dort Hamann als den Stifter und das Haupt der neuen Schule „der Unmittelbarkeit und Genialität" proclamirte, derselbe Schmid, der, ebenfalls im „Mercur" (von 1777), die „Anbetung Shakspeare's" für gleichbedeutend erklärte mit „höchster Ungebundenheit, Verachtung alles Zwanges von Wohlanstand, Regel, Gewohnheit, mit einer üppigen und ausschweifenden Phantasie".

retiker das völlige Gegentheil Lessingscher Klarheit war*). Ein dunkler Drang ließ ihn im Religiösen ein gewisses geheimnißvolles Aufgehen alles Denkens, Empfindens, Thuns, überhaupt aller Kräfte und Richtungen des Menschen in einer mystischen Einheit mit Gott oder Christus erstreben, und gleicherweise verlangte er dann im Aesthetischen die Rückkehr der seiner Ansicht nach in Abstractionen und todtem Formenwesen verkommenen Poesie zu einer ebensolchen ursprünglichen Einheit von Gefühl und Bild oder Wort, als dem naturwüchsigen Ausdruck des Göttlichen im Menschen oder des „Genie". Wie dies freilich zu machen sei, vermochte er nicht zu sagen, höchstens von fern anzudeuten, wenn er in den frühesten Liedern der Völker oder in den heiligen Urkunden des Alten Testamentes die Spuren einer solchen Ursprünglichkeit und Ureinheit zu finden meinte. Seine sibyllinischen, in einen dunklen und verworrenen Styl gekleideten Orakelsprüche mochten geeignet sein, lebhafte Geister anzuregen, sie in eine gährende Ungeduld des Suchens und Strebens zu versetzen, nicht aber, sie dazu anzuleiten, wie das von ihm in nebelhafter Ferne gezeigte Ziel wirklich zu erreichen, wie das Unsagbare dennoch zu sagen sei**). Und selbst jene orakelnden An-

---

*) „Wie Lessing schied", sagt treffend Hillebrand (a. a. O. 1. Bd. S. 287), so vermischte Hamann." Er selbst bekannte von sich, daß er nichts Fertiges, Abgeschlossenes zu liefern vermöge. „Brocken, Fragmente, Grillen, Einfälle nur kann ich geben" („Hamann's Werke", 1. Bd. S. 495). Seinen eignen Styl nennt er einen „Wurststyl", weil er das Verschiedenartigste zusammenstopfe, oder auch einen „Heuschreckenstyl", weil er von Einem zum Andern überspringe.

**) Goethe in „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 26. Bd. S. 108), obgleich im Allgemeinen Hamann sehr hochstellend, äußert doch: „Das Princip, auf welches sich die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's zurückführen lassen, ist dieses: ‚Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich'. Eine herrliche Maxime, aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durch's Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit, denn das Wort muß sich ablösen, muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Es giebt keine Mittheilung ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte und, wie er eine Einheit empfand, imaginirte, dachte, so auch sprechen wollte und das Gleiche von Andern verlangte, so trat er mit

regungen, durch welche er „die aufstrebende Jugend anzog", wie

---

seinem eignen Styl und mit Allem, was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er nach allen Elementen; die tiefsten, geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Styls, seiner Mittheilungen". Den Gesammteindruck der literarischen Wirkungen Hamann's faßt Goethe schließlich in die Worte zusammen: „Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf der Höhe nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden, so wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen vorzüglich auf bestimmte im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten gerichtet waren". Herder, der Hamann's persönlicher Vertrauter und Schüler in Königsberg war, sagt von ihm in den „Fragmenten" (1. Sammlung, S. 158): „Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Belesenheit — die Schaale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Er hat sehr viel gelesen, allein die Balsamdüfte vom Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der britischen Laune vermischt, sind zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, wie die Pythissa, wenn sie Weissagungen in kabbalistischer Prose murmelt. Seine Belesenheit ist so zusammengeflossen, wie die königliche Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben. Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in Einen Gesichtspunkt; aber hier stehe ein Leser, der diesen Punkt trifft, der sein Auge, seine Laune zu Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogene Stellungen und Schimmel statt eines mikroskopischen Wäldchens. Jeder Gedanke ist eine unaufgefädelte Perle, jeder ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte". Die Verfasser der „Literaturbriefe" hatten sich zuerst (im 113. Brief) günstig über Hamann ausgesprochen, seinen Styl sogar dem Winckelmannschen, als ebenso „körnig", verglichen; später kamen sie von dieser guten Meinung zurück und tadelten ihn um so schärfer wegen seiner fast gesuchten Dunkelheit (254. Brief). Von den Aussprüchen Hamann's, die sich auf jene „Ursprünglichkeit" der Poesie beziehen, sind die noch am Ersten verständlichen und daher am meisten citirten die folgenden (in der Schrift: Aesthetica in nuce): „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts". „Poesie ist eine Nachahmung der schönen Natur." „Man weist uns immer auf die Denkmale der Alten. Warum bleibt man bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen stehen und verläßt die lebendigsten Quellen des Alterthums?" „Um das

Goethe versichert*), waren insofern nicht unbedenklicher Art, als sie ebensowohl in die Tiefen sinnlicher Leidenschaften, als auf die Höhen einer erhabenen Begeisterung zu führen schienen, gleichwie Hamann's eigenes Leben ein trübes Gemisch von Kundgebungen einer hochgespannten Frömmigkeit und von Handlungen voll moralischer und ästhetischer Unsauberkeit waren**).

Urkundliche der Natur zu treffen, sind Griechen und Römer durchlöcherte Brunnen." Auch was Hamann in seinen „Sokratischen Denkwürdigkeiten" von dem δαιμόνιον des Sokrates als einer geheimnißvollen Quelle unmittelbaren Erkennens und Verstehens der tiefsten Wahrheiten sagt, gehört einigermaßen hierher. Andere Male verliert sich das Aesthetische bei ihm in das Religiösmystische, z. B. wenn er sagt: „Je lebhafter das Ebenbild des unsichtbaren Gottes in unserm Gemüth ist, desto fähiger sind wir, seine Leutseligkeit in den Geschöpfen zu sehen und zu schmecken, zu beschauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in dem Menschen ist nicht nur ein Andenken, sondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: wer der Herr ist". „O, eine Muse wie das Feuer des Goldschmieds und die Seife der Wäscherin! Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstractionen zu läutern, wodurch dieser Begriff von den Dingen ebensosehr verstümmelt worden, wie der Name des Schöpfers unterdrückt und gelästert wird." „Wodurch sollen wir die ausgestorbene Sprache der Natur von den Todten wieder auferwecken? Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern und durch die Wiederherstellung ihrer Magie." Etwas Klares ließ sich dabei schwer denken, aber der Ruf nach „Natur", „Natürlichkeit" und „Originalität" und die Verdammung alles dem Entgegenstehenden, wofür Hamann die ganze herkömmliche Denk- und Dichtweise erklärte, das tönte lieblich in den Ohren und Herzen der von einem ebensolchen dunklen Drange nach einem ganz Neuen, Ungewöhnlichen, Außerordentlichen ergriffenen Jugend. Mit diesem — was seinen literarischen Einfluß und vollends seine literarische Führerschaft betrifft — abfälligen Urtheil über Hamann soll seinen mancherlei feinen und richtigen kritischen Bemerkungen im Einzelnen so wenig, wie seiner wahrhaft kolossalen, nur leider ungeordneten, Vielbelesenheit zu nahe getreten werden.

*) „Werke", 26. Bd. S. 105.

**) Was dieses Letzte betrifft, so hat Hamann selbst in Briefen und tagebuchartigen Aufzeichnungen („Gedanken über meinen Lebenslauf", — „Hamann's Werke, herausgegeben von Roth", 1. Bd.) mit einer Offenheit, die einer bessern Sache werth wäre, die Unwahrhaftigkeit und Unlauterkeit seines Wesens enthüllt. In einem Briefe an Kant von 1759 (a. a. O. 1. Bd. S. 429) nennt er sich selbst (und scheint sich dessen zu rühmen) „einen Menschen, dem die Krankheit seiner Leidenschaften eine Stärke, zu denken und zu empfinden, giebt,

Was an diesem neuen Prophetenthum besonders widerwärtig

---

die der Gesunde nicht hat". Er erzählt von sich (a. a. O., 1. Bd. S. 165): „als Knabe sei er zu heimlichen Jugendsünden durch einen andern Burschen verführt worden". Als Hofmeister war er „ungeduldig, heftig, eitel auf seine Verdienste", hielt nicht lange aus. Er machte sich aus dem Hause, wo er Hofmeister war, wie er selbst (S. 189) zugesteht, „mit Scheingründen und ohne Aufrichtigkeit" los, indem er „unter dem Versprechen fortging, wiederzukommen, was eine offenbare Lüge war". Trotz guten Gehaltes gerieth er in Schulden. In der Nähe seiner sterbenden Mutter überläßt er sich Zerstreuungen. Gegen seinen Vater, dem er zur Last fällt, obgleich er weiß, daß dieser selbst bedrängt ist, erweist er sich undankbar und unkindlich. Ein Kaufmann Behrens in Riga nimmt sich seiner an und gewährt ihm, der „in die Welt hinaus kommen" und „sein Glück machen" will, die Mittel, erst zu einer Reise nach Berlin, Lübeck, Hamburg (wo er aber nirgends etwas Rechtes anzufangen weiß, sich mit Zerstreuungen betäubt, überall „unstät und unzufrieden" ist), dann nach London, wo er ihm ein Geschäft aufträgt. Statt diesem Vertrauen zu entsprechen, verlottert Hamann Zeit und Geld in zum Theil, wie es scheint, sehr gemeinen Vergnügungen, wird krank, geräth in tiefste Noth, so daß er „drei Wochen lang von Wassergrütze und Kaffee" leben muß, verfällt in seiner gezwungenen Einsamkeit auf die Lectüre der Bibel und wird (oder scheint) nun plötzlich überfromm, was ihn aber wiederum nicht abhält, gegen seinen Wohlthäter Behrens sich nicht blos unredlich (indem er ihm das durchgebrachte Geld nicht ersetzt), sondern auch in hohem Grade undankbar zu zeigen. Dafür zieht er, was freilich viel bequemer, einen Wechsel auf Gott, den er anruft: „er möge seinen Vater, Bruder, seine Freunde für das entschädigen, was er selbst ihnen Uebles gethan", und getröstet sich: „seine Seele sei in Gottes Hand mit allen moralischen Mängeln und Grundkrümmen derselben" (a. a. O. S. 202, 363 u. s. w.). „Mir eine Brücke zum Glück zu bauen, war immer die erste Absicht aller meiner Handlungen", gesteht er selbst (Ebenda S. 207). Später lebte er in Königsberg in wilder Ehe, unlustig zu einer geregelten Beschäftigung, oftmals unmäßig u. s. w. Ein Mensch von solcher Lebensweise ist immer auch ästhetisch ein bedenklicher Führer. Von seinen theoretischen Grundsätzen gehören hierher folgende, die gerade durch ihre Unbestimmtheit, sowie durch ihre Verbindung mit andern, scheinbar sehr idealen, doppelt gefährlich für eine in sich selbst noch unklare Jugend werden mußten: „Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften"; — „Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehre sind, hören sie darum auf, Waffen der Mannheit zu sein?" — „Die Empfängniß neuer Ideen und Entwürfe, die Arbeit und Ruhe des Weisen liegen im Schooße der Leidenschaften vergraben." „Brauche deine Leidenschaften, wie du deine Gliedmaßen brauchst!" (a. a. O. 1. Bd. S. 515). „Ein Herz ohne Leidenschaften ist wie ein Kopf ohne Begriffe. Ob das Christenthum solche Herzen und Köpfe verlangt, zweifle ich sehr" (Ebenda, S. 494).

auffällt, ist der Contrast zwischen der zur Schau getragenen, zum Theil wohl auch wirklich eingebildeten Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Vertreter desselben, und der innern Unwahrheit, Zweideutigkeit, Selbsttäuschung und Täuschung Andrer, die in deren Denken und Thun so häufig zu Tage tritt. Diese Zweideutigkeit, die sie mit den Pietisten gewöhnlichen Schlags gemein hatten, war nur bei ihnen deshalb noch gefährlicher, weil sie dieselbe mit einem stärkeren Scheine von halb poetischer, halb religiöser Idealität zu umgeben verstanden*).

---

*) Zur Rechtfertigung und Bestätigung dieses harten Urtheils wollen wir zunächst einige Specialitäten aus Lavater's und Jung-Stilling's eignen Schriften anführen. Von Lavater kommt hier namentlich das „Tagebuch" in Betracht. Der ausführliche Titel heißt: „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst". Gleich die Einführung desselben in die Oeffentlichkeit ist kokett und unwahr. Es beginnt mit einer Vorrede Lavater's, worin dieser die Sache so darstellt, als ob das „geheime" Tagebuch lediglich durch eine „wohlgemeinte Verrätherei" des Freundes zur Veröffentlichung gelangt sei. Er freue sich über die gute Absicht des Herausgebers, obschon er sich vielleicht geweigert haben würde, in die Herausgabe zu willigen. Dann folgt eine Vorrede des Herausgebers, worin dieser alles mögliche Schöne von dem Verfasser des Tagebuchs sagt. Er schließt diesen Panegyrikus mit den Worten: „kurz, ein Mann, doch — ich will nichts zu seinem Lobe sagen". Dann folgt wieder eine Aeußerung Lavater's selbst: Menschenkenner hätten bemerkt, daß die Aufrichtigkeit aufhöre, sobald der Mensch wisse, er werde beobachtet. Allein, wo das Herz nur sich selbst beobachte, da fange die Aufrichtigkeit an. Der Verfasser des Tagebuchs nimmt sich daher vor: „seine Beobachtungen (über sich selbst) niemals irgend einem Menschen zu zeigen, sie genau zu verwahren". (Wie aber war dann jene „wohlgemeinte Verrätherei" des Freundes möglich?) In diesem Tone koketter Selbstbespiegelung ist auch das Tagebuch selbst, besonders fast der ganze 1. Theil (der 2. Theil ist etwas besser) gehalten. Im Vergleich zu dem Gellertschen Tagebuchstyl ist dieser Lavatersche noch unnatürlicher und innerlich unwahrer. Von Jung-Stilling gehört hierher die obige Geschichte mit dem Wirth in Straßburg, dann eine andere, wo Stilling ein geheimes, ihm als solches vermachtes Manuscript auf dem Postwagen verkauft, endlich sein, von ihm selbst sehr naiv berichtetes Verhalten als Professor der Staatswissenschaft in Gießen. Er erzählt, wie seine Zuhörer sich verloren, wie er gefühlt, daß er der Stelle nicht gewachsen sei, und fährt dann fort (a. a. O. S. 525): „Der rechtschaffene Mann, geschweige der wahre Christ, muß Amt und Besoldung zurückgeben, sobald er es nicht pflichtmäßig verwalten kann, wenn dieses auch seine Schuld nicht ist. Diese Forderung, die kein Sophist aus meinem Gewissen herausdemonstriren konnte, machte mir angst und bange, und

Stellung der jungen Dichterschule zur Religion und zur Moral. Pantheistisch-eudämonistische Richtung derselben.

Es ist hier der Ort, über die Stellung der jungen Dichterschule zur Religion zu sprechen, wie sie in diesem wahlverwandtschaftlichen Verkehr derselben mit Männern wie Hamann, Lavater, Jung-Stilling, aber auch in andern Anzeichen zu Tage tritt. In ihrer radicalen Opposition gegen alles Bestehende in Literatur und Leben, in Sitte

---

doch konnte ich ihr nicht Folge leisten, denn ich war an Händen und Füßen gebunden. Wie war da ein Rettungsmittel zu denken? Entweder mußte (!?) mir der Kurfürst die 2000 fl. geben — so viel brauchte ich — und mich vom Amt entlassen, oder ein anderer Fürst mußte (?!) mich mit so viel berufen". Wie das so sehr mit Wahrhaftigkeit prunkende und doch so durch und durch unwahre Wesen Lavater's auf Menschen mit wirklich gesundem Geistes- und Gemüthsleben wirkte, davon haben wir die frappantesten Zeugnisse in Goethe's Schriften. Anfangs zeigt sich Goethe hingerissen von Lavater, der in seiner Persönlichkeit einen großen Zauber gehabt zu haben scheint. Er half ihm an seiner Physiognomik durch Zeichnung und Zusendung von Köpfen und gab sich ihm ganz hin. An Knebel schrieb er aus Zürich 1779 („Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel", 1. Bd. S. 15): „Hier bin ich bei Lavater im reinsten Zusammengenuß des Lebens. Er ist ein einziger Mensch. Solche Wahrheit, Glaube, Liebe, Geduld, Weisheit, Güte, Stärke, Ganzheit, Ruhe ist weder in Israel noch unter den Heiden". Ebenso an Frau v. Stein („Goethe's Briefe an Frau von Stein, herausgegeben von Schöll", 1. Bd. S. 277) unterm 30. Nov. desselben Jahres: „Wenn man wieder einmal einen so ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt". Auch die Herders rühmten an Lavater die „Wahrheit des Herzens" („Erinnerungen" von Caroline v. Herder, 1. Bd. S. 233); Wieland küßte ihm die Hand; Charlotte v. Lengefeld nannte ihn einen Engel („Goethe's Briefe an Frau v. Stein", 3. Bd. S. 275. „Carolinens v. Wolzogen Nachlaß", 1. Bd. S. 170). Fritz Stolberg schrieb 1775 an Claudius über ihn („Boie's Museum", 1776. 1. St.): „In den verstohlenen Augenblicken, welche jedem Andern zur Ruhe unentbehrlich sind, schreibt er Werke, die das Erstaunen Deutschlands, das Erstaunen künftiger Jahrhunderte sein werden". Dagegen lauten Goethe's Aeußerungen über Lavater aus wenig späterer Zeit ganz anders. In zwei Briefen an Frau v. Stein vom 5. u. 6. April 1782 (a. a. O. 2. Bd. S. 182, 183) sagt er: „Die Geschichte des guten Jesus (aus Lavater's Pilatus) hab' ich nun so satt, daß ich sie von Keinem als allenfalls von ihm selbst, hören möchte" . . „Wenn unser Einer seine Eigenheiten einem Helden aufflickt und nennt ihn Werther, so geht's hin; nun findet Hans Casper diese Methode allerliebst und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen, da wird er abgeschmackt." Ferner an ebendieselbe unterm 21. Juli 1786 (ebenda, 3. Bd. S. 279), nachdem Lavater in Weimar gewesen: „Kein herzliches, vertrauliches Wort ist unter uns ge-

und Gesellschaft, hatte die junge Schule offenbar einen gewissen revolutionären Charakter. Danach könnte man annehmen, sie sei auch im Religiösen revolutionär, mindestens radical verfahren. Dem ist jedoch nicht so. Im Allgemeinen stehen bei ihr die religiösen Fragen nicht im Vordergrunde*). Weder im „Werther“, noch im „Faust“ (ebensowenig in dem Goetheschen als in dem von Klinger und dem des Maler Müller) ist die Krisis, an welcher der Held zu Grunde geht, eine religiöse. Nicht sowohl der Zweifel an einer unsichtbaren Welt ist es, was diese jungen Titanen aufreibt, als der ungestüme Drang entweder nach absoluter Erkenntniß der Natur und ihrer geheimsten Kräfte, oder nach einem ebenso absoluten, allbefriedigenden Lebensgenuß. Selbst in Goethe's „Prometheus“ ist zwar eine gewisse Auflehnung menschlichen Trotzes gegen die Gottheit, wie sie der alte griechische Mythus enthielt, nicht aber eine Gottesleugnung zu finden. Sogar jener blos verstandesmäßige, zu einem nüchternen Moralprincip zugespitzte Deismus, wie ihn die Aufklärungsphilosophie nach dem Vorgange der englischen Freidenker, wie ihn auch Rousseau in seinen „Bekenntnissen des savoyischen Vicars“ lehrte, war nicht nach dem Geschmacke der jungen Genies**). Eher möchte man sagen, daß ihnen in ihrem unersätt-

---

wechselt worden; ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir von ihm bleibt“. 1797 war Goethe in Zürich, ohne Lavater auch nur zu sehen! (Vgl. Schäfer, „Zur deutschen Literatur“, 2. Bd. S. 95.) Auch das Verhältniß Goethe's zu Jung-Stilling muß später sehr erkaltet sein, denn Letzterer berichtet (a. a. O. S. 572. 575) von einer zweimaligen Durchreise durch Weimar (1803), ohne Goethe's auch nur zu gedenken! Goethe selbst spricht schon in der oben angeführten Stelle wesentlich kühler von Jung, als wenige Jahre vorher in Straßburg. In Betreff Hamann's beziehen wir uns auf das S. 398 in der Note **) Gesagte.

*) Dies unterscheidet die „Sturm- und Drangperiode“ von der, sonst in mancher Beziehung ihr nicht unähnlichen, literarischen Bewegung der 30er Jahre des 19. Jahrhunderts, dem sog. „jungen Deutschland“, sowie von der Byron-Shelley'schen Schule in England.

**) Gleichwohl halte ich es für nicht zutreffend, mindestens nicht erschöpfend, wenn manche Literarhistoriker die ganze „Sturm- und Drangperiode“ nur als eine natürliche Reaction gegen die vorausgegangene „Aufklärungsperiode“ ansehen,

lichen Triebe, sich voll auszuleben und im Erkennen wie im Ge-

---

wie Hettner, der dieselbe geradezu (a. a. O. 3. Theil, 3. Buch, 1. Abtheilg., S. 1 ff.) als einen „Kampf gegen die Schranken der Aufklärung" bezeichnet. Was er als Gegenstand dieses „Kampfes" aufführt: die Willkürherrschaft in einem großen Theil von Deutschland, die schroffen Standesunterschiede, die Härten im Familienleben, das steife Ceremoniell u. A. m. — das Alles war schon von der „Aufklärung" bekämpft worden; ja auch jene „Natürlichkeit" des Denkens, Empfindens, Sichgebens, wie sie in höchster Potenz den Männern des Sturmes und Dranges als Ideal vorschwebte, war, freilich noch in mehr bescheidenem Maße, bereits von den Moralischen Wochenschriften, von der Hamburger Dichterschule, von Gellert und Gleim erstrebt und theilweise erreicht worden. Was als innerer Gegensatz und, wenn man will, als äußere „Schranke" an derjenigen Richtung der „Aufklärung", gegen die sie ankämpften, von den jungen „Genies" empfunden ward, das war etwas ganz Anderes; das war der enge und feste Anschluß dieser Aufklärungsrichtung (zu der die sogenannte Popularphilosophie, zu der aber auch ganz entschieden Kant gehört, in dem diese Richtung gewissermaßen gipfelte) an eine reale Welt, an ein Allgemeines, dem der Einzelne sich ganz unterzuordnen, gegen das er Pflichten zu erfüllen, dem er seine kleinen individuellen und privaten Neigungen, Leidenschaften, Begierden nöthigenfalls zu opfern hätte. Mit dieser Forderung, welche die „Aufklärung" der Fridericianischen Zeit an den Einzelnen stellte, vertrug sich freilich das Gefühl absolutester Souveränetät des Ich schlecht, welches der Lebensauffassung der „Sturm- und Drangperiode" zu Grunde lag. Daß und warum diese „freie Genialität" ein gewisses Recht dazu hatte, diejenigen Vertreter der „Aufklärung", welche sich nur negativ, abwehrend, gegen sie verhielten, ohne ihr etwas Positives entgegensetzen zu können, für „beschränkt" und „philisterhaft" zu erklären (wie z. B. Nicolai in seiner späteren Zeit), darauf wird an andrer Stelle zurückzukommen sein. Wie tiefinnerlich begründet aber und daher wie auch äußerlich schroff der Gegensatz zwischen jener auf eine thaten- und opferreiche Hingabe an ein Allgemeines gestellten und dieser auf die absolute Freiheit und Selbstbefriedigung des Einzel-Ich pochenden Richtung war, dafür haben wir einen schlagenden Beleg auch von der entgegengesetzten Seite her in der herben Verurtheilung, welche das „Genietreiben" der siebenziger Jahre von einem Manne erfuhr, der gleichsam die Verkörperung jener streng realistischen Richtung in der höchsten Potenz war, von dem großen Staatsmann Freiherrn vom Stein. In der berühmten Denkschrift vom April 1806, die Stein dem König Friedrich Wilhelm III. überreichte und worin er mit merkwürdigem Freimuth sich über die einzelnen Mitglieder des damaligen Cabinets aussprach, heißt es vom Grafen v. Haugwitz: . . „Er folgte dann den Thoren, die in Deutschland vor 30 Jahren das Geniewesen trieben" („Aus Stein's Leben, von Pertz", S. 161). Selbst zu Goethe stand Stein — bei aller Achtung vor dessen Dichtergeist — doch innerlich wesentlich antipodisch, wie das E. M. Arndt in der höchst ergötzlichen Schilderung von der Begegnung der

nießen gleichsam die ganze Welt in sich hineinzuschlingen*), eine gewisse pantheistische Anschauung nicht fremd gewesen sei. Von Goethe wissen wir, daß er während seines Aufenthaltes im Aelternhause zwischen seiner Leipziger und seiner Straßburger Studienzeit sich eine Art von pantheistischer Gottesverehrung ausdachte, daß er in Straßburg sich den Ideen eines Giordano Bruno und ähnlichen zuneigte, daß er später auch mit Spinoza sich viel beschäftigte.

Diesem geistig-sinnlichen Drange nach einer unendlichen Lebensfülle, sei es in der Erfassung und Bewältigung der äußern Natur mittelst einer Art von unmittelbarer, ins Innerste der Dinge eindringender Intuition, sei es (und das noch viel häufiger) im schrankenlosen Schwelgen in allen höchsten Freuden der Erde — diesem Drange war eine Geistesrichtung wie die der Lavater, Jung-Stilling, Hamann in vieler Hinsicht congenial. Denn diese „Propheten" vermaßen sich ja, mit mehr als gewöhnlicher Menschenkraft sowohl selbst zu den steilsten Höhen und in die unergründlichsten Tiefen vorzudringen, als auch Andere dahin zu führen. Wie er-

---

beiden großen Männer im Kölner Dome (in dem Buche: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn v. Stein") unverholen andeutet. — Noch weniger freilich kann ich beistimmen, wenn Hillebrand (a. a. O., 1. Bd. S. 266) die „Sturm- und Drangperiode" als eine Fortsetzung und Steigerung der „Aufklärungsrichtung" bezeichnet. Er sagt daselbst: „Was Lessing in nationalliterarischer, Friedrich II. in politischer Hinsicht zu selbstbewußter Bestimmtheit gebracht hatten, das wurde bald mit der Lust der Eroberung über die gewöhnlichen Grenzen hinaus verfolgt und meistens in maßlosem Selbstdrange und stürmender Unruhe weiter fortgeführt". Im Gegentheil! Nicht eine übertreibende Weiterführung der von Friedrich II. und Lessing eingeschlagenen Richtung des Denkens und Empfindens, sondern ein völliger Bruch mit dieser war die „Genialität" der siebenziger Jahre. Ebensowenig zutreffend ist es, wenn Hillebrand (S. 267) „die transscendentale Ichlehre Kant's" für den „Gipfelungs- und damit Schlußpunkt dieser Epoche" (des Sturmes und Dranges) erklärt. Sie war vielmehr der entschiedenste Rückschlag dagegen, wie ich am entsprechenden Orte zu zeigen hoffe. (Vgl. meinen Aufsatz: „Immanuel Kant. Eine culturgeschichtliche Studie", in dem „Historischen Taschenbuch von Fr. v. Raumer", 4. Folge, 8. Jahrgang, 1867.)

*) Wie es der Goethesche Faust als das Ziel seiner Sehnsucht ausdrückt:

„Mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und so, wie sie, zuletzt auch ich zerscheitern".

bärmlich klein nahm sich doch neben solcher geträumten Gottähnlichkeit die bescheidene Denkweise Lessing's aus, der sich damit begnügt hatte, nur immerfort der Wahrheit nachzustreben, weil der Vollbesitz der Wahrheit für keinen Sterblichen sei! Wie verächtlich erschienen die Mahnungen jener ordinären Moralisten, der Popularphilosophen, von einem Maßhalten in Allem und von den Rücksichten auf eine allgemeine Ordnung, welcher der Einzelne sich einzufügen habe! Im Gegentheil! Je unbändiger das Einzel-Ich sich gegen alle Schranken der gegebenen Verhältnisse aufbäumte, je gewaltiger es im Vollgefühl der eignen Erhabenheit sich aufblähte, je unersättlicher es alle Freuden und Herrlichkeiten der Welt in der Selbsteinbildung, das wahre „Genie" oder δαιμόνιον in sich zu hegen, für sich allein verlangte: um so mehr bewährte es die Unendlichkeit seines Strebens und — so wähnte man — die Unerschöpflichkeit seiner inneren Kraft, auch wenn diese Kraft sich nur im Genießen und Begehren, oder in großen Worten, aber kleinen oder keinen Thaten äußerte.

Die Glückseligkeitslehre war seit lange schon auch in Deutschland zur herrschenden Lebensphilosophie geworden, zuerst der vornehmen, begünstigten Klassen, allmälig auch eines großen Theils des Mittelstandes. Von Frankreich her war sie, zum Theil durch das Beispiel des dortigen Hofes und der von ihm inficirten „guten Gesellschaft", zum Theil als praktische Consequenz eines theoretischen Materialismus und Atheismus, in ziemlich grobsinnlicher, höchstens der Form nach verfeinerter Gestalt, von England durch die Schule Shaftesbury's und Bolingbroke's in einer etwas mehr idealisirten, vergeistigten Richtung nach Deutschland herübergekommen. Wieland hatte diesen Eudämonismus, wie wir sahen, zu einer Art von ästhetisch-philosophischem Cultus ausgebildet. Durch den größeren Ernst, den die thaten- und opferreiche, auf allgemeine Ziele des Völkerlebens gerichtete Zeit Friedrich's des Großen in ihrem Gefolge hatte, war dieser egoistische Trieb nach bloßem Genuß zwar zurückgedämmt, aber niemals ganz unterdrückt worden. Ein schlagender Beweis dafür ist es, daß sogar die von Haus aus so sittlich-strengen Popularphilosophen Mendelssohn, Garve u. A. sich mit jener Glückseligkeitslehre abfinden zu müssen glaubten, indem sie ein Compromiß zwischen Glückseligkeit und Tugend, Genuß

und Pflicht vorschlugen*). Mit der Wiederentfesselung des individuellen Empfindungslebens wogte und wallte jener Trieb nach unendlicher Selbstbefriedigung fesselloser denn je empor**). Das moderne Prophetenthum selbst wußte denselben mit seinen angeblichen hyperidealen Strebungen trefflich zu vereinigen und mit himmlischen Mitteln oftmals sehr irdische Zwecke zu verfolgen. Wir sahen Jung-Stilling und Lavater sogar die Weihe des Gebetes zu profanen Absichten mißbrauchen und Hamann sehr offenherzig in Einem Athem von dem „Ruhme Gottes", dem er diene, und von der Hoffnung, „sein Glück zu machen", sprechen.

Wahrsagerei und natürliche Magie im Dienste dieser Richtung. Mesmer, Gaßner, Cagliostro, St. Germain, Schrepfer u. A.

Diese Sucht der Zeit nach möglichst reichem und zugleich möglichst mühelosem Genuß des Lebens, verbunden mit dem ebenso verführerischen Kitzel eines geheimnißvollen Alleswissens, als des Privilegiums bevorzugter Geister, ward nun aber auch die Handhabe für eine viel gröbere Abart jenes feineren Prophetenthums, für die Adepten eines angeblich übernatürlichen Wissens und Könnens in sozusagen handgreiflichen Wirkungen auf die sinnliche Welt, die Meister der „natürlichen Magie", Hellseherei und Wahrsagerei, der Kunst, durch urkräftige Zaubermittel das Leben zu verlängern, das Alter zu verjüngen und den allezeit mächtigsten Talisman für jegliche Art von Genuß, das Gold, auf mystischem Wege zu bereiten. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie noch weit in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts herein nicht blos hochgebildete und gelehrte Männer, z. B. der Theolog Semler, sondern selbst Naturforscher von so hellem Verstande wie Georg Forster mit der Idee des Goldmachens sich zeitweilig ganz ernsthaft beschäftigen. Semler sandte noch 1786 eine Probe angeblich aus Salz gewachsenen Goldes

---

*) Wie selbst Kant dies noch thun zu müssen glaubte, habe ich in dem oben (S. 404 Note) citirten Aufsatze über Kant ausgeführt.

**) Nirgends ist bekanntlich die ganze Signatur jener Zeit vollendeter dichterisch ausgeprägt, als in Goethe's „Faust". Da ist es nun interessant, zu sehen, wie bei Goethe Faust's unendliches Streben schließlich gipfelt und gleichsam verpufft in sinnlichem Lebens- und Liebesgenuß, während Lessing seinen Faust (soweit uns sein Plan bekannt ist) an übertriebenem Wissensdrange zu Grunde gehen lassen wollte, der Engländer Marlowe dem seinigen vorzugsweise einen unersättlichen Trieb nach äußerer Macht und Herrschaft mitgab.

an den Chemiker Klaproth, und ebenso glaubte er einer Universalarznei in Gestalt eines sogenannten Luftsalzes auf der Spur zu sein*). Von dem berühmten Arzte Beireis in Helmstädt ist nicht recht klar, ob er mehr ein Getäuschter oder ein Täuschender war mit seiner angeblichen Kunst, aus kleinen Diamanten einen großen zu machen, und mit sonstigen ans Wunderbare streifenden angeblichen Resultaten einer außergewöhnlichen Wissenschaft**).

Um wie viel mehr mußten diese vermeintlichen Wunderthäter Eingang und Zulauf finden theils bei der vornehmen Gesellschaft, die nur nach Sinnenlust und nach raffinirten Reizen der Phantasie haschte, theils auch bei Denen, die zwar für gewöhnlich mit feineren Mitteln nach der Erschließung des Reiches der Wunder und nach der Herrschaft über die Gemüther der Menschen trachteten, aber auch gröbere zur Erreichung dieser ihrer Zwecke zeitweilig nicht verschmähten. Cagliostro mit seinem Lebenselixir und seinen angeblichen altägyptischen Mysterien fand in den höheren Kreisen Deutschlands ebenso wie Frankreichs zahlreiche Anhänger. St. Germain, der neben der Gabe ewiger Jugend noch die schätzbare Kunst, Diamanten zu machen, zu besitzen vorgab, lebte in hohen Ehren bei dem Herzog Carl von Hessen in Schleswig. Nicht blos für Mesmer's geschickte Manipulationen mit dem thierischen Magnetismus, auch für die viel plumperen Gaukeleien des katholischen Teufelsbanners Gaßner warf sich Lavater zum Apostel und Protector auf***). Selbst in dem gelehrten und aufgeklärten Leipzig trieb ein schlauer Gastwirth, Schrepfer, mit dem Citiren von Todten und andern Schwindeleien lange ein einträgliches Geschäft unter großem Zulauf des Volkes, bis er zuletzt, entlarvt und weniger keck als jene vorneh-

---

*) Kopp, „Geschichte der Chemie", 2. Bd. S. 240.

**) Goethe in seinen „Tagesheften" („Werke", 31. Bd. S. 213) hat allerhand Interessantes davon mitgetheilt.

***) Barthold, „Geschichtliche Persönlichkeiten", 2. Bd. S. 40 u. 97. An Lavater dachte wahrscheinlich Goethe, wenn er in seiner „Campagne in Frankreich", da, wo er von der berüchtigten Halsbandgeschichte spricht (dem Thema seines „Großcophtha"), äußert: „Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betrügereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer zu verwünschen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen Zudringlichkeiten verwundert" („Werke", 30. Bd. S. 267).

meren Betrüger, durch einen Schuß im Rosenthale sich selbst entleibte*).

Zusammenhang dieser Verirrungen mit dem Aufschwunge der Naturwissenschaften.

Der lebhaftere Aufschwung, den eben damals die Naturwissenschaften zu nehmen begannen, hätte wohl derartigen Täuschungen vorbeugen sollen. Statt dessen trug er von gewisser Seite selbst dazu bei, sie zu begünstigen. Mancherlei überraschende Entdeckungen im Gebiete der Chemie, der Physik, der Physiologie schienen durch die Erkenntniß ganz neuer Naturkräfte (der Elektricität, des Magnetismus u. s. w.) auch neue Wege in die geheimste Werkstatt der Natur zu erschließen**). Mit jener Ungeduld, die gerade der strebendsten Geister sich so leicht bemächtigt, übersprang man die mühsam zu erklimmenden Stufen allmäligen Erforschens, und mit Hülfe einer überspannten Einbildungskraft wähnte man die letzten Resultate geträumten Tiefblicks in die Natur in Einem kühnen Griffe erfassen zu können. Dem alchymistischen Unwesen war zwar schon Leibnitz kräftig entgegengetreten, und seit der im Anfange des 18. Jahrhunderts begonnenen wissenschaftlichen Begründung der Chemie, vollends seit den großen Entdeckungen Lavoisier's, wollte kein Chemiker

*) Wie tief der Hang nach dem Geheimnißvollen und Wunderthätigen, der durch jene Charlatane zu einem so groben Ausdruck kam, in der ganzen Stimmung der Zeit wurzelte, dafür liefert uns ebenfalls die Literatur der 70er und 80er Jahre reiche Belege, die meisten wiederum Goethe. Daß dessen „Faust" sich „der Magie ergiebt", von Mephistopheles durch den Hexentrank sich verjüngen läßt, von ihm begehrt, daß „in undurchdrungnen Zauberhüllen jedes Wunder gleich bereit sei" u. s. w., war in dem Wesen der Faustsage selbst begründet, hing aber doch auch mit dem dunklen Drange, der jene Zeit der Gährung charakterisirt, eng zusammen. Cagliostro's Treiben hat Goethe in seinem „Großcophtha" dichterisch verwerthet. Die Theorie vom thierischen Magnetismus spielt in den „Wahlverwandtschaften" eine Rolle in Ottiliens krankhaften Bezügen zu gewissen Metallen. Schiller's „Geisterseher" ruht wesentlich auf dem Zuge der höheren Kreise zu dem Wunderbaren, wobei zugleich ganz richtig auf den bedenklichen Gebrauch hingedeutet wird, den davon gern die katholische Propaganda machte. Bekanntlich galt Cagliostro (den Schiller wohl zunächst im Auge hatte) für ein Werkzeug der Jesuiten.

**) Selbst von Alex. von Humboldt wissen wir, daß er als junger Mann, dem allgemeinen Drange der Zeit folgend, einer unmittelbaren Erfassung der „Lebenskraft" auf der Spur zu sein meinte. Sein klarer Geist schützte ihn vor den Abwegen, auf welche Andere durch solche Illusionen geführt wurden.

von Ruf noch etwas von hermetischen Processen wissen*). Allein unter anderer Form lebte jenes Unwesen wieder auf in den Gaukeleien der sog. natürlichen Magie und Wunderthäterei, ermuntert und gepflegt von dem Hange der Zeit nach dem Unbegreiflichen, Geheimnißvollen, so wie von der herrschenden Sucht nach leichtem Genuß statt der sauren Arbeit nüchternen Verstandes.

Geheimbündelei.

So gingen von den verschiedensten Seiten aus mannigfache Strömungen nach einem gemeinsamen Mittelpunkte hin. Wer irgend eines höheren Strebens über das Gewöhnliche und Alltägliche hinaus sich vermaß, der suchte in einer oder der andern dieser Strömungen, auch wohl in vielen zugleich, mit vorwärts zu treiben, und fühlte durch die Gemeinsamkeit dieser Neigung sich Andern, Gleichstrebenden, innerlich verwandt. Wie zu Gellert's Zeit eine stille Gemeinde der Empfindsamen, wie unter Klopstock's Einflüssen ein Bund der Freundschaft, Tugend und Vaterlandsliebe (der Hainbund) entstanden war, so bildete sich jetzt eine Art von Geheimbund aller Derer, die der neuen Richtung huldigten; ein „unsichtbarer Kreis", wie Goethe es ausdrückt**), „der wieder in viele einzelne locale Kreise zerfiel". Wie man damals an den Schlagwörtern: Empfindung, Tugend, Freundschaft u. s. w. sich erkannt, so jetzt an der Schwärmerei für Rousseau***), für Sterne oder für Ossian und an den Schlagwörtern: „Natur", „Genie", „Originalität". Männer wie Lavater, wie Hamann, ja auch untergeordnete Geister wie Kaufmann, mochten sich gern als Hohepriester dieser unsichtbaren Kirche, als Eingeweihte eines höhern Grades, als geheime Obere und als berufene Leiter der Anderen fühlen

---

*) Guhrauer, „Leibnitz", 1. Bd. S. 200. Kopp a. a. O. 2. Bd. S. 249. Uebrigens behielt selbst die alte Alchymie, wenn auch nur mehr im Verborgenen, bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Anhänger. Noch 1796 erschien im „Reichsanzeiger" ein „Aufruf" einer sog. „hermetischen Gesellschaft" und fand vielfachen Anklang; es bildeten sich Zweiggesellschaften, es erschien (1798—1803) eine Correspondenz mit zahlreichen Briefen von Solchen, die eingeweiht zu sein begehrten, ein „Hermetisches Journal" (1802) u. s. w. (Ebenda.)

**) „Werke", 31. Bd. S. 38.

***) „In Rousseau's Namen war eine stille Gemeinde weit und breit ausgesä't", sagt Goethe (Ebenda, 26. Bd. S. 181).

und darstellen. Je weniger das äußere, besonders das öffentliche, nationale Leben Gelegenheit bot, den dem Menschen angeborenen Trieb der Vereinigung zu gemeinsamer Thätigkeit zu befriedigen, um so größer war der Reiz, sich in einer geheimnißvollen Gemeinschaft mit Gleichgesinnten zu wissen, auf diese einen Einfluß zu üben und dadurch (so redete man sich gern ein) Menschen und Verhältnisse nach den Eingebungen seines Genie lenken zu können*).

Zusammenfassender Rückblick auf den allgemeinen Charakter dieser Zeit, abgesehen von dem speciell poetischen.

So war die Zeit beschaffen, aus welcher heraus die neue Dichtung sich entwickelte. Wir sind in der Schilderung dieser Zeit weit über die Grenzen der blos schöngeistigen Erscheinungen hinausgegangen. Wir mußten es, weil eben darin die Eigenthümlichkeit der „Sturm- und Drangperiode" besteht, daß dieselbe eine Menge von Gebieten, die scheinbar der Poesie ferner lagen, in ihren Strudel mit hineinzog und aus diesen Gebieten wiederum der Poesie Nahrung zuführte. Ein poetischer Hauch schwebte gleichsam wie ein feiner Duft über allen Ausströmungen des Lebens wie der Wissenschaft und Kunst, und die letzteren selbst erschienen beinahe nur wie ein gröberer Niederschlag des Alles durchdringenden poetischen Geistes. Das Ineinanderfließen aller Richtungen geistigen Lebens und Strebens — jene „Alleinheit", wie sie Hamann als höchstes Ziel des menschlichen Geistes proclamirt hatte — das Herüber- und Hinüberwallen

*) „In Deutschland war damals eine wahre Sucht, geheime Vereine für geistige Bedürfnisse, Gesellschaften zu gegenseitiger Veredelung, Brüder- und Schwesterschaften für moralische und religiöse Zwecke zu begründen oder ihnen beizutreten. Die Freimaurerei spielte in jener Zeit eine wichtige Rolle". So äußert sich Varnhagen in dem Aufsatze über Leuchsenring (den Stifter eines „Ordens der Empfindsamkeit") in seinen „Denkwürdigkeiten", 4. Bd. S. 181. Ueber Leuchsenring siehe auch Goethe's „Werke", 26. Bd. S. 180. Auch diese Seite der damaligen Zeitrichtung finden wir bei Goethe ausgeprägt in seinem „Wilhelm Meister", dessen Anlage zu einem großen Theile auf der Fiction eines förmlichen Geheimbundes mit verschiedenen Graden, Prüfungen u. s. w. (ähnlich dem Freimaurerbunde) und mit einer das Individuum geheimnißvoll auf allen seinen Lebenswegen umgebenden und leitenden Vormundschaft eines Kreises „Wissender" beruht.

der in Spannung versetzten Kräfte aus der einen Sphäre in die andere, und die dadurch erzeugte allgemeine Gährung — das gerade war die recht eigentliche Signatur dieser merkwürdigen Zeit, deren nachzitternde Bewegung auch über die Periode, in welcher sie poetische Blüthen trieb, und über die Kreise, die unmittelbar von ihr befruchtet wurden, theilweise noch weit hinaus ihre Wellenringe erstreckte*).

*) Zum besseren Verständniß des oben Gesagten sei hier beiläufig auf allerlei solche Erscheinungen hingewiesen, welche, obschon nicht unmittelbar den dichterischen Kreisen angehörig, doch jene allgemeine Stimmung der Zeit in mehr oder weniger prägnanter Weise in sich ausgeprägt darstellen. Da ist z. B. jener Plessing, von dem in Goethe's Aufzeichnungen wiederholt Meldung geschieht. Derselbe wendet sich zuerst brieflich an Goethe, um von ihm den Ariadnefaden aus den Wirren seines Innern zu erhalten; Goethe, der diese Briefe unbeantwortet gelassen, besucht den jungen Mann incognito auf seiner Harzreise im Winter. Bei dieser Gelegenheit schildert er uns dessen Wesen mit all der meisterhaften Plastik, die ihm eigen ist. Goethe, damals schon in sich abgeklärter, stellt ihm vor: er werde sich aus seinem selbstquälerischen, düstern Seelenzustande am besten durch Naturanschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien, und führt dies des Weitern aus. Darauf erwiedert Plessing: „Mir kann und soll Nichts in dieser Welt genügen!“ (Goethe's „Werke“, 30. Bd. S. 228 ff.). Diese Aeußerung könnte man fast typisch für jenen Seelenzustand nennen, in dem damals eine Menge junger Leute sich befand und sich gefiel. — Eine ähnliche formlos gährende Natur, die aber unglücklicher endete als Plessing (der sich später doch noch in eine Art von Wirksamkeit für's Leben oder für die Wissenschaft hineinfand), war jener v. Bielefeld, von dem Goethe in seinen „Tages- und Jahresheften“ („Werke“, 31. Bd. S. 62) erzählt. „Bielefeld“, schreibt er, „der sich ‚den Cimbrier‘ nannte, war eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die sich aber in hohlen Räumen erging. Klopstock's Patriotismus und Messianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er dann nach wilder und wüster Weise gutherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom ‚jüngsten Tage‘“ u. s. w. „So trieb er es eine Zeit lang, bis er endlich bei immer vermehrtem Wahnsinn sich zum Fenster herausstürzte und seinem unglücklichen Leben ein Ende machte.“ — Von Kaufmann und seinem ähnlich traurigen Lebensabschluß ist schon die Rede gewesen. — Auch Schubart, den wir früher als freiheitsglühenden Publicisten und begeisterten Apostel der Klopstockschen Empfindsamkeit kennen lernten, war, wie sein Biograph, David Strauß, ihn treffend charakterisirt, „Einer jenes Titanengeschlechts, dessen maßloser Ungestüm ihm selbst verderblich, ohne bleibende Frucht für's Allgemeine war“. Ein andres Mal nennt er ihn den „Helden des moralischen Katzenjammers, der bei ihm immer die religiöse Färbung annahm“. (Strauß, „Schubart“, 1. Bd. S. 361.) Schubart selbst kenn-

Die „Sturm- und Drangperiode" als Folge und Symptom eines krankhaften Zustandes des deutschen Nationallebens.

Gemeinsam war allen von diesem neuen Geiste Ergriffenen die Abwendung von der Wirklichkeit, als einem unbefriedigenden Zustande, und das Streben nach einem Reiche der „Natürlichkeit", als einem außerhalb jener Wirklichkeit stehenden. Und in der That war (wie wir schon im Eingange dieses Abschnittes des Weiteren

---

zeichnete sich in den folgenden, ganz im Jargon der Stürmer und Dränger gehaltenen Worten: „Ich würk' Viel und brauch' Viel. Mein Herz ist ein Schwamm; Thau des Himmels verschluck' ich viel, spritz' aber auch viel aus auf meine lieben Menschen". In demselben Sturm- und Drangstyl haucht Schubart seine überschwängliche Bewunderung für einzelne diesen Kreisen angehörige oder wahlverwandte Persönlichkeiten aus: „Hab 'nen Freund, wie man im Himmel findet, Miller heißt er, macht göttliche Verse, sieht aus wie Johannes an der Brust Jesu. Die vortrefflichen Grafen Stolberg waren auch hier; das sind Dir Leute! Goethe — ein Genie, groß, schrecklich, wie's Riesengebirge. Klinger — unser Shakspeare! Die Kerls habe ich alle lieb gewonnen. Lavater schreibt mir fleißig". U. s. w. (Strauß a. a. O. 1. Bd. S. 324.) — Auch ein Mann, der in seiner reiferen Zeit sehr nüchtern verständig erscheint, der Schöpfer der rationelleren Landwirthschaft, Albrecht Thaer, war in seiner Jugend, als Student zu Göttingen (1770 ff.), jenem wilden Treiben verfallen. Er erzählt von sich selbst („Albrecht Thaer" von Körte, S. 40): „Ich verstieg mich in die höchsten Regionen der Metaphysik, brachte die Nächte zwischen Schlafen und Wachen zu, reizte dadurch meine Phantasie und brachte einen geistig-sinnlichen Zustand in mir hervor, der eine gewisse Seelenschwelgerei und geistige Wollust enthielt. Dazu nahm auch die Sinnlichkeit den Zeitpunkt wahr, sich zu rächen". — Ein Späterer, Weitzel, läßt uns in seinen Selbstschilderungen („Aus meinem Leben") ebenfalls die Nachwirkungen der Sturm- und Drangperiode erkennen. So, wenn er erzählt (a. a. O. 1. Bd. S. 100 ff.): er und seine Freunde auf dem Gymnasium hätten als „Kraftgenies" Goethe nachgeahmt, durch die Wälder wandernd, für Rousseau's und Herder's Ideen sich begeisternd u. s. w.; er habe mit seinen Vertrauten „eine engere Verbindung gebildet, in der sich auf ganz eigne Weise ein höheres Streben mit Unordnung und Uebertreibung paarte". „Es ward nicht selten bis in die späte Nacht geschwärmt, aber dabei gewöhnlich von den höchsten Interessen der Menschheit, von der Unsterblichkeit der Seele, dem Dasein Gottes, der Bestimmung des Menschen und des Bürgers und von andern Gegenständen dieser Art gesprochen. Von einem rauschenden Walzer kamen wir leicht zu einer ernsten Unterhaltung zurück und oft legten wir die Tarokkarte bei Seite, um ein Kapitel aus Herder's ‚Ideen' vorzulesen und zu erläutern." . . . „Bei dem allgemeinen Mißbehagen", setzt er hinzu, „das Veränderung wollte, und bei der Erschlaffung aller Bande herrschte eine Weichlichkeit und Empfindsamkeit, eine

auszuführen versucht haben) das öffentliche Leben der Deutschen wieder schaal geworden, seit die thatenreiche Zeit Friedrich's II. ihm nicht mehr einen bedeutenden Inhalt verlieh, wie es schaal

---

falsche Philanthropie, die nur Worte und Thränen, keine Thaten, nur Mitleid, keine Hülfe hatte" (A. a. O. S. 135. 137). — Ebenso begegnen wir Anklängen aus jener Zeit in dem Jugendleben des großen Juristen Feuerbach, wie es uns sein Sohn Ludwig in der Schrift: „Feuerbach's Leben und Wirken, aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern veröffentlicht", vorführt. So lesen wir daselbst (1. Bd. S. 5) folgenden Gefühlsausbruch des jugendlichen Feuerbach: „Rousseau, Freund der Menschheit und der Tugend, nimm Dank für die Wohlthaten, die Du meinem Herzen erwiesen hast"! Ferner (Ebenda S. 12): „Ich will mich darstellen, wie ich bin; jede Falte meines Herzens will ich durchforschen" u. s. w., endlich in der ausgesprochenen Ungeduld und Selbstzuversicht, etwas ganz Ungewöhnliches zu leisten, die den 18jährigen Jüngling ausrufen läßt (Ebenda S. 13): „Ich möchte vor Schaam vergehen, wenn ich bedenke, daß ich schon 18 Jahre alt und der Welt noch unbekannt bin" (eine Uebertrumpfung der bekannten Aeußerung des Schillerschen Don Carlos: „vierundzwanzig Jahre und Nichts für die Unsterblichkeit gethan"). — Die Lust an der Selbstabspiegelung, aber auch Selbstquälerei, wie sie, namentlich von Lavater, Jung-Stilling u. A. genährt, auch einen Zug der „Sturm- und Drangperiode" bildet, findet sich noch bei Fr. Perthes (in dessen „Leben" von seinem Sohne), wenn dieser das eine Mal ausruft: „Es thut Einem wohl, wenn man vor Gott hintreten und sagen kann: Gott, du weißt es, ich bin gut", dann wieder an sich verzweifelt und nicht zur Ruhe in sich gelangen kann; wenn er den Philosophen Jacobi, mit dem er bekannt wird, „einen Blick in dieses sein eignes Streben und Schwanken thun läßt", und dieser ihm Rath ertheilt u. s. w. — Auch Steffens übte anfangs eine ähnliche empfindsame Selbstschau, sah aber das Ungesunde und Unwahre derselben ein, als ihm das „Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" (von Lavater) in die Hände fiel. Und so ließen sich noch manche ähnliche Beispiele anführen.

Varnhagen von Ense im 4. Bande seiner „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften", S. 180 ff., sagt: „Das ganze Treiben des deutschen Lebens im dritten Drittheile des achtzehnten Jahrhunderts ist im Zusammenhange noch nirgends geschildert worden; für einen aufmerksamen und eindringenden Geschichtschreiber wäre dies ein höchst ergiebiger und dankbarer Stoff. Die Empfindsamkeit, die Physiognomik, der „Sturm und Drang", das Geniewesen, die geheimen Bünde, die Geisterseherei, der Erziehungseifer und viele andere wunderliche Ausgeburten des deutschen Lebens müßten hier besprochen werden". Ob es mir gelungen ist, den Gedanken Varnhagen's annähernd zu realisiren und die allerdings dankbare, aber auch schwierige Aufgabe wenigstens mit einiger Vollständigkeit zu lösen, weiß ich nicht; wo nicht, so müßte ich mich mit dem Spruche trösten: In magnis et voluisse sat est.

gewesen war, bevor diese Zeit aufging. So lange jene Thatenwelt den Geist der Nation kräftigte und in Spannung versetzte, erschien, was sich von ihr absonderte, ungesund und verkehrt. Selbst eines Klopstock „Phantasiewelt“ mußte ihr weichen, und selbst ein Bodmer mußte eingestehen: die „in Schwäche und Weichlichkeit untergehende“ Zeit habe eines Friedrich II. bedurft*). Jetzt aber, wo jene Welt der äußern Thaten wieder in den Hintergrund getreten war, machte die von ihr verdrängte Phantasie- und Empfindungswelt ihre Ansprüche abermals geltend. Was dort als Krankheit und Schwäche verurtheilt worden war — das Uebermaß der Empfindung, welches zur nüchternen That untauglich macht, — das nahm jetzt den Schein der Gesundheit und der Kraftfülle an, weil das äußere Leben an großen Interessen und an würdigen Zielen männlicher Thätigkeit Mangel litt. Der deutsche Nationalkörper krankte und siechte von Neuem, und die Ueberfülle selbst des dadurch wieder in sich gestauten und hochangespannten subjectiven Gefühlslebens war, recht betrachtet, nur ein Symptom eben dieses krankhaften Zustandes des Ganzen (etwa wie die Hypertrophie des Herzens das Symptom eines anormalen Zustandes des körperlichen Gesammtorganismus ist), mochte sie immerhin von dem Individuum als Uebermaß von Vollkraft empfunden werden.

Einzelne von den Hauptträgern jener Bewegung haben diesen Zusammenhang zwischen der Mangelhaftigkeit des öffentlichen und der künstlichen Gespanntheit des individuellen Lebens wohl erkannt und — halb bewußt, halb instinctiv — ausgesprochen. Klinger, der Verfasser des Drama: „Sturm und Drang“, das der Periode ihren Namen gab, äußert einmal: „Wir Deutschen *müssen* durch diese *Verzerrungen* gehen, bis wir sagen mögen: ‚So und nicht anders behagt's dem deutschen Sinne‘. Nichts reift ohne Gährung. Also wäre das wilde Thun bisher doch nichts anderes als: eine Form suchen, die uns behage? *Machten wir eine Nation aus, so hätten wir diese Form gewiß vorgefunden*“. Und Goethe, der poetische Hohepriester der neuen Zeit, drückt dasselbe noch prägnanter in den Worten aus: „*Von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, zu bedeutenden*

---

*) S. oben S. 286, 287.

Handlungen nicht angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, wurden wir durch die Gährung aller Begriffe einer literarischen Revolution zugetrieben"*).

---

*) Gleichwie Goethe hier zu verstehen giebt, daß die fast fieberhafte Steigerung des inneren Empfindungslebens und die damit verbundene Abwendung von der äußeren Welt und ihren Interessen eine Folge der Gehaltlosigkeit dieser letzteren, also einer Unvollkommenheit des damaligen Nationallebens der Deutschen gewesen sei, so finden sich verschiedene Aeußerungen aus dem späteren Leben Goethe's, wo er es als einen fühlbaren, nie ganz zu überwindenden Mangel der deutschen Literatur beklagt, daß dieselbe eben gezwungen gewesen sei, diesen Weg (der vom Leben abgelösten Subjectivität) zu betreten, und die Vorzüge einer von einem kräftigen Nationalleben getragenen und genährten Poesie hervorhebt. So sagt er einmal in „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 25. Bd. S. 336) über den Vicar of Wakefield von Goldsmith: „Der Verfasser hat große Einsicht in die moralische Welt, . . aber zugleich mag er dankbar anerkennen, daß er ein Engländer ist, und die Vortheile, die ihm sein Land, seine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, greift durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge in die große Welt mit ein; auf der reichen, bewegten Woge des englischen Lebens schwimmt dieser kleine Kahn, und im Wohl und Wehe hat er Schaden oder Hülfe von der ungeheuern Flotte zu erwarten, die um ihn her segelt". In seinen Gesprächen mit Eckermann kommt er auf dasselbe Thema zurück, indem er den Vicar mit der „Luise" von Voß vergleicht und darüber sich so ausspricht (Eckermann, „Gespräche mit Goethe", 2. Bd. S. 259): „Im Vicar of Wakefield ist auch eine Landpredigerfamilie dargestellt; allein der Poet besaß eine höhere Weltcultur, daher haben die Personen ein mannigfaltigeres Interesse". Ebenso äußert er ein anderes Mal, da er von Walter Scott spricht (Ebenda 2. Bd. S. 304): „Man sieht, was die englische Geschichte ist, und was es sagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine solche Erbschaft zu Theil wird. Unsre deutsche Geschichte ist dagegen eine Armuth". Als Eckermann von Shakspeare bemerkte (Ebenda 3. Bd. S. 35): „Vieles von Shakspeare lag in der kräftigen, productiven Luft seines Jahrhunderts und seiner Zeit", stimmte Goethe dem vollständig bei. Bald darauf äußerte Letzterer selbst (S. 37): „Wie zahm und schwach ist das Leben geworden . . Das wirkt zurück auf den Poeten, der Alles in sich selber finden soll, während von außen ihn Alles im Stiche läßt". Er wendet dies direct auf seinen „Werther" an — „ein Product", sagt er, „das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eignen Herzens gefüttert habe". „Die Wertherzeit", fügt er hinzu, „gehört nicht dem Gan-

Poetische Ausbeute der „Sturm- und Drangperiode“: Goethe und seine Nachahmer.

Fragen wir nun den eigentlich dichterischen Ergebnissen dieser scheinbar so tiefgehenden und so weitreichenden Bewegung der Geister nach, so sind dieselben auffallend geringe im Verhältniß zu den gewaltigen Anläufen, welche wir so viele Bekenner und Anhänger der neuen Richtung nehmen sehen. Wir lernen hier die volle Bedeutung jener schmerzvollen Apostrophe Goethe's an die Poesie (in der „Zueignung“ seiner Gedichte) recht verstehen:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein.“

In der That war es beinahe der einzige Goethe, der den Geist dieser merkwürdigen Zeit zu wirklich poetischen Gestaltungen abzuklären und zu veredeln verstand*). Die Andern schwelgten zwar in

zen der Weltcultur an, sondern dem Einzelleben.“ Dann wieder einmal spricht er von Schiller's „Räubern“, daß diese „mehr die Aeußerung eines außergewöhnlichen Talents sind, als daß sie von großer Bildungsreife des Autors zeugen“. Und er fährt fort: „Daran aber ist nicht Schiller schuld, sondern der Culturstand der Nation, die große Schwierigkeit, die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen“ (Ebenda 3. Bd. S. 161). Indirect gehören hierher auch Stellen wie folgende: „Könnte man nur den Deutschen, nach dem Vorbild der Engländer, weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gut Stück Erlösung zu Theil werden“ (Ebenda 3. Bd. S. 252). „Ein Dichter, der nur seine wenigen subjectiven Empfindungen ausspricht, ist noch keiner zu nennen; aber, sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Dann ist er unerschöpflich, wogegen eine subjective Natur ihr Bischen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier zu Grunde geht“. . . . „Man spricht immer vom Studium der Alten; allein was will das Anderes sagen, als: richte dich nach der wirklichen Welt und suche sie auszusprechen, denn das thaten die Alten auch“ . . „Jedes tüchtige Streben wendet sich aus dem Innern hinaus auf die Welt, wie man an allen großen Epochen sieht“ (Ebenda 1. Bd. S. 240). „Wir Deutschen sind schlimm daran; unsere Urgeschichte liegt zu sehr im Dunkeln, und die spätere hat aus Mangel eines einzigen Regentenhauses kein allgemein nationales Interesse. Ich that einen glücklichen Griff mit ‚Götz‘; das war doch Bein von meinem Bein. Beim ‚Werther‘ und ‚Faust‘ dagegen mußte ich in meinen Busen greifen“ (Ebenda S. 146). Auch Herder's Bild von dem „fußlosen Paradiesvogel“, womit er die deutsche Literatur in ihrer classischen Periode vergleicht, hat darauf Bezug.

*) Wenn ich hier nur Goethe als den poetischen Messias der „Sturm- und Drangperiode“ nenne, nicht auch Schiller, so sei zur Erklärung dessen kurz

den Strahlengluten des neuen Lichtes, das eine ganze Generation von Dichtern anzuglänzen und zu erleuchten schien, aber sie wurden dadurch nur geblendet, betäubt, verwirrt, so daß sie wie Verzückte taumelten und irre redeten. Ihm allein, dem Höherbegabten, war es gegeben, mit seinem wunderbaren Götterauge, wie mit einem Prisma, den überquellenden Glanz in sanftes, vielartig leuchtendes Farbenspiel abzudämpfen und in kunstvollen Gebilden zu fixiren; ihm allein mit seiner olympischen Hoheit war es vergönnt, inmitten der peinigenden Unruhe, welche die Andern ziel- und haltlos umhertrieb, Manchen in Wahnsinn stürzte oder gar in Selbstmord enden ließ, ruhig und klar zu bleiben und die Sturmflut seines eignen Innern ebenso wie das um ihn her wogende neue Leben zu harmonischem Wellengekräusel ebben zu machen, in welchem Himmel und Erde sich mit zauberischem Schimmer spiegelten.

Schon der Zeit nach datiren alle die Werke, die man als Ausgeburten der „Sturm- und Drangperiode" zu bezeichnen pflegt, von einem spätern Termin, als die ersten, sogleich mit vollen Segeln in dieser Strömung dahinfahrenden Dichtungen Goethe's. Vollends ihrem Geiste und Gehalte nach sind sie fast durchweg entweder nur matte Nachklänge oder grelle, bisweilen fast karikirende Uebertreibungen des gewaltigen Grundtones, den Goethe allein ebenso vollkräftig als in schönem Maße anzuschlagen die Meisterschaft besaß.

War G o e t h e aber der eigentliche dichterische Vertreter und Verkündiger dieser neuen Lebensanschauung, so war H e r d e r ihr kritischer Bahnbrecher und Pfadfinder. In der vorigen Periode hatte der eine Lessing Beides in sich vereinigt: er war Kritiker und Dichter in Einer Person gewesen; jetzt theilten sich diese Zwei in die beiden Arten von literarischer Thätigkeit: Herder, dem zum Dichter die Gabe ursprünglichen, selbstschöpferischen Hervorbringens fehlte und der nur die des Anempfindens und Nachbildens fremder Dichtungen besaß*), gab die Anregung und die Fingerzeige für die

---

angedeutet (was weiter unten näher auszuführen sein wird), daß Schiller zwar im Allgemeinen auf dem Boden des „Sturmes und Dranges" steht, aber durch ein bei ihm hinzutretendes besonderes Element von den Stürmern und Drängern im e n g e r n S i n n e sich wesentlich unterscheidet, daher eine Kategorie für sich bildet.

*) Die kleineren Gedichte sind fast alle zu wenig unmittelbar empfunden,

neue Richtung der Poesie; Goethe mit seinem unvergleichlichen Talente unmittelbar poetischer Anschauung und Gestaltung (was Herder an ihm „den Blick“ nannte) schuf aus diesen Anregungen und nach diesen Fingerzeigen alsbald fertige Kunstwerke. Goethe's Genie war gleichsam der lebendige Quell, der aus dem Felsen sprang, an welchen Herder mit seinem kritischen Stabe schlug.

Herder als kritischer Vorläufer der Genialitätspoesie; dessen Bildung und früheste literarische Thätigkeit.

Herder war aus knappen häuslichen Verhältnissen, aus einer einsamen und verschüchterten Kindheit und nach einer dürftigen Vorbildung erst auf der Stadtschule seines Heimathsortes Mohrungen in Ostpreußen, wo er 1744 geboren war, dann durch den Prediger Willamovius und den Diaconus Trescho, nach Königsberg gekommen und studirte dort seit 1762. Diese Hauptstadt des alten Herzogthums Preußen bot durch ihre Lage unweit der See, ihre zahlreichen Handelsverbindungen und ihre wohlangesehene Universität ausgiebige Mittel eben sowohl zu einer gelehrten Bildung als zu einer freieren Anschauung der größeren Weltverhältnisse. Der junge Herder, schon im Vaterhause von einem glühenden Wissensdurste getrieben, den er nur unvollständig aus Trescho's Bibliothek zu stillen vermocht, suchte jetzt nach allen Seiten hin zugleich seine Kenntnisse zu erweitern und seine Anschauungen vom Leben zu vervollkommnen. Der Buchhändler Kanter stellte dem an äußern Mitteln armen Jüngling seine Bücherschätze zur Verfügung; Kant gestattete ihm, seine Vorlesungen unentgeltlich zu hören; Hamann, ein Freund Trescho's, nahm sich seiner an

---

zu reflectirt, außerdem in der Form meist schwerfällig. Seine Dramen enthalten mehr Allegorie als Handlung, theilweise auch (z. B. der „Entfesselte Prometheus“) eine styllose Vermischung von antikem Mythus und modernen Ideen. Der „Cid“ endlich, an welchen noch am meisten sich ein gewisser Ruf Herder's als Dichter knüpft, ist eine bloße Nachbildung spanischer Romanzen, oder vielmehr — nach den neueren Forschungen von R. Köhler („Herder's Cid und seine französische Quelle“) zumeist nur einer französischen Bearbeitung solcher. Dagegen sind die von Herder übersetzten oder, besser gesagt, nachgedichteten „Volkslieder“ (aus der Poesie der verschiedensten Völker), „Lieder der Liebe“ (aus dem „Hohenlied Salomonis“) und Aehnliches werthvolle Denkmäler seiner feinen poetischen Empfindung und zugleich seines ausgebildeten Sinnes für melodischen Tonfall und Rhythmus.

und fand bald an ihm einen gelehrigen Schüler für seine Vielbelesenheit und seine orakelhaften Aussprüche. Durch ihn ward Herder auf Swift und Shaftesbury, auf Diderot und Rousseau, auf Ossian, Milton und Shakspeare, auf den Koran, die Bibel, die Griechen und noch auf vieles Andere aufmerksam gemacht. In der Vorliebe für Rousseau traf auch Kant mit Hamann zusammen. Kant lehrte damals noch vorzugsweise solche Wissenschaften, welche sich unmittelbar ans Leben und an die Erfahrung anschließen, und so bereicherte sich Herder in dessen Collegien mit allerhand concreten Kenntnissen aus der Naturforschung, der Geographie, der Anthropologie, der Pädagogik*), während Hamann, der directeste Gegensatz zu Kant, in seiner abspringenden Weise ihn auf alle Höhen und in alle Tiefen einer uranfänglichen Gott-, Welt- und Völkeranschauung zu führen versuchte.

So viele und so verschiedenartige Bildungseinflüsse, die gleichzeitig auf ihn eindrangen, mußten wohl in dem, bis dahin auf die engsten Kreise des Lebens und des Wissens beschränkt gewesenen Geiste des Jünglings eine gewaltige Gährung hervorbringen**). Er kam sich selbst vor wie ein Baum, „dessen Zweige von einem Ungewitter alle auf einmal hervorgetrieben wurden", wie eine rasch und vorzeitig gereifte Frucht***). Auch die „Zeugungsbrunst eines Schriftstellers" empfand er bald†). Obschon durch seine Armuth zu allerhand mühsamem Erwerb neben seinen Studien genöthigt, begann er doch schon 1764 erst in kleinern lyrischen Ergüssen, dann in einem größern philosophischen Lehrgedichte, welches er seinem Lehrer

*) Herder selbst schildert Kant's Lehrweise so: „Immer kam er zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf den moralischen Werth des Menschen. Menschen, Völker, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte". („Lebensbild", 1. Bd. 2. S. 179.)

**) „Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung gewesen sein müsse, läßt sich weder fassen noch darstellen" — so äußert sich Goethe in der Erinnerung an den Eindruck, den Herder gleich bei der ersten Begegnung auf ihn gemacht. („Werke", 26. Bd. S. 303.)

***) Pomum praecox nennt er sich selbst.

†) „Lebensbild" a. a. O.

Kant widmete, die Empfindungen und Ideen, die ihn bewegten, auszuströmen*).

Auf Hamann's Empfehlung erhielt er 1764 einen Ruf als Collaborator an die Domschule zu Riga, womit später auch ein Predigtamt verbunden wurde. Riga, die Hauptstadt des damals schon unter russischer Herrschaft stehenden Livland, mit einem kräftigen städtischen Gemeinwesen, einem lebhaften Handel und einer gebildeten Kaufmannschaft, war nach dem Osten hin (in ähnlicher Weise wie nach dem Westen Straßburg) ein äußerster Grenzposten deutscher Cultur, welche dort, je mehr sie räumlich von den eigentlichen Hauptströmungen deutschen Geisteslebens entfernt war, um so energischer nach einer möglichst regen Wechselbeziehung mit diesem hinstrebte. Herder fand dort an Behrens, dem Gönner Hamann's, und an dem Buchhändler Hartknoch kräftige Förderer seines Bildungsdranges. In gesicherter Existenz und zusagender Berufsstellung entfaltete sich seine schon in Königsberg lebhaft angeregte Strebekraft rasch zu vielseitiger Blüthe.

Zahlreiche literarische Entwürfe beschäftigten seinen feurigen Geist, wurden theilweise schon damals im Grundriß ausgearbeitet, theilweise künftiger Ausführung vorbehalten — Entwürfe zu Erziehungsplänen nach Rousseauschem Muster**), Entwürfe zu einer Psychologie, in welcher auf die Entwicklung der Sinne im Gegensatz zum abstracten Denken und auf lebendigen Ausdruck der Sprache im Hamannschen Geiste gedrungen werden sollte, zu einer Abhandlung über Bildung des Volkes durch Religion und Poesie, zu einer Anweisung, wie „der Veraltung der Seelen vorzubeugen und die Jugend recht zu genießen sei", zu einem Jahrbuch der Literatur als einer Sammlung von Schriften zum Studium der Menschheit u. a. m.***). Noch höher verstieg er sich, indem er die ersten Anfänge menschlicher Cultur im Oriente und deren Uebergänge in den Occi-

---

*) In dem einen jener Gedichte (a. a. O. 1. Bd. 1. S. 252) ruft er aus: „Komm, Rousseau, sei mein Führer!" Von dem „Lehrgedichte" sagt er selbst, es sei „das Aufstoßen eines von den Rousseauschen Schriften überladenen Magens" gewesen.

**) S. oben S. 385.

***) „Lebensbild", 2. Bd. S. 311. 361 u. a.

dent, die Ausbreitung der christlichen Religion und deren natürliche Ursachen darzustellen sich vorsetzte — ein Thema, das er um Vieles später in seiner Philosophie der Menschheitsgeschichte wirklich ausführte. Zum Theil nach dem Vorgange Winckelmann's in dessen Geschichte der Kunst, zum Theil nach Winken Hamann's und an der Hand von dessen ungeheurer Vielbelesenheit, versuchte er, das Geheimniß des Werdens der Poesie, die Entfaltung und Wandlung der verschiedenen Volksliteraturen im organischen Zusammenhange mit dem Charakter, der Denk- und Lebensweise der verschiedenen Völker zu erforschen *).

Die ältesten Nationaldichtungen der Hebräer, als welche ihm die alttestamentlichen Erzählungen von der Schöpfung, der Sündflut u. s. w. erschienen **), die einfachen, naiven Volkslieder, von denen ihm in seiner unmittelbaren Nähe, in der lettischen Bevölkerung Livlands, so schöne Proben begegneten ***), dann wieder abwechselnd Homer, Ossian, die Edda, Shakspeare, alles dies verwebte und gliederte sich in seinem vielempfänglichen, leicht erregbaren Geiste zur lebendigen Geschichte einer allgemeinen, von Jahrhundert zu Jahrhundert vorwärtsschreitenden und sich entwickelnden Völkerpoesie.

Wohl mochte Hamann in Herder seinen würdigen Jünger, sich selbst in ihm, was Vielseitigkeit und Erregbarkeit des Geistes

---

*) Z. B. in der „Abhandlung über die Ode", einem Fragment („Lebensbild", 1. Bd. 3. S. 62 ff.), wo er sagt: „Die Ode, das erstgeborene Kind der Empfindung, deren Geist ein Feuer des Herrn ist, mußte natürlich eine andere sein dem Morgenländer, wo sie hitzig war, wie sein Klima, dem Griechen, wo das gemäßigte Klima sie zu sanfteren Empfindungen abkühlte, noch mehr bei dem Römer". Falsch sei es daher, die antike Ode nachbilden zu wollen, statt in der uns angeborenen, natürlichen Empfindungsweise zu dichten. Ein zweites Fragment ist überschrieben: „Geschichte der Dichtkunst" (Ebenda S. 102 ff., 393 ff.).

**) Auch dies führte Herder später in seiner Schrift: „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts" (1774) weiter aus, über welche er an Hamann schrieb („Hamann's Werke", 5. Bd. S. 71): „Die Offenbarung Gottes wird einst simple Geschichte der Weisheit unsres Geschlechtes werden".

***) „Bis auf Herder kannten wir kaum unsre alten Volkslieder", äußert Goethe gegen Eckermann („Gespräche", 3. Bd. S. 165).

betraf, gleichsam verjüngt erblicken*). Nur daß, was bei Hamann orakelhaft dunkel und verschwommen war, bei Herder ungleich abgeklärter und durchgebildeter, wennschon noch immer theilweise in mehr dithyrambischer, als ruhig entwickelnder Form erschien.

Herder's erste Schriften, die „Fragmente“ und die „Kritischen Wälder“.

Herder trat 1766 zuerst öffentlich als Schriftsteller auf. Die „Literaturbriefe“ waren es, die ihn dazu anregten. Er wollte gleichsam eine Fortsetzung zu denselben liefern, indem er einzelne darin angefangene Gedankenreihen weiter ausspann und zu ergänzen oder auch zu berichtigen versuchte. „Fragmente“ nannte er diese Abhandlungen**). Vor Allem ist es die Natur der Sprache, was ihn beschäftigt. Die Geschichte eines Volkes, sagt er, ist die Geschichte seiner Sprache. Wie das Volk in seiner Kindheit nur einfache und starke Empfindungen hat — Schrecken, Furcht u. s. w., so sind auch die Ausdrücke dieser Empfindungen einfach, heftig und stark, — Töne, Geberden; wie das rohe Volk größerer Leidenschaften fähig ist, als das cultivirte, so versteht es auch die Sprache des Affectes besser. Allmälig ändert sich mit dem Charakter des Volkes auch der seiner Sprache. Der wilde Schrei wird zum Gesang, die rohe Geberde zum sinnlich bezeichnenden Namen, zum Bilde. Aber auch jetzt ist es noch eine Sprache der Poesie, eine sinnliche, an kühnen Bildern reiche Sprache, ein Ausdruck der Leidenschaften, in ihrem Formenbau frei, ungefesselt. „Die beste Blüthe der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter, der Rhapsoden, da es noch keine Schriftsteller gab, sondern durch Lieder, durch Gesänge Schlachten, Fabeln, Sittensprüche u. s. w. vorgetragen wurden.“ Erst die alternden Völker verwandeln die Poesie in Prosa, die unmittelbar sinnliche Sprache in eine Sprache der Abstraction und Reflexion, in die Sprache der Wissenschaft***).

Was immer daher in unsrer heutigen Sprache noch Poetisches zu finden ist, das liegt in deren sinnlichem Elemente, in den eigen-

---

*) In dem Briefe, worin er dies ausspricht, warnt er ihn vor „Polygraphie“ („Herder's Lebensbild“, 1. Bd. 2. S. 428).

**) Der vollständige Titel heißt: „Ueber die neuere deutsche Literatur. Fragmente, als Beilagen zu den „Briefen, die neueste Literatur betreffend““ (1766—1767).

***) 1. Sammlung, S. 28 ff.

gearteten (idiotischen) Ausdrücken, solchen Ausdrücken, die sich zum Gegenstande verhalten, wie die Seele zum Körper, in denen die Empfindung wie in einem Sinnbilde sich abdrückt*), nicht in jener akademischen Abgeschliffenheit abgezogener Begriffe, welche den Franzosen das Höchste ist.

In einem andern Fragmente bespricht er die — damals so beliebte und so viel empfohlene — Nachahmung der Alten. Sie scheint ihm ein vergebliches, verfehltes Unternehmen. Nie werde ein Bodmer oder selbst ein Klopstock einem Homer, ein Gleim einem Anakreon gleichen. Jedes Volk habe seine besondern Bedingungen des Empfindens und folglich auch des Dichtens, denn die Empfindung, welche ein Gegenstand in der Seele des Dichters wecken soll, muß schon darin schlafen. „Im Griechen schliefen die Empfindungen freier Helden, was aber schläft im Deutschen?"**). „Unsre Literatur ist ein großer Koloß: sein Haupt von orientalischem Golde, seine Brust glänzt von griechischem Silber, Bauch und Schenkel sind von festem römischen Erz; seine Füße aber sind von nordischem Eisen, mit gallischem Thon vermengt"***). Lateinische Religion und lateinische Literatur haben den Geist des deutschen Volkes früh verengt und verbildet. Denn „kein größerer Schade kann einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes und ihrer Sprache raubt"†). „Wäre Deutschland blos an dem Faden seiner eignen Cultur fortgeleitet — unstreitig wäre unsre Denkart arm, eingeschränkt, aber unserm Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen." Und mit stillem Neide ruft er aus: „O wäre Deutschland in diesen Zeitpunkten eine britische Insel gewesen!" Selbst die sogenannte „Wiederherstellung der Wissenschaften" durch die Neubelebung der classischen Studien (im 15. und 16. Jahrhundert) erscheint ihm, von dieser Seite betrachtet, als für unsre Nationalcultur nicht durchaus vortheilhaft. „Unsre ganze Bildung ward römisch und ist es noch." Erst Luther hat das hohe Verdienst, „die deutsche

---

*) 3. Sammlung, S. 65. 73. 102.

**) „Lebensbild", 1. Bd. 1 S. 73.

***) 3. Sammlung, S. 3.

†) Ebenda S. 13 ff.

Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt, die scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechslertische, verschüttet und durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben zu haben" *).

Wie also bekommen wir wahrhaft nationale und zugleich originale Dichter? Nicht durch Nachahmung fremder Literaturen. Weil der Geschmack der Völker und der Zeiten sich mit dem Fortgange der Sitten und der Denkart ändert, so muß, um sich dem Geschmacke seines Volkes zu bequemen, der Dichter den Wahn und die Sagen der Vorfahren studiren, aber, um auch dem Zeitgeist gerecht zu werden, diese Meinungen der herrschenden Höhe des sinnlichen Verstandes anpassen. Er möge sich sorgsam nach alten Nationalliedern erkundigen — so wird er Stücke bekommen, welche den oft so vortrefflichen Balladen der Briten, den Chansons der Troubadours, den Romanzen der Spanier oder gar den feierlichen Sagolinds der alten Skalden beikommen" **).

Die zweite Schrift Herder's erschien 1768. Er nannte sie: „Kritische Wälder" ***). Sie war ebenfalls durch eine Schrift Lessing's veranlaßt, nämlich durch dessen „Laokoon". Bei aller Verehrung für Lessing wagt doch der kaum vierundzwanzigjährige Jüngling, dem Meister in wichtigen Punkten zu widersprechen. Nicht allein darin, daß er, entgegen der Lessingschen Ansicht, den lauten Ausdruck des Schmerzes, das Schreien, bei den Helden der griechischen Dichter nur unter besondern Verhältnissen, nicht als Regel — nicht einmal beim Philoktet des Sophokles — zugiebt, sondern auch in Bezug auf den eigentlichen Kernpunkt des „Laokoon", die Unterscheidung zwischen der bildenden Kunst und der Poesie. Diesen Unterschied findet Herder nicht sowohl in der Verschiedenheit der Mittel (Farben und Worte), als vielmehr in Folgendem. Das Bild, sagt er, ist ein Kunstwerk nur in dem Nebeneinander aller seiner Theile, als ein im Raume fertig dastehendes Ganzes, das Gedicht dagegen wirkt durch die Kraft (Energie) jeder einzelnen der sinn-

*) Ebenda S. 23.

**) 2. Sammlung, S. 221 ff.

***) Vollständig lautet der Titel: „Kritische Wälder, oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend".

lichen Vorstellungen, durch welche es Gegenstände darstellt, dann aber auch noch durch die Kraft der Verbindung aller dieser Vorstellungen zu einem Ganzen. So ist die Poesie gleichsam Musik und Malerei zugleich, Musik in der Zeitfolge ihrer Töne, Malerei in der sinnlichen Ausprägung des Einzelnen; sie ist „sinnlich vollkommne Rede"*).

Herder ist daher auch keineswegs einverstanden mit der Schlußfolgerung, welche Lessing aus seinen Ansichten über die Verschiedenheit der Poesie und der Malerei zieht, damit nämlich, daß die Malerei nur Körper, die Poesie nur Handlungen solle schildern dürfen. Namentlich gegen das Letztere sträubt sich seine ganze Seele. Zugegeben, daß Homer, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise Handlungen, d. h. in der Zeit fortschreitende Begebenheiten, schildert, ist denn Homer der einzige Dichter? Gab es nicht neben ihm einen Tyrtäus, Anakreon, Pindar, Aeschylus? Wenn sich nun Homer's fortgehende Erzählung, sein ἔπος, bei Anakreon in ein Gesangartiges, ein μέλος, bei Pindar in ein lyrisches Gemälde, ein εἶδος, verwandelte, blieb es nicht immer noch Poesie? Kann, darf man sagen: „Homer schildert Nichts als fortschreitende Handlungen, folglich schildert die Poesie überhaupt Nichts als fortschreitende Handlungen?" Das poetische Ideal eines Homer ist ein anderes, als das eines Anakreon oder Pindar, aber jedes von diesen Idealen ist poetisches Ideal. „Kann Jeder seinen Zweck auf seine Art erreichen, was will ich mehr?" „Jedes Gedicht ist als eine Art von Gemälde, von Kunstwerk zu betrachten, wo alle Theile zu ihrem Hauptzweck, dem Ganzen, mitwirken sollen. Bei allen ist der Hauptzweck poetische Täuschung, bei allen aber auf verschiedene Art. Die hohe, wundersame Illusion, zu der mich die Epopoe bezaubert, ist nicht die kleine, süße Empfindung, mit der mich das anakreontische Lied beseelen will, noch der tragische Affect, in den mich ein Trauerspiel versetzt; indessen arbeitet Jedes auf seine Täuschung, nach seiner Art, mit seinen Mitteln, Etwas im vollkommensten Grade anschaulich vorzustellen — es sei nun dies Etwas epische Handlung, oder tragische Handlung, oder eine einzige anakreontische Empfindung, oder ein vollendetes Ganzes

---

*) „Erstes Krit. Wäldchen", S. 203. Vgl. 231. 233. 238.

pindarischer Bilder, — Alles muß indessen innerhalb seiner Grenzen, aus seinen Mitteln und seinem Zwecke beurtheilt werden. Jede Gedichtart hat ihr eigenes Ideal — die eine ein höheres, schwereres, größeres als eine andere, aber jede ihr eignes. Aus einer muß ich nicht auf die andere oder gar auf die ganze Dichtkunst Gesetze bringen *)“.

Und dann folgt jene Stelle, wo Herder ausruft: „Ich zittre vor dem Blutbade, das die Sätze: ‚Handlungen sind die eigentlichen Gegenstände der Poesie‘, und ähnliche unter alten und neuen Poeten anrichten müssen. Kaum bleibt der einzige Homer alsdann Dichter. Von Tyrtäus bis Gleim und von Gleim wieder nach Anakreon zurück, von Ossian bis zu Milton und von Klopstock zu Virgil wird aufgeräumt — erschreckliche Lücke! Der dogmatischen (didaktischen?), der malenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken“ **).

Nur fünf Jahre liegen zwischen dem „Laokoon“ und den „Kritischen Wäldern“. Und doch, welcher weite Abstand zwischen den Anschauungen Lessing's und denen Herder's! Lessing steht ganz auf dem Boden jener epischen, thatenreichen Zeit, welche die thatenlose Empfindung in den Hintergrund drängte und nur die Darstellung von Handlungen und von Charakteren als einen würdigen Gegenstand der Dichtung gelten ließ; Herder's aufstrebende Mannheit fiel schon wieder in eine Periode des Friedens, wo der Thatendrang ermattet war und an seiner Statt das individuelle Gefühlsleben von Neuem übermächtig hervortrat.

Herder hatte sowohl die „Fragmente“ als die „Kritischen Wälder“ ohne seinen Namen veröffentlicht. Dennoch war seine Verfasserschaft ruchbar geworden und er hatte rasch eine gewisse Berühmtheit als Bahnbrecher einer neuern Richtung in der Literatur erlangt ***), aber freilich auch manche Anfechtungen erfahren.

*) Ebenda S. 223. 225.

**) Ebenda, S. 228 ff.

***) Dies sieht man u. A. aus Goethe's Aeußerungen in „Dichtung und Wahrheit“, 25. Bd. S. 296 ff. 302. An letzterer Stelle heißt es von Herder: „Er hatte sich schon genugsam berühmt gemacht und durch seine ‚Fragmente‘, die ‚Kritischen Wälder‘ und Anderes sich unmittelbar an die Seite der

Kein Wunder, wenn es ihn drängte, in die allgemeine Strömung der Zeit, die auf ihn und auf die er bisher gleichsam nur aus der Ferne gewirkt hatte, nun auch selbst mitten hinein zu treten, mit gleichstrebenden Geistern unmittelbar zu verkehren, durch persönliche Anschauung größerer Welt- und Lebensverhältnisse seine eigne Bildung zu vollenden und sich zu eingreifenderer Wirksamkeit auf Andere geschickt zu machen. Es ward ihm zu eng in dem abgelegenen Riga. „Ich schnappe nach Veränderung!“ ruft er aus. „Nichts soll mich hindern, jede Gelegenheit zu ergreifen, um mehr Länder und Menschen kennen zu lernen.“ Schon früher einmal hatte er geschrieben: „Drei Jahre will ich in Riga aushalten, dann aber auf Reisen!“ „Die Ruhe eines Landpastors“, meint er, „wäre Qual für mich. Lieber will ich noch eine Zeit lang mich winden und seufzen und ausdauern; es muß doch einmal ein Stoß kommen, der mich hebt und fortschleudert*).“

Ein solcher äußerer „Stoß“ kam nicht — denn einem Rufe nach Petersburg (in eine wichtige pädagogische Stellung) zu folgen, also sich noch weiter von den Mittelpunkten deutschen Geisteslebens zu entfernen, trug er mit Recht Bedenken — und so brach er selbst durch einen kühnen Entschluß mit allen seinen Verhältnissen in Riga, legte seine Aemter nieder, obschon man ihn zu halten suchte, und begab sich im Jahre 1769 auf eine längere Reise, und zwar zur See, nach Frankreich. Er wollte, wie er sagt, „die Welt seines Gottes von mehr Seiten kennen lernen, von mehr Seiten zu seinem eignen Stande brauchbar werden“. Der Zweck, für die Welt zu leben, könne dem Zwecke, für sich zu leben, nicht widersprechen, „sonst wären wir entartete Seelen, nicht Menschen und Bürger“ **).

Den äußern Vorwand zu diesem so auffallenden Schritte gab ihm die ausgesprochene Absicht, die Erziehungsanstalten des Auslandes aus eigner Anschauung kennen zu lernen, um später selbst eine solche in Riga zu errichten. Das eigentliche Motiv seines

---

vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit längerer Zeit die Augen des Vaterlandes auf sich zogen“.

*) „Lebensbild“, 1. Bd. 2. S. 212. 386. 483.

**) „Erinnerungen aus dem Leben Herder's“, S. 163.

Handelns war aber jener Drang in die Weite, von dem wir auch andre lebhafte Geister jener Zeit vielfach ergriffen sehen*).

Herder's Tagebuch von seiner Seereise.

Im Juni 1769 ging er zu Schiffe. Wir besitzen ein Tagebuch Herder's von dieser Seereise**), welches uns seine Empfindungen während derselben in unmittelbarster, offenbar getreuester Aufzeichnung vergegenwärtigt. Der ruhelos strebende und in sich gährende, für alle Eindrücke von außen empfängliche, von den verschiedenartigsten Ideen hin und her bewegte Geist Herder's tritt uns hier auf jeder Seite entgegen. Vieles, was zum Theil erst weit später in seinen Schriften feste Gestalt gewann, sehen wir hier schon im Keime sich regend oder zu halbbewußter Klarheit entfaltet. Zu seiner philosophischen „Geschichte der Menschheit" empfängt er schon hier mannigfache Anregungen in der unmittelbaren Beobachtung von Naturerscheinungen, die er so „besser als aus Büchern" kennen lernt. Die Sinne der Wasserthiere, verglichen mit denen der Landthiere, der Wechsel der Luft und des Lichtes, die Sternschnuppen, das Nordlicht und Anderes mehr — Alles gruppirt sich ihm zu einer Art von Naturphilosophie, die er später in jene Menschheitsgeschichte verwebt hat. Das Schiff selbst mit seiner Bemannung erscheint ihm wie ein „Staat im Kleinen", wie das Bild eines jener Naturvölker, die in beschränktem Kreise sich bewegen, wenig Bedürfnisse haben, mit den Elementen immer im Kampfe leben. Aus dem steten Verkehr der Seefahrer mit der Natur und ihren großartigen Wirkungen erklärt er sich die bei den Anwohnern des Meeres meist am frühesten ausgebildete Empfänglichkeit für Wunder und Aberglauben und findet sich so auf die ersten Ursprünge aller Mythologie zurückgeführt***). Nach andrer Seite wieder beschäftigt ihn der Gedanke, wie die Kräfte einer solchen halbwilden Nation „durch einen mächtigen Geist zu einem Originalvolke gemacht werden können"; er gedenkt Peter's

*) Daß die Ausfälle von Klotz u. A. gegen seine Schriften und die sonstigen widersprechenden Urtheile über diese, die er zu lesen bekam, ihn zu dem Entschlusse getrieben hätten, Riga zu verlassen (wie Koberstein a. a. O. 2. Bd. S. 989 annimmt), scheint uns nach den obigen Aeußerungen Herder's weniger glaublich.

**) „Lebensbild", 2. Bd. S. 155 ff.

***) A. a. O. S. 164 ff.

des Großen und seiner gewaltigen culturbildenden Kraft. Pläne persönlichen Ehrgeizes, schon in Riga in ihm aufgetaucht, treten jetzt ernster an ihn heran: er möchte ein großes Werk über die Gesetzgebungen der Völker schreiben in der Weise Montesquieu's, nur vollständiger, und darin auch den großen gesetzgeberischen Reformen in Rußland unter Peter d. Gr. und Katharina eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Dadurch würde er vielleicht sich der großen Czarin, der Freundin Voltaire's, bekannt machen und einen Einfluß gewinnen, den er zum Besten seiner zweiten Heimath, Livlands, ja wohl des ganzen Europa, verwerthen könnte*). Dann wieder wirft sich die Ungeduld seines gährenden Innern nach ganz andrer Seite hinüber. Er möchte durch Reisen, Beobachtungen, Sammlung von Kenntnissen „aus der ganzen polizirten Welt" der „erste Menschenkenner Livlands" werden und dadurch als Prediger sich einen ausgezeichneten Ruf erwerben. Seine Predigten wie seine Schriften sollten „ein Buch zur menschlichen und christlichen Bildung sein"; die Religion wolle er „nur aus dem Gesichtspunkte der Menschheit", nur in der Gestalt lehren, wie sie für unser Zeitalter paßt.

Auch seine erzieherischen Ideen regen sich wieder. Er wolle „ein Etablissement" gründen, „das für die Menschheit, für Welt und Nachwelt Pflanzschule und Muster der Bildung sein könnte". Er habe keine Ader für Bequemlichkeit, wenig für Wollust, — was bleibe ihm übrig, als: Wirksamkeit und Verdienst um Allgemeines?

---

*) Noch von Frankreich aus bittet er den Buchhändler Berglow in Riga um Bücher über das Leben Peter's d. Gr. und Katharinens, über russische Gesetzgebung u. s. w., fragt zugleich, ob wohl ihm, „einem unbekannten Reisenden", gestattet sein würde, der Kaiserin ein solches Werk, wie er vorhabe, zu widmen. In dem Tagebuche kommen verschiedene Stellen vor, wo er diesen Gedanken, der ihn sehr beschäftigt zu haben scheint, weiter ausspinnt. Um Livland zu reformiren, müsse er „das Zutrauen des Hofs gewinnen", zu dem Ende „fremde Länder studiren, große Begriffe von sich und große Absichten in sich selbst erwecken". Rußland, meint er, könne hohe Cultur annehmen, dann diese über Europa ausbreiten, „das im Schlafe liegt", könne letzteres sich dienstbar machen „dem Geiste nach". Wer dies bewirkte, wäre „mehr als Baco". Man müsse dafür die Kaiserin gewinnen. Es dünkt ihm ein wünschenswerthes Ziel, „ein Gesetzgeber für Fürsten und Könige zu sein". „Jetzt wäre der rechte Moment dazu!" (Ebenda.)

Dafür brennt er, und „sein Herz glüht in würdigen Anschlägen" *). Ein solches Institut müßte, aufsteigend von den Studien der Naturwissenschaften, durch Geschichte und Geographie zu Religion, Philosophie, Politik, unter Beschränkung des allzu vielen Latein, unter Verbannung alles blos mechanischen Lernens, zur Verbesserung der Sitten, zur Mäßigung des Luxus, zur Verleihung wahrer Bildung, „dem Adel zu Ehren", Großes wirken. Er möchte für sein Livland Rousseau und Montesquieu in Einer Person sein, möchte dem Beispiel dieser Männer und Locke's, Hecker's, Büsching's nacheifern **).

Dazwischen hat er auch grillenhafte Stunden, wo er sein rechtes Ziel verfehlt zu haben meint, wo es ihn drängt nach Realität des Lebens, nach Abstreifung aller gelehrt pedantischen Bildung, oder auch nach heitrem Daseinsgenuß ohne Tugendscrupel und ängstliche Enthaltsamkeit ***).

---

*) „Lebensbild", 2. Bd. S. 311 ff.

**) Ebenda S. 456 ff. Ein anderes Mal wieder sagt er: er wolle „nicht wie Rousseau ausschweifen", d. h. nicht wie er die Civilisation verachten.

***) „Warum", grübelt er, „habe ich nicht Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften, Zeichnen, Talent des Umganges u. dgl. gelernt? In welche Gesellschaften hätte ich mich dann bringen, welchen Genuß mir vorbereiten können — nicht wortgelehrt, nein, munter, lebhaft, wie es einem Jüngling ansteht! Bin ich nur bestimmt, Schatten zu sehen, statt wirkliche Dinge zu fühlen?" Er möchte „ein Luther und Calvin" für seine Zeit werden und fragt sich, wie er das machen müsse. „Ich frage noch?" ruft er sich zu. „Unnütze Kritik und todte Untersuchung aufgeben, mich über Bücherverdienste erheben, mich zum Nutzen der Welt einweihen, den Geist der Gesetzgebung, des Commerzes und der Polizei gewinnen, Alles im Gesichtspunkte von Politik, Staat und Finanzen einzusehen wagen, Welt, Adel und Menschen (?) zu überreden und auf meine Seite zu bringen suchen. Jüngling, das Alles schläft in dir, aber unausgeführt und verwahrlost! . . In ‚Kritischen Wäldern' verlierst du das Feuer deiner Jugend, die beste Hitze deines Genie, die größte Stärke deiner Leidenschaft: zu unternehmen". Gervinus (a. a. O. 4. Bd. S. 444) bemerkt treffend: außer Goethe's Jugendbriefen gebe es Nichts, was die Titanomachie dieser Jahre, die prometheische Himmelsstürmerei so stark ausspreche, wie dieses Herdersche Tagebuch, aber auch Nichts, was die wunderbaren Selbsttäuschungen so nahe lege, die mit diesen ikarischen Flügen verbunden waren. Uns scheint, selbst die Goetheschen Briefe enthalten so viel gährende Elemente kaum, weil bei Goethe Alles bald poetische Form gewinnt und sich dadurch abklärt. Herder findet in der Tugend selbst „bloße Schwäche", „kahle Abstraction"; nur volles Menschenleben und Glückseligkeit sei wahre Tugend; „jedes Datum

Bei diesen Grübeleien über sich selbst und dieser sinnigen Beobachtung seiner nächsten Umgebungen versäumt er aber auch nicht, seine Blicke darüber hinaus auf die Länder zu werfen, an denen er vorüberfährt. Rußlands aufdämmernde Cultur, Friedrich's des Großen jugendkräftiger Staat, der skandinavische Norden mit den erhebenden Erinnerungen an die sagenhaften Zeiten seiner alten Helden, Hollands und Englands reger Handelsgeist, Frankreich mit seinem Anspruch auf Herrschaft im Reiche des Geschmacks — Alles zieht in unmittelbarster Gegenwärtigkeit an seiner Seele vorüber*). Vor Allem doch entzückt es ihn, die Lieder der alten Skalden, die Gesänge Ossian's, diese ursprünglichen Stimmen der Völker, inniger zu verstehen, lebhafter zu empfinden im persönlichen Anschauen der Orte, wo sie entstanden, der äußern Scenerie der Thaten, die sie besingen. Noch in späterer Zeit gedachte er mit Begeisterung dieses Genusses und rühmte es, wie dadurch erst der wahre Geist und Werth des Volksliedes ihm aufgegangen sei**).

---

ist Handlung, alles Andere Schatten". „Zuviel Keuschheit, die da schwächt, ist ebensowohl Laster, als zu viel Unkeuschheit. Nicht das Negative, die Entsagung, sondern das Positive (wohl der Kraftgebrauch) ist rechte Tugend". „Ich hatte Stunden", sagt er einmal, „wo ich keine Tugend, selbst nicht die einer Ehegattin, die ich doch für den reellsten Grund gehalten, begreifen konnte. Ich fand darin nur Schwächung der Charaktere, Selbstpein" u. s. w. Wieder ein anderes Mal: „Den Sinn des Gefühls, die Welt der Wollüste habe ich nie genossen. Ich empfinde in die Ferne, hindre mir selbst den Genuß durch unzeitige Präsumtion und durch Blödigkeit im Augenblick. Eine aufgeschwellte Einbildungskraft zum voraus tödtet den Genuß, macht ihn matt und schläfrig und läßt mich nur nachher wieder fühlen, daß ich ihn nicht genossen. So geht es mir sogar in der Liebe, die ich mehr in der Abwesenheit, als in der Gegenwart, mehr in Furcht und Hoffnung, als im Genuß empfinde. So lese, so entwerfe, so arbeite, so reise, so schreibe, so bin ich in Allem!" (A. a. O. 2. Bd. S. 162. 180. 311 ff.)

*) A. a. O. 2. Bd. S. 247 ff.

**) In seinen Blättern „von deutscher Art und Kunst", die er 1773 herausgab (in dem „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker") sagt er S. 18 ff.: „Ossian habe ich zuerst in Situationen gelesen, wo ihn die meisten, immer in bürgerlichen Geschäften, Sitten und Vergnügungen zerstreuten Leser kaum lesen können. Sie wissen das Abenteuer meiner Schifffahrt, aber nie können Sie sich die Wirkung einer solchen etwas langen Schifffahrt so denken, wie man sie fühlt. Auf einmal aus Geschäften, Tumult und Rangespossen

In Frankreich verkehrte Herder mit Diderot und andern Männern der neueren Schule. In dem Geistesleben der Franzosen erkannte er zwar den Höhepunkt feinen Geschmackes, doch befriedigt es sein deutsches Gemüth so wenig wie seinen hochstrebenden Geist.

Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Frankreich, erst zu Nantes, dann zu Paris, kehrte er nach Deutschland zurück. Ueber Holland ging er nach Hamburg, wo er Lessing, Claudius, Reimarus kennen lernte, dann nach Kiel, um die Stelle als Führer eines Prinzen von Holstein-Eutin anzutreten, wozu er schon in Paris den Ruf erhalten hatte. Mit dem Prinzen reiste er im Herbst 1770 über Darmstadt, wo er mit Merck verkehrte und seine spätere Gattin Caroline Flachsland kennen lernte*), nach Straßburg. Hier war es, wo Goethe zuerst ihn kennen lernte und alsbald den bedeutendsten Einfluß von ihm erfuhr**).

Herder's Zusammentreffen mit Goethe in Straßburg.

Herder beschäftigte sich ebendamals mit den ältesten Liedern der Völker, als deren Typus ihm Ossian erschien, und mit Shakspeare. Seine Ideen über Beides, die er zum Theil schon während seiner Seereise niedergeschrieben, wird er auch im mündlichen Gespräche

---

der bürgerlichen Welt, aus dem Lehnstuhl des Gelehrten und vom weichen Sopha der Gesellschaften herausgeworfen, ohne Zerstreuungen, Büchersäle, gelehrte Zeitungen, über einem Brette auf offnem, allweitem Meere, in einem kleinen Staate von Menschen, mitten im Schauspiel einer ganz andern, lebenden und unlebenden Natur, zwischen Abgrund und Himmel schwebend, täglich mit denselben endlosen Elementen umgeben, nur dann und wann auf eine neue ferne Küste merkend — nur die Lieder und Thaten der alten Skalden in der Hand, ganz die Seele damit erfüllt, an den Orten, da sie geschehen, hier die Klippen Olaus vorbei, von denen so viele Wundergeschichten lauten, dort dem Eilande gegenüber, das jene Zauberrose mit ihren vier mächtigen sternebestirnten Stieren abpflügte, über dem Sandlande hin, wo vormals Skalden und Wikinger mit Schwert und Lied auf ihren ‚Rossen des Erdgürtels‘ (Schiffen) das Meer durchwandelten, jetzt von fern die Küsten vorbei, wo Fingal's Thaten geschehen und Ossian's Lieder Wehmuth sangen — glauben Sie mir, da lassen sich Skalden und Barden anders lesen, als neben dem Katheder des Professors." . . „Wenigstens für mich sinnlichen Menschen haben solche sinnliche Situationen so viel Wirkung." U. s. w.

*) „Briefe an Merck von Goethe, Herder u. A.", S. 1 ff. „Briefe an und von Merck", S. 4 ff.

**) „Goethe's Werke", 25. Bd. S. 296 ff.

den Straßburger Genossen und namentlich Goethen mitgetheilt haben. Von Letzterm wissen wir, wie Herder diesen antrieb, elsässische Volkslieder zu sammeln*), wie ferner in dem Goetheschen Kreise Herder vor Allem es war, der die Begeisterung für Shakspeare pflegte, zugleich derselben eine festere Richtung gab**). Herder hat diese Ideen um wenige Jahre später veröffentlicht in seinen „Blättern von deutscher Art und Kunst" (1773).

Herder's Betrachtungen über das Volkslied und über Shakspeare als das Programm der neuen Dichterschule.

Was Hamann von der verjüngenden Macht der alten Volkslieder, gleichsam den ersten und unmittelbarsten Offenbarungen des Geistes der Poesie, orakelhaft und aphoristisch verkündet, was Herder selbst bei seinen ersten literarischen Anläufen in Riga nur erst dunkel empfunden, das suchte er jetzt deutlicher und eindringlicher auszuführen. „Je wilder", sagt er, „das heißt je lebendiger und freiwirkender ein Volk ist, desto lebendiger, freier, sinnlicher, lyrisch handelnder sind seine Lieder. Je entfernter von künstlicher Denkweise, Sprache und Letternart es ist, desto weniger sind auch seine Lieder für's Papier gemacht. Die wunderthätige Kraft dieser Lieder, der alten Volkslieder, hängt ab von dem Lyrischen, Lebendigen, gleichsam Tanzmäßigen des Gesanges, von der lebendigen Gegenwart der Bilder, vom Zusammenhange und gleichsam Nothdrange des Inhalts, der Empfindungen, von der Symmetrie der Worte und Sylben, vom Gange der Melodie und Alledem, was zur lebendigen Welt, zum Spruch- und Nationalliede gehört***)."

---

*) Ebenda, 25. Bd. S. 306.

**) Ebenda, 26. Bd. S. 75. „Will Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese Herder's Aufsatz über Shakspeare in dem Hefte „Von deutscher Art und Kunst" . . . „Herder drang in das Tiefere von Shakspeare's Wesen und stellte es herrlich dar." Von Herder selbst erfahren wir („Nachlaß", 3. Bd. S. 81), daß er den Aufsatz über Shakspeare bereits 1771 begonnen hat. — Herder's Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sprache", eine Preisschrift, die er während seines Aufenthaltes in Straßburg verfaßte, gehört weniger hierher. Herder bemühte sich darin, zu zeigen, wie der Mensch durch seine eignen Kräfte und Anlagen, so wie durch das Bedürfniß der Mittheilung seiner Gedanken zur Sprache gelangt sei, während Andere die Sprache als eine unmittelbare göttliche Gabe, die der Mensch fertig empfangen habe, betrachteten.

***) „Von deutscher Art und Kunst; I. Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker", S. 12.

Dem freien, unmittelbaren Ergusse des Volksliedes setzt Herder die Kunstdichtung entgegen, von der er sagt: „Wir quälen uns, nach Regeln zu arbeiten, deren wenigste ein Genie als Naturregeln anerkennt, über Gegenstände zu dichten, über die sich Nichts denken, noch weniger sinnen, noch weniger imaginiren läßt, Leidenschaften zu erkünsteln, die wir nicht haben, Seelenkräfte nachzuahmen, die wir nicht besitzen. So wird Alles Falschheit, Schwäche, Künstelei; verloren ging die wahre Lebhaftigkeit, Wahrheit und Andringlichkeit. Die Dichtkunst, welche die stürmischste, sicherste Tochter der menschlichen Seele sein sollte, ward die lahmste, wankendste; die Gedichte wurden fein oft corrigirte Knaben- und Schulexercitien. Wir sehen und fühlen kaum mehr, sondern denken und grübeln nur; wir dichten nicht über und in lebendiger Welt, im Sturm und im Zusammenstrom solcher Gegenstände, solcher Empfindungen, sondern erkünsteln uns entweder Themata, oder die Art, das Thema zu behandeln, oder gar Beides"*).

Die Seele eines Volkes, äußert er ein andres Mal, sei fast nur sinnlicher Verstand und Einbildung — daher bewege sich das Volkslied meist in „kühnen Würfen und Sprüngen". „Die Gesänge wilder Völker weben immer um eine lebendige Welt, um wirkliche Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten — wie reich und mannigfaltig sind da die Umstände, gegenwärtige Züge, Theilvorfälle. Und alle hat das Auge gesehen, die Seele stellt sie sich vor: Das setzt Sprünge und Würfe!" Alle alte Lieder sind so beschaffen — aus Lapp- und Esthland, lettisch und polnisch, schottisch und deutsch, „je älter, je volksmäßiger, je lebendiger, desto kühner, desto werfender"**).

Herder dringt darauf, daß man auch bei uns die Volks-, Provinzial- und Bauernlieder sammle — auf Straßen und Gassen, im ungelehrten Gesange des Landvolkes, überall, in allen deutschen Landen, in Franken, Tyrol, Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz, und daß man sich dessen nicht schäme***).

Welch schöne Früchte für die deutsche Literatur diese Mah-

---

*) A. a. O. S. 41 ff.
**) S. 46, 48, 59.
***) S. 51 ff.

nungen Herder's getragen, liegt heut vor Aller Augen. Der von ihm selbst gesammelte und übersetzte Schatz von Volksliedern ist durch zahlreiche Nachfolger auf diesem Gebiete sorgsam gehegt und vermehrt worden. Die von ihm gegebene Anregung aber zur Wiedererweckung des volksmäßigen Gesanges durch frisch lebendigen, bewegten, namentlich auch sangbaren Ausdruck natürlicher, starker Empfindungen hat nicht blos alsbald Goethe und Bürger (Jeden in seiner besondern Weise) nach dieser Richtung hin zum Dichten angefeuert, sondern sie wirkt fort in unsrer Poesie bis auf den heutigen Tag.

Doch hatte die Theorie von den „Würfen und Sprüngen" und von dem „Sturme der Empfindungen" auch ihre bedenkliche Seite. Nicht Jedem war es gegeben, mit der naiven Keckheit des sinnlich lebendigen Ausdrucks auch einen tiefern Gehalt zu verbinden, oder im Sturme der Empfindung das Ebenmaß der Schönheit festzuhalten. Die wahrhaft Rousseausche Kriegserklärung gegen unser ganzes civilisirtes Denken und Fühlen, als ein unwahres und unkräftiges, die man aus jener Herderschen Theorie herauslas (mehr, als er selbst wohl gewollt) war eine verführerische Lockung für Solche, die sich „Genies" träumten, ohne es zu sein, um mit allen Regeln zu brechen und in übertriebenen Kraftausdrücken, schwülstigen Bildern, barocken Worten und Satzbildungen den Schein der Natürlichkeit und Volksmäßigkeit zu affectiren*).

Auch kann die Poesie eines geistig entwickelten, von vielseitigen Interessen bewegten Volkes unmöglich bei solchen einzelnen Ergüssen lyrischen Gefühls, bei solchen wilden „Würfen und Sprüngen" stehen bleiben, wie sie den Liedern der Völker in ihrer Urzeit eigen sind, wo dieselben der Natur noch näher, der Bildung ferner stehen. Mit unsrer ganzen Kunstdichtung brechen, um lediglich zu den einfachsten Weisen des Volksliedes zurückzukehren, wäre kaum viel besser als, was Rousseau wollte, allen Fortschritten von Kunst und Wissenschaft entsagen und aus den Stätten der Civilisation in die Einsamkeit der Wälder fliehen. Gewiß war Lessing zu weit gegan-

*) „Auch Shakspeare, auch das Volkslied wurde darauf angesehen, daß ein einzelner Ausruf, ein Fluch oder Seufzer mehr sage, als alle Poesie", bemerkt Tieck („Einleitung zu den Werken von Lenz", XLIX).

gen, wenn er nur dem Epos oder dem Drama, als der Darstellung vielgegliederter und ausgebildeter Culturzustände, die Palme reichte, alle andern Dichtungsarten aber als unebenbürtige von der Mitbewerbung ausschloß; allein ebenso einseitig handelte Herder, wenn er nur das Volkslied als wahre Poesie anerkennen und keine Dichtung gelten lassen wollte, welche nicht wenigstens nach Art des Volksliedes in „Würfen und Sprüngen", in „Sturmdrang" und „Tanzschritt" sich bewegte. Man konnte ihm hier ganz dasselbe entgegensetzen, was er selbst jenem Lessingschen Ausspruche entgegengesetzt hatte. Das Volkslied mag für eine gewisse Richtung der Poesie, die lyrische Empfindung oder die naive Wiedergabe ganz einfacher Situationen, das beste Muster sein; aber ist es darum auch alleiniges Muster für die Poesie überhaupt? Soll diese nicht auch zu andern Gegenständen fortschreiten, für welche die Form des Volksliedes nicht ausreicht, für welche vielmehr andere, entwickeltere Formen gefunden werden müssen?

Herder selbst scheint so Etwas gefühlt zu haben, denn unmittelbar neben die Bewunderung des Volksliedes stellt er die Bewunderung Shakspeare's, und, wie er sein erstes Blatt „von deutscher Kunst und Art" jenem gewidmet hatte, so widmete er sein zweites diesem *).

Herder beginnt seine Abhandlung über Shakspeare mit dem schönen und treffenden Bilde: Shakspeare sei wie Einer, der „hoch auf einem Felsen sitzt, zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meeres, aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels" **). Allein im weiteren Fortgange zeigt er uns mehr nur diesen „Sturm", dieses „Ungewitter und Brausen des Meeres", als daß er uns auf die Höhe führte, von wo aus auch wir dieses unten grollende Spiel der Elemente zu überschauen und uns über dasselbe in heitrer Klarheit zu erheben vermöchten. Er heißt uns „vor Shakspeare's Bühne treten wie vor ein Meer von Begebenheiten, wo Wogen in Wogen rauschen, wo die Auftritte der Natur vor- und abrücken, in einander wirken, so disparat sie scheinen, sich hervorbringen und sich zerstören, damit die Absicht des Schöpfers,

*) „II. Betrachtungen über Shakspeare."

**) A. a. O. S. 73.

der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung gesellt zu haben scheint, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicee Gottes" *).

Und nun giebt er eine Analyse der Hauptdramen Shakspeare's: „Lear", „Othello", „Macbeth", „Hamlet", — doch nein, nicht eine wirkliche Analyse, sondern nur eine lebhafte Schilderung der Reihenfolge der darin dargestellten Begebenheiten, Situationen, Oertlichkeiten, eine Art von Scenarium, vermischt mit Ausrufen der Bewunderung und Begeisterung über die Kunst Shakspeare's, aber keine eigentliche Erklärung, wie und warum diese Begebenheiten gerade so auf einander folgen, sich verketten und zu einem bestimmten Ende hin drängen **).

---

*) A. a. O. S. 93.

**) Man urtheile, ob die nachfolgenden Stellen über „Lear" wirklich von diesem Drama und von Shakspeare's dramatischer Kunst im Allgemeinen einen deutlichen Begriff geben: „Lear, der rasche, warme, edelschwache Greis, wie er da vor seiner Landcharte steht, Kronen verschenkt und Länder zerreißt, in der ersten Scene der Erscheinung, trägt schon alle Samen seiner Schicksale zur Aernte der dunkelsten Zukunft in sich! Siehe, der gutherzige Verschwender, der rasche Unbarmherzige, der kindische Vater wird es bald sein auch in den Vorhöfen seiner Töchter — bittend, betend, bettelnd, fluchend, schwörend, segnend, ach Gott, und Wahnsinn ahnend, wieder sein bald mit bloßem Scheitel, unter Donner und Blitz, zur untersten Classe von Menschen herabgestürzt, mit einem Narren und in der Höhle eines tollen Bettlers Wahnsinn gleichsam pochend vom Himmel herab. Und nun in der ganzen lichten Majestät seines Elends und Verlassens, und nun zu sich kommend, angeglänzt von den letzten Strahlen der Hoffnung, damit diese auf ewig erlösche. Gefangen, die todte Wohlthäterin, Verzeiherin, Kind, Tochter auf seinen Armen, auf ihrem Leichnam sterbend, der alte Knecht dem alten König nachsterbend: Gott, welch ein Wechsel von Zeiten, Umständen, Stürmen, Wetter, Zeitläuften, und alle nicht blos Eine Geschichte, nach der strengsten Regel deines Aristoteles, sondern tritt näher und fühle (!) den Menschengeist, der jede Person und Alter und Charakter und Nebending in das Gemählde ordnete!" . . . — „Alles zu einem Ganzen sich fortentwickelnd, zu einem Vater- und Kinder-, Königs- und Narren- und Bettler- und Elendganzen zusammengeordnet, wo doch überall bei den disparatesten Scenen Seele der Begebenheit athmet, wo Oerter, Zeiten, Umstände, selbst, möchte ich sagen, die heidnische Schicksal- und Sternenphilosophie so zu diesem Ganzen gehören, daß ich Nichts verändern, versetzen, aus andern Stücken hierher oder hieraus in andere Stücke bringen könnte." — Oder über „Hamlet": „Schloßplatz und bittere Kälte, ablösende Wache und Nachterzählungen, Un-

Offenbar war es Herdern vor Allem darum zu thun, Shakspeare wegen der Mannigfaltigkeit und des Reichthums von Personen und Begebenheiten und des dadurch bedingten häufigen Scenenwechsels in seinen Dramen gegenüber den Griechen mit ihrer Einfachheit der Handlung und ihrer strengen Einheit von Ort und Zeit nicht blos zu „entschuldigen“, sondern als das wahre Muster des germanischen Dramatikers zu preisen. Was er über diesen Gegensatz, als einen in den gegebenen Voraussetzungen dort des antiken, hier des modernen Dramas begründeten, sagt, das hatte im Wesentlichen schon Lessing gesagt*) und darin sagt Herder eigentlich nichts Neues. Aber Lessing hatte Shakspeare's eigenthümliche Dichtergröße keineswegs gerade darin und nur darin, sondern weit mehr in etwas Anderem gefunden: in der wunderbaren Kraft seiner Seelenmalerei, der Naturwahrheit seiner Charaktere, und daß er so tüchtige, so inhaltvolle, so durch und durch gesunde Charaktere schuf — ebensowohl in seinen lieblichsten, wie in seinen ungeheuersten und erschütterndsten Vorwürfen —, in der Art, wie er Völker und Individuen in ihrer vollen ausgeprägten Besonderheit abzubilden verstand, „wie in einer camera obscura“, und so gleichsam der Zeit ihren Spiegel vorhielt**). In Bezug auf das innerlich bewe-

glaube und Glaube — der Stern — und nun erscheint's! So weiter alles Costüme der Geister erschöpft, der Menschen und Erscheinungen erschöpft! Hahnkräh' und Paukenschall, stummer Wind und der nahe Hügel, Wort und Unwort — welches Local, welches tiefe Eingraben der Wahrheit! Und wie der erschreckte König kniet und Hamlet vorbeiirrt in seiner Mutter Kammer vor dem Bilde seines Vaters! Und nun diese andre Erscheinung: er am Grabe seiner Ophelia, der rührende good fellow in allen den Verbindungen mit Horatio, Ophelia, Laertes, Fortinbras! Das Jugendspiel der Handlung, was durch's Stück fortläuft und fast bis zu Ende keine Handlung wird“ u. s. w. Oder über „Macbeth“: „Der Zuschauer fortgerissen von Schauplatz zu Schauplatz, von der öden Haide, wo die Hexen tanzen, zum Königsschloß, wo der Mord sich vorbereitet, zum Walde, wo Banco fällt, nun wieder zur Hexenhaide, zur Behausung Macduff's, zur nachtwandelnden Lady Macbeth, und so bis zu Ende, immer wechselnd wie die Schicksals-, Königsmord- und Zauberwelt, die als Seele das Stück bis auf den kleinsten Umstand von Zeit, Ort, selbst scheinbaren Zwischenveränderungen belebt, Alles in der Seele zu Einem schauderhaften, unzertrennlichen Ganzen macht“.

*) S. oben S. 334.

**) S. oben S. 335 ff.

gende Moment der dramatischen Dichtung oder das, was Lessing den „Zweck der Tragödie" nannte, steht Herder noch auf demselben Standpunkte wie Lessing: auch ihm ist dieser Zweck nur die Erregung von „Mitleid und Furcht"; zu der Erkenntniß des tieferen Unterschiedes zwischen dem antiken und dem modernen Drama, daß der Held dort beinahe willenlos einem über ihm unwiderstehlich, unentfliehbar waltenden Götter- oder Schicksalsschluß unterliegt, während er hier sein Schicksal sich selbst bereitet, — zu dieser Erkenntniß ist er in seinen Betrachtungen über Shakspeare so wenig vorgedrungen wie Lessing.

Der Einfluß dieser Herderschen Shakspearestudien auf die Neubelebung des Dramas war daher zwar gewiß ein fruchtbarerer als der von Gerstenberg und von Lenz, weil er sich nicht auf die Lust an den Kraftstellen Shakspeare's oder die Empfehlung seiner Regellosigkeiten beschränkte, vielmehr die tiefere organische Gestaltungskraft des Dichters wenigstens ahnen ließ. Freilich aber auch nur ahnen ließ, nicht in ruhiger Darlegung zum klaren Bewußtsein erhob. Denken wir uns nun vollends diese Flut und Glut dithyrambischer Begeisterung, die schon beim Lesen fast betäubend wirkt, in lebendiger Rede, mit all dem bedeutenden Eindruck, der Herdern im persönlichen Gespräche eigen war*), auf junge, feurige Geister eindringend, so mögen wir uns wohl vorstellen, wie dadurch ein gewaltiger Sturm und Drang des Häufens von Begebenheiten auf Begebenheiten, des schrankenlosen Schaltens mit Ort und Zeit in ihnen erzeugt ward, nicht in gleichem Maße jedoch die für den dramatischen Dichter ebenso nothwendige Klarheit und Sicherheit der Selbstbeschränkung und der Begrenzung des historischen Stoffes.

So hatte Herder nach zwei Seiten hin für eine neue Schule

---

*) Goethe giebt davon Zeugniß in „Dichtung und Wahrheit" („Werke", 25. Bd. S. 301 ff.), wenn er von der „Fülle dieser wenigen Wochen" spricht, welche sie zusammen lebten, worin ihm „Alles, was Herder nachher allmälig ausgeführt hat, im Keime angedeutet ward und er dadurch in die glückliche Lage gerieth, Alles, was er bisher gedacht, gelernt, sich zugeeignet hatte, zu completiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern", wenn er Herder's „Anziehungskraft" und sein Talent rühmt, „anzuregen", allerdings mehr als „zu führen und zu leiten". „Je heftiger ich im Empfangen," sagt er, „desto freigebiger war er im Geben."

der Poesie den Anstoß gegeben und gleichsam das Programm entworfen. Durch seine Hinweisung auf das Volkslied und Ossian hatte er die Entfesselung des individuellen Empfindungslebens in seiner ganzen Ursprünglichkeit und Eigenartigkeit ermuthigt und legitimirt. Durch seine begeisterungsvolle Anpreisung Shakspeare's als des Meisters lebendiger, gewaltig vorwärts stürmender Darstellung einer Welt voll wechselnder, sich drängender Begebenheiten und Actionen gab er dem Triebe dramatischer Gestaltung, den schon Lessing geweckt hatte, einen neuen, mächtigen Sporn, wies ihm aber freilich viel weniger sichere Grenzen an, als dieser, da er größeres Gewicht auf die Expansion als auf die Concentration des dramatischen Stoffes legte.

An Goethe fand er für beide Richtungen einen empfänglichen Schüler. Goethe ward nicht blos Herder's getreuester Gehülfe im Sammeln von Volksliedern, sondern ihm selbst ging jetzt zuerst der Sinn auf für ächt naive, ursprüngliche Sangesdichtung. Und sein „Götz", mit dem recht eigentlich die Poesie des „Sturmes und Dranges" anhebt, ist schwerlich (wie er später sich einbildete) vor der Wandlung, die durch Herder mit ihm vorging, in seiner Seele entstanden. Die Begegnung Herder's mit Goethe in Straßburg darf somit als die Geburtsstunde, Straßburg selbst aber als die Wiege der neuen Epoche unsrer Literatur betrachtet werden; denn hier, unter dem befruchtenden Einflusse der Herderschen Ideen, entfaltete sich Goethe's Genius zuerst zu der Richtung, welche der „Sturm- und Drangperiode" ihren Stempel aufdrückte.

Eine eigenthümliche Schickung wollte es, daß gerade in der Stadt, deren Verlust an Frankreich einst beinahe den tiefsten Punkt der Erniedrigung Deutschlands bezeichnet hatte, eine Poesie geboren ward, die im eminentesten Sinne deutsch war, deutsch freilich auch insofern, als sie ebensosehr in der Verkümmerung, Zersplitterung und Ohnmacht des deutschen Wesens nach außen, wie in der überquellenden Fülle und Kraft deutschen Geistes- und Gefühlslebens ihre tiefsten Wurzeln hatte und ihre wesentlichste Signatur fand.

Literarische Anzeige.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen:

Deutschland
im
Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann.

1. Band: Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im 18. Jahrhundert.

gr. 8. (XX und 428 S.) 1854. Preis 7 Mark 50 Pf.

Inhalt:

Erster Abschnitt. Deutschlands Umfang, Bevölkerung und politische Eintheilung im vorigen Jahrhundert.

Zweiter Abschnitt. Die Reichsverfassung. — Der Kaiser und die Landesherren. — Kaiser und Reich. — Der Reichstag. — Die Reichsgerichte. — Das Kriegs- und Finanzwesen des Reichs. — Die politischen Parteien unter den Ständen des Reichs und in der Nation.

Dritter Abschnitt. Die Einzelstaaten. — Landesherr und Unterthan. — Beamtenschaft. — Gerichte. — Landstände. — Presse und Preßpolizei. — Politischer und bürgerlicher Gemeingeist. — Gemeindewesen. — Die Reichsstädte.

Vierter Abschnitt. Die Volkskraft im Dienste der herrschenden Kreise. — Militärwesen und Finanzwirthschaft.

Fünfter Abschnitt. Die Gewerbsthätigkeit des Volks und ihre Resultate. — Landwirthschaft, Handel und Industrie. — Verkehrsmittel und Verkehrshindernisse. — Bürgerliche Gesetzgebung und Rechtspflege. — Geld- und Creditverhältnisse. — Transportwesen, Straßen, Canäle, Fluß- und Wegezölle, Posten, Reise- und Briefverkehr.

Sechster Abschnitt. Bevölkerungsverhältnisse.

Siebenter Abschnitt. Materielle Zustände der Bevölkerung in Bezug auf Nahrung, Wohnung, Lebensgenüsse und Bequemlichkeiten. — Besitzverhältnisse der verschiedenen Classen. — Der Arbeiterstand und die Arbeitslöhne. — Armenwesen. — Sociale Einrichtungen. — Auswanderung.

[Vergriffen.]

2. Band: Deutschlands politische, materielle und sociale Zustände im 18. Jahrhundert.

Erster Theil: Bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740).

gr. 8. (XXIV und 560 S.) 1858. Preis 9 Mark.

Inhalt:

Erster Abschnitt. Allgemeine Physiognomie der Gesellschaft in Deutschland am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. — Schroffe Absonderung der vornehmen Stände von den bürgerlichen Classen in Bildung und Sitte, und theilweiser Verfall der letzteren. — Rückblick auf die Entwickelung dieser Zustände von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege.

Zweiter Abschnitt. Der dreißigjährige Krieg und seine Wirkungen auf die gesellschaftlichen und sittlichen Zustände Deutschlands.

Dritter Abschnitt. Vollendung der begonnenen Sittenveränderung an den deutschen Höfen. — Der Hof Ludwigs XIV. von Frankreich und sein Einfluß auf Deutschland.

Vierter Abschnitt. Fürsten, Höfe und Adel im achtzehnten Jahrhundert.

Fünfter Abschnitt. Die bürgerlichen Classen und ihre allmälige geistige und sittliche Wiedererhebung. — Die gelehrten und die praktischen Wissenschaften. — Die Philosophie. — Leibnitz.

Sechster Abschnitt. Die kirchlichen Verhältnisse und das religiöse Leben des Volkes. — Die katholische Kirche in ihrer Stellung zu der protestantischen: Proselytenmacherei; Unionsversuche. — Die protestantische Kirche seit dem Abschluß der Concordienformel. Schroffer Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformirten. Bewegungen innerhalb des Lutherthums: Mystiker. G. Calixt. Spener und der Pietismus.

Siebenter Abschnitt. Die Anfänge der sogenannten Aufklärung. — Chr. Thomasius u. A.

Achter Abschnitt. Weitere Ausbreitung und Entwickelung der Grundsätze der „Aufklärung". Arnold, Dippel, Edelmann u. A. — Chr. Wolf und seine Bemühungen, die Philosophie zugleich zu popularisiren und zu systematisiren. Seine Stellung zur positiven Religion und seine Kämpfe mit den Halleschen Pietisten und den Orthodoxen. — Sittlicher Einfluß der Wolf'schen Philosophie.

Neunter Abschnitt. Anwendung der neuen philosophischen Ideen auf das Leben und die Gesellschaft: die moralischen Wochenschriften. — Anfänge einer allgemeinen ästhetisch-literarischen Bewegung. Die Verirrungen der gelehrten Dichtkunst und der Rückschlag dagegen: die Satiren Neukirchs, Wernickes u. A. — Wiedererwachen einer natürlichen Dichtweise: Günther, Brockes, Richei, Hagedorn, Haller. — Die Versuche zur Herstellung einer nationalen Poesie im umfassenderen Sinne: J. Chr. Gottsched und die Schweizer.

Zehnter Abschnitt. Allgemeines Bild der geistigen, sittlichen und geselligen Zustände des deutschen Volks am Ende dieses Zeitraums.

Zweiter Theil: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

1. Abtheilung:

Erster Abschnitt. Die Periode der Empfindsamkeit in der Literatur und im Leben des deutschen Volkes; die Hauptvertreter dieser Richtung: Gellert, Gleim, Klopstock.

Zweiter Abschnitt. Umschlag der Empfindsamkeit. Der Epikureismus als Doctrin. — Chr. M. Wieland.

gr. 8. (X und 226 S.) 1867. Preis 4 Mark.

2. Abtheilung:

Dritter Abschnitt. Neubelebung der deutschen Literatur durch Friedrich den Großen und seine Thaten. G. E. Lessing als Vertreter der dadurch erweckten realistischen Poesie.

Vierter Abschnitt. Die deutsche Poesie abermals unter dem Einflusse einer einseitigen Herrschaft des innern Empfindungslebens. Die Sturm- und Drangperiode: allgemeine Charakteristik dieser Zeit; Herder als kritischer Vorläufer der Genialitätspoesie.

gr. 8. (IX und 214 S.) 1875. Preis 4 Mark.

Unter der Presse:

3. (Schluß-) Abtheilung:

Fünfter Abschnitt. Goethe bis zu seiner italienischen Reise. Die anderen Dichter der Sturm- und Drangperiode: Lenz, Klinger, Wagner, Maler Müller. Schillers Jugenddichtungen.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Literarische Anzeige.

Jetzt vollständig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit.

Von

J. J. Honegger,

Verfasser der „Literatur und Cultur des Neunzehnten Jahrhunderts“.

In fünf Bänden. Preis 42 Mark.

Erster Band. — **Die Zeit des ersten Kaiserreichs.**
[XII u. 416 S. 1868. 7 Mark 50 Pf.]

Zweiter Band. — **Die Zeit der Restauration.**
[X u. 542 S. 1869. 9 Mark.]

Dritter und vierter Band. — **Das Julikönigthum und die Bourgeoisie.**
[3. Bd. VIII u. 592 S. 1871. 9 Mark.] — [4. Bd. VIII u. 545 S. 1871. 9 Mark.]

Fünfter Band. — **Dialektik des Culturgangs und seine Endresultate.**
[XII u. 422 S. 1874. 7 Mark 50 Pf.]

Mit dem jüngst ausgegebenen fünften Bande der „Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit“ ist das groß angelegte Werk, dessen erster Band im Jahre 1868 erschien, zu Ende geführt.

Der Verfasser hat in diesen sechs Jahren die besten Stunden und den nachhaltigsten Fleiß auf die gleichmäßige Durchführung des Werkes verwendet, in welchem er eine Lebensaufgabe zu erfüllen entschlossen war; bevor er aber zur Ausarbeitung schritt, hatte er sich in den Stand gesetzt, durch anstrengendste unausgesetzt Jahrzehnte hindurchlaufende und nach möglichster Selbständigkeit des Urtheils ringende Studien über ein sehr weit reichendes Material zu verfügen. Er darf dieses Verdienst für sich in Anspruch nehmen nicht blos auf dem Gebiete, welches als die Hauptgrundlage mit der größten Liebe und in der relativ weitesten Ausdehnung gepflegt ist, dem literarischen. Er hat vielmehr in frühern und auch in diesen letzten Jahren durch eigene Beobachtung an einigen Hauptsitzen der Kunst auch auf diesem Felde sich zu orientiren, hat die Schwankungen des politischen und des schwer sich gestaltenden social-politischen Lebens zu verfolgen gesucht, um wenigstens soweit wie möglich auf quellenmäßigen Studien zu fußen. Sorgfältiges Selbstudium war in allen Gebieten um so dringlicher, als die hier verfolgte Aufgabe in dieser Weite und diesem Stil durchaus noch nicht versucht worden und der Verfasser absolut auf sich angewiesen war. Jedenfalls ist die Aufgabe von größter Ausdehnung und nicht minderer Schwierigkeit weder leicht noch flüchtig genommen worden. In der Auffassung leitete das redlichste Streben und unbedingter Gerechtigkeitssinn ohne alle Nebenrücksichten für oder wider die einzelnen Zeiterscheinungen.

Der Verleger hat in bester Weise durch eine der großen Anlage würdige Ausstattung, insonderheit noch durch die mühsame, aber gerade bei einem Werk von diesem umfassenden Inhalte doppelt erwünschte Anlegung genauer Specialregister für die einzelnen Bände sowie eines Universalregisters zur Erhöhung des Werthes und Erleichterung der Benutzung beigetragen

Wer für Dank arbeitet, sagt der Verfasser im Prospect zum letzten Bande, ist ein schlechter Diener des Rechten. Darf der Autor gewissenhaft sich gestehen, auch nur etwas beigesteuert zu haben im Kampfe für die ewigen Leitsterne, welche uns emporheben über den Schwindel und die Anfeindungen, den Streit und die Misere des Alltagslebens, so ist das Alles, was er erwarten kann und — soll. Es giebt trotz aller trüglichen und vorlauten Tagesmächte nur drei leitende Sterne, denen zu dienen sich lohnt:

Licht, Wahrheit, Freiheit!

Bestellungen auf dieses Werk werden von allen Buch- und Kunsthandlungen sowie direct vom Unterzeichneten entgegengenommen.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Biedermann, Karl,

Deutschland im achtzehnten Jahrhundert

Bd.: 2,2,2

Leipzig 1875